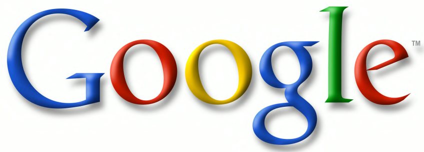


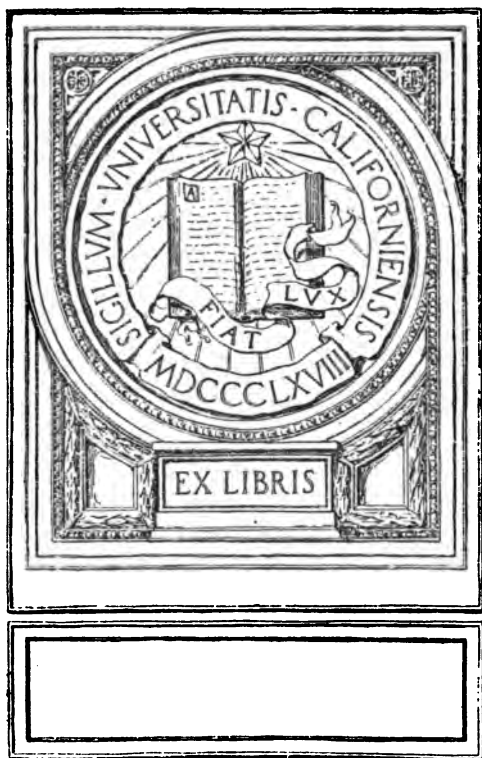
KARL JOHANN RITTER VON GRUEBER

LEBENSERINNERUNGEN EINES REITEROFFIZIERS VOR HUNDERT JAHREN.

HERAUSGEGEBEN VON SEINEM NEFFEN FR. v. ST.

Wien, 1906.

Verlag von L. W. Seidel & Sohn.


SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Karl Johann Ritter von Grueber.

Lebenserinnerungen eines Reiteroffiziers vor hundert Jahren.

Herausgegeben von
seinem Neffen Fr. v. St.

Wien, 1906.
Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

Vorwort.

Der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts weckt allerorten die Erinnerung an das gewaltige Ringen des verbündeten Europa gegen das geniale Feldherrntum des großen Korsen, welches vor hundert Jahren die Völker in atemloser Spannung erhalten hat.

Fachschriften erörtern die damals gestellten militärischen Probleme, deren Lösung durch die auf den Schauplatz getretenen Massen auch für die Jetztzeit zweifellos lehrreich ist.

Daneben mehren sich Memoirenwerke, dem Historiker oft als unschätzbare Fundgrube geltend, welche demjenigen, der Milieustudien zu treiben hat, besonderes Interesse bieten.

So gestaltet sich die Erinnerung an den langjährigen Befreiungskampf zu einer literarischen Zentenarfeier, welche die nun weit zurückliegenden Ereignisse unter vielseitigster Beleuchtung schauen läßt.

Wenn ich indes nicht irre, so finden sich gerade aus den Reihen unserer Armee, die zur endlichen

Besiegung Napoleons das schwerste Gewicht in die Wagschale warf, die wenigsten Aufzeichnungen von Mitkämpfern, die dem Kolossalgemälde, jene intimen Züge beizufügen, im stande sind, welche allein das Werk unserer Vorfahren der Empfindung der jetzigen Generation näherzurücken vermögen.

Solche Erwägungen haben mich bestimmt, einen bescheidenen biographischen Beitrag durch Veröffentlichung der Aufzeichnungen meines vor vierzig Jahren verstorbenen Onkels zu liefern.

Er war nicht einer von den Großen, deren Handeln den Ausgang wichtiger Aktionen zu bestimmen vermochte; nur ein schlichter Reiteroffizier erzählt in der wenig gedrechselten Sprache seiner Zeit und Umgebung, was er in den Kriegsjahren anno 1800, 1805, 1809, 1812, 1813 und 1814 in österreichischen und bayrischen Diensten erlebte.

Was den vorliegenden Aufzeichnungen unleugbaren Reiz verleiht, ist die ganz merkwürdige, geradezu abenteuerliche Gestaltung von Gruebers Lebenslauf.

In den Papieren des Verstorbenen fand sich folgende Bemerkung:

„Daß man gewöhnlich einen von Schicksalen verfolgten Menschen geringschätzig als einen Abenteurer bezeichnet und seine Glücks- oder Unglücksfälle als unbedeutende Ereignisse eines ‚Glücksritters‘ beurteilt, ja wohl gar in die Kategorie der Übertreibungen, Lügen und Erdichtungen zu

werfen geneigt ist, darf nicht bestritten werden. Ich habe es wenigstens selbst erlebt, daß mancher gute Scheinfreund, dem ich auf vieles Zureden manches aus meinem bitteren Schicksale zutrauensvoll eröffnete, während meiner Erzählung innige Teilnahme heuchelte und kurze Zeit darauf mich bei andern einen ‚Fabelhans' schalt, ja sogar meine Mitteilungen derart entstellte, daß man die Erlebnisse höchst unwahrscheinlich und erdichtet anerkennen mußte.

Ich habe nunmehr mit der Welt abgeschlossen. Bei meiner ruhigen und besonnenen Weltansicht glaube ich mich von den großen und wirkenden Interessen des Lebens gänzlich losgetrennt.

Zurückgezogen von jeder Verbindung mit der großen Welt, lebe ich in der tröstlichen Überzeugung, daß die glänzendste Herrlichkeit, die hervorragendste Größe, oft durch ein Nichts, einen Zufall, einen aufhörenden Atemzug, vernichtet wird, nur noch für meine Familie. Die Lehre, daß der vom Schicksal begünstigte Hochgestellte, der sich auf dem Gipfel irdischer Gewalt glaubt, manchmal im nächsten Augenblicke schon unter denjenigen steht, die er früher keines Blickes gewürdigt hat, möge sich tief in die Herzen meiner Kinder graben."

So weit ich mich an den alten Onkel erinnern kann, ließ sich aus seinem ernsten, gehaltenen Wesen die Folgerung ziehen, daß die Wiedergabe der aben-

teuerlichen Vielfältigkeit seiner Lebensfahrten unbedingt auf Wahrheit beruht. Selbstverständlich unterliegt er, wie jeder, der inmitten der Ereignisse gestanden und nicht einmal einen ersten Platz eingenommen hat, sicherlich in seinen Schilderungen Irrtümern, die dem Historiker nicht entgehen werden.

Ein eigentümlicher Charakter spiegelt sich in dieser Lebensbiographie: etwas vom rauflustigen Rittertum mittelalterlicher Zeiten, das sich in der Epoche immerwährender Kriegslager entwickeln mußte, daneben tief religiöser Sinn und ein Ernst der Lebensanschauung, der bei dem heißblütigen Reiteroffizier überrascht.

Nicht ohne Bedenken schritt ich zur Veröffentlichung der, sein Leben bestimmenden Verwicklungen im bayrischen Regiment der Prinz Karl-Chevauxlegers.

Die Erwägung, daß seither hundert Jahre verflossen sind, daß jene Zeit unaufhörlich dauernder Kämpfe naturgemäß eher zum Gegenteil, als zur Verfeinerung der Sitten führen mußte, haben mich bestimmt, die von Grueber geschilderten Vorgänge, nur unwesentlich verkürzt, wiederzugeben.

Wenn ich an die Ära unserer unglückseligen Inhaberwirtschaft erinnere, wo sich der beklagenswerte Eindringling den ihm zugefallenen Platz im Regimente mit dem Säbel erkämpfen mußte, so erscheinen die hier erzählten Vorgänge in München und Speyer

eben nur als ein gleichgeartetes Zeitbild, in dessen Wiedergabe wohl niemand in dem stammverwandten Bayerland eine Spitze finden dürfte.

So hoffe ich denn auf eine freundliche Aufnahme dieser Aufzeichnungen.

Graz, im Februar 1906.

Der Herausgeber.

Jugendjahre bis zum Eintritt in österreichische Kriegsdienste.

Mein Vater, Anselm Ritter von Gruber — richtiger nach dem Adelsdiplom Grueber — war unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern Hofrat und Schloßkommissarius zu Riedenburg an der Altmühl, dann nach der Erhebung des Kurfürstentums Bayern zu einem Königreiche unter Maximilian Josef von Zweibrücken, Landrichter und später Rentbeamter daselbst, wo er im Jahre 1804 an zurückgetretener Gicht starb.

Meine Mutter, Franziska Xaveria, geborene von Plank, war die Tochter des kurbayrischen Hofkammerdirektors, Exzellenz Edlen von Plank, Herrn auf Haidenhofen und Plankenmoos; sie starb als pensionierte Rentbeamtenswitwe zu Straubing im Jahre 1825.

Von zehn Söhnen und zwei Töchtern waren ich und meine noch dermalen zu Regensburg lebende Schwester Anna die Jüngsten. Ich wurde am 9. August 1783 und meine Schwester am 19. März 1788 zu Riedenburg geboren.

Von den übrigen zehn Geschwistern erreichte nur mein ältester Bruder Josef ein Alter von vierundzwanzig Jahren, in welchem er als Leutnant des bayrischen Infanterieregiments, Graf Morawitzky, zu Neuburg an der Donau im Jahre 1798 starb. Er war verehelicht mit Anna Baronin von Lerchenfeld-Aham, Schwester des in Tirol bekannten bayri-

schen General-Landeskommissärs Max Baron von Lerchenfeld-Aham; er hinterließ einen Sohn Max von Grueber, der im Jahre 1848 als pensionierter bayrischer Oberleutnant in Würzburg starb; die anderen Geschwister verblichen im frühen Alter von sechs bis zwölf Jahren und liegen in der Pfarrkirche des Marktes Riedenburg begraben.

Ich genoß meine erste wissenschaftliche Bildung zu Hause unter einem geistlichen Hofmeister Franz Xaver Lautenschlager, dem Sohne des kurbayrischen Regierungssekretärs Lautenschlager zu Amberg; der erstere war zugleich Schloßkaplan.

Im Schlosse Riedenburg, welches meine Eltern ausschließlich allein bewohnten, war eine große Hauskapelle, in welcher täglich um acht Uhr früh für das Dienstpersonal Messe gelesen wurde, welcher auch meine Eltern und wir Kinder beiwohnten, wobei ich und mein Mitschüler Kaspar Schlögl, ein Färberssohn vom Markte, und Anselm Pollin, des Oberschreibers Sohn, abwechselnd ministrieren mußten.

Damals waren in Bayern die Pflegekommissärsstellen in einer Familie erblich, so lange einer der männlichen Deszendenz sich den juridischen Studien gewidmet hatte, nach deren Absolvierung der Sohn dem Vater adjungiert wurde und bei dem Tode des Vaters definitiv in seinen Posten trat. So liegt schon ein im Jahre 1682 verstorbener Ur-Urgroßvater zu Riedenburg begraben, welcher diese Stelle innehatte.

Der jeweilige Pflegekommissär bewohnte das dortige kurfürstliche Schloß und benützte die dazugehörigen vielen Felder, Wiesen und Waldungen samt allen Gerechtsamen in partem salarii, in der Art, daß z. B. mein Vater zur Regie der ausgebreiteten Ökonomie immer sechs Pferde, zwölf Ochsen, zwei Stiere, sechzig Kühe, tausend Schafe, mehrere Schweine und Geflügel aller Art zu halten im stande war und nebstbei noch einen jährlichen Gehalt von viertausend Gulden bezog. Diese Pflegekommissäre waren in ihren ausgedehnten Bezirken

wirklich kleine Herzoge, denen von allen Seiten gehuldigt wurde.

Mein Vater fuhr bei seinen Amtsverrichtungen niemals anders als mit vier Pferden und Dienerschaft mit reicher Livree. So oft er in seinem Bezirke nach der Stadt Dietfurt, dem Markte Altmannstein oder in Markt Riedenburg selbst Amtsverrichtungen vollziehen mußte, wurde er jedesmal an den Toren dieser Ortschaften vom ganzen Magistrate in schwarzen Mänteln so begrüßt, wie man heutzutage Gouverneure zu empfangen pflegt.

Das zweistöckige, kurfürstliche Schloß lag auf einer Anhöhe und hatte sechsunddreißig schöne Zimmer und einen großen Hofraum. Außerhalb der zwei Einfahrtstore war ein großer, in französischem Geschmacke angelegter Blumen- und Küchengarten mit einem schönen, einstöckigen Gartenhause.

Die Dienerschaft meines Vaters bestand aus einem Jäger, einem Gärtner, zwei Lakaien, einem Kutscher, einem Reitknecht, zwei Stallknechten, einem Torwart, einer Köchin, einem Kammermädchen, zwei Küchenmägden, vier Stallmägden, drei Ochsenknechten, vier Hirten, welche sämtlich unter einer sogenannten Beschließerin (Haushälterin) standen. Aus diesem allem geht hervor, daß die Fechsungs- und Wirtschaftserträge sehr bedeutend waren, weil ungemein viele und gute Äcker und Wiesengründe sich beim Schlosse befanden, worüber der zeitliche Pflegekommissarius das Nutzungsrecht ausübte.

In amtlicher Beziehung mußte mein Vater drei Schreiber aus eigenem salarieren; diese drei Posten waren mit der Familie Pollin besetzt: dem Vater meines dermalen in Landshut domizilierenden Freundes Anselm Pollin und dessen zwei Brüdern, respektive Onkeln. Mein Vater lebte großartig und prunkvoll, es ging sehr vornehm im Schlosse zu, bis bei dem Regierungsantritte des Kurfürsten, nachmaligen

Königs Max Josef, die Pflegekommissärsstellen aufgehoben, die kurfürstlichen Schlösser, Gründe und Waldungen verkauft und eigene Landgerichte und Rentämter errichtet wurden, wo mit einem Male alle Herrlichkeit ein Ende hatte. Dies geschah freilich erst später, als ich schon in österreichischen Militärdiensten stand.

Während meines zu Hause erhaltenen Privatunterrichtes in den Gymnasialklassen, welchem, der Aneiferung wegen, vom Hofmeister Lautenschlager auch Kaspar Schlögl und Anselm Pollin beigezogen wurden, waren zwei verschiedene Arten von Unterhaltungen besonders angenehm, an die ich mich stets noch mit Vergnügen erinnere.

Erstens wurde alljährlich am Michaelitag die Schloß-kirchweih gefeiert. Am Vorabend von St. Michael kam ein Priester der Marktpfarre mit mehreren Musikern um drei Uhr nachmittags in das Schloß, um in der Kapelle eine Vesper zu halten, nach welcher diese Herren mit einer Jause bewirtet wurden, woran auch die Kinder teilnahmen. Anderen Tages um neun Uhr früh hielt dieser Priester in der Schloßkapelle ein solennes Hochamt. Zur Mittagstafel waren immer sechzig Personen geladen, wobei sämtliche Magistratspersonen von Riedenburg, Dietfurt und Altmannstein, dann die Nachbars-edelleute, so die Barone von Laudersdorf, von Linzenhausen und Kayserstein von Hexenacker, dann die Grafen Waldkirch von Brun und Taufkirch von Wildenstein, endlich die Geistlichkeit der Umgebung als Gäste erschienen. Bis in die späte Nacht wurde getafelt, wonach die entfernter wohnenden Gäste im Schlosse übernachteten, da den andern Tag früh die Treib-jagden in den Schloßwaldungen begannen, welche durch drei Wochen andauerten. Dieser Lieblingsunterhaltung meines Vaters durften auch die drei Studenten, Schlögl, Pollin und ich, stets beiwohnen. Wenn wir dann etwas müde wurden, führte uns ein Waldjunge in eines der zunächst gelegenen

Jägerhäuser, wo wir die Jagdgesellschaft abends fünf Uhr zum Jagddiner erwarteten und dann auf Strohlagern unter den Schützen schlafen durften. Es war für uns ein äußerst angenehmer Spektakel, wenn die Schützen jeden Abend unter Hörnerklang mit der Ausbeute des Tages aus dem Walde in diese Nachtherbergen gezogen kamen; köstlich mundete uns die Weidmannskost an den geschmackvoll unter freiem Himmel hergerichteten Tischen.

Die zweite Unterhaltung bestand in folgendem: Da mein Hofmeister auch Inspektor der Trivialschule des Marktes Riedenburg war, so erlaubte mein Vater, daß an Sonn- und Feiertagen die größeren Schulknaben unseres Alters in das Schloß kommen durften, und da sich die Zahl derselben auf über hundert Köpfe belief, so wurde immer Soldaten gespielt. Lautenschlager verfertigte für uns alle: Tschakos, Patrontaschen, Säbeltragriemen von Papier, hölzerne Säbel und Gewehre mit Bajonetten aus mit Silberpapier überzogenem Pappendeckel, eine blau und weiß seidene, ziemlich große Fahne an einer mit den gleichen Farben angestrichenen Stange; er verschrieb eine große Trommel aus Regensburg und meine Mutter ließ für alle Knaben weiße Zwilchspenzer mit hochroten Tuchkragen und Aufschlägen verfertigen. So ward die Kompagnie aufgestellt. Ich, als Hauptmann und Kommandant, erhielt eine eigene, feinere, weiße Tuchuniform, Hut mit Federbusch, ebenso Anselm Pollin als Oberleutnant und Sehmer, ein reicher Bauernsohn, als Fähnrich, der die Fahne trug, bekamen von ihren Eltern gleiche Offiziersuniform. Ein Knabe lernte den Trommelschlag und Kaspar Schlögl, mein Schulkamerad, wurde zum Feldpater gewählt und erhielt schwarzen Talar und Barett. Zur Unterkunft dieser Kompagnie waren zwei große Magazine, deren so viele zur Aufbewahrung verschiedener Ökonomiegegenstände im Schloßhofe vorhanden waren, für die Sommermonate ge-

räumt und uns überlassen. Ein pensionierter bayrischer Leutnant, Urban mit Namen, der im Markte domizilierte, richtete uns im Exerzieren und Manövrieren ab. So währten denn diese Spiele an Sonn- und Feiertagen mehrere Jahre fort, bis im Jahre 1797 mein Hofmeister sich als Kooperator exponieren ließ, da er sonst nie auf eine Pfarre hätte Anspruch erheben können. Vom Konsistorium erfolgte seine Exponierung nach Eilsbrunn, drei Stunden von Regensburg im Gebirge. Meine Eltern beschlossen, mich ihm dahin mitzugeben, um dort noch weiteren Unterricht in Latein und sonstigen Gymnasialfächern zu erhalten.

Mit meiner Abreise nach Eilsbrunn ward die Spielkompagnie aufgelöst, und Kaspar Schlögl ging ad studia nach Regensburg. Lautenschlager war bis im September 1798 in Eilsbrunn. Nach dieser dort ziemlich langweilig verlebten Zeit wurde er als Frühmesser nach Riedenburg mit der Würde eines Benefizianten angestellt, ich aber ad studia nach Regensburg gesendet, wo ich nach abgelegtem Examen in der Logik eintrat und nach beendetem Schuljahr im September 1799 wieder nach Riedenburg in die Vakanz zurückkam.

Schlögl, der, wie schon erwähnt, mit mir zu Hause Privatunterricht erhalten hatte, und bei meinem Abgehen nach Eilsbrunn ein Jahr in Regensburg studierte, kam nun im Schuljahr 1798 ebenfalls in die Logik und wurde mein Famulus.

Es war nämlich zur damaligen Zeit die Gepflogenheit, daß jeder Adelige einen quasi Diener unter dem Namen Famulus aufnahm, der ihm die Lehrbücher in den Hörsaal nachtragen, und daher ein Mitschüler in derselben Klasse sein mußte. Dieser Famulus begleitete also seinen jungen Gebieter mit dessen Skripten und Büchern in das Kollegium, wo jeder Adelige damals einen separaten Lernsitz in Form

eines Betstuhls hatte, an welchem ein Schreibpult angebracht war. Der Lernsitz hatte ein sperrbares Türchen. Der Famulus sperrte nun beim Kommen den Lernsitz auf, legte die Bücher und Skripten auf das Pult, und begab sich dann auf die für Nichtadelige bestimmten Schulbänke. Nach beendigten Vorträgen nahm der Famulus wieder die Effekten seines Herrn, sperrte den Sitz und begleitete ihn nach Hause. Für diesen Dienst bekam der Famulus von den Eltern des Adeligen Kost und Wohnung. Schlögl war jedoch mein freiwilliger Gratisfamulus, da er selbst ein reicher Bürgerssohn und mein Jugendfreund war. Jeder Studierende mußte damals einen dunkelgrünen Mantel mit großem Hängkragen über die Schultern tragen; dieser Kragen war bei den Adeligen mit einer drei Finger breiten Goldborte, zur Bezeichnung des Adels, besetzt.

Während meiner Studienzeit in Regensburg sah ich viele österreichische Regimenter nach Frankreich ins Feld ziehen und bekam in Rückerinnerung an unser Soldatenspiel als Kinder eine unbesiegbare Lust zum Militär. Ich bat daher meinen Vater, mich als Kadetten zu einem bayrischen Regimente zu geben. Allein mein Vater hatte die Absicht, mich seinerzeit den juridischen Studien zu widmen, und beschloß daher, mich in das Münchener Kadettenkorps zu schicken, wo man sich neben den Militärgegenständen auch dem Studium der Physik und Metaphysik unterziehen mußte, um dann immer wieder zum Jus übertreten zu können. Mein Vater hoffte, die militärische Strenge und Ordnung im Kadettenkorps werde mich von meinen Soldatenneigungen abbringen und mich für die Zivilstudien empfänglicher machen. Ich trat also in das Kadettenkorps, absolvierte dort mit gutem Erfolge die Philosophie und wurde am 26. August 1800 als Junker mit noch zehn anderen Eleven zu Kronprinz-Infanterie ausgemustert.

Mein Vater willigte jedoch durchaus nicht in meinen Eintritt zum Militär, sondern schickte mich, gleich von München weg, nach Landshut, um dort juridische Studien zu frequentieren. Seinen strengen Willen befolgend, reiste ich nach Landshut. Dies aber schon mit dem Entschlusse, mich in der ersten Woche September von Landshut nach Regensburg zu einer österreichischen Kriegswerbung zu begeben und mich enrollieren zu lassen. Ich teilte meinem Religionsprofessor Sailer, der später als Bischof in Regensburg starb, meine Neigung zum Militär mit, der sie keineswegs mißbilligte, sondern sogleich meinem Vater schrieb, um ihn zu bewegen, meiner Soldatenpassion kein weiteres Hindernis in den Weg zu legen. Da ich aber meines Vaters festen Sinn sehr gut kannte, so wartete ich keine Antwort ab, sondern reiste schon am 15. September 1800 von der Universität nach Regensburg, geradewegs zum österreichischen Werbungshause ab.

Bei meinem Eintritte in dieses Werbelokal stand ein alter österreichischer Korporal von Michael Wallis-Infanterie unter dem Tor, einen Bund Schlüssel in der Hand haltend. Er sah mich freundlich an und fragte nach meinem Verlangen. Ich teilte ihm meinen Willen, Soldat zu werden, mit, worauf er mich mit strengen Blicken musterte, schließlich aber lächelnd sagte: „Sie scheinen aus gutem Hause zu sein, was bestimmt Sie, zur Werbung zu kommen, wer sind Ihre Eltern?" Ich enthüllte ihm offen und wahr meine ganze Lage. Er faßte mich hierauf bei der Hand und führte mich in sein zu ebener Erde gelegenes Wohnzimmer, hieß mich niedersetzen und hielt eine förmliche Moralpredigt über mein Entlaufen gegen den Willen der Eltern, sichtlich bemüht, meinen Entschluß wankend zu machen; zuletzt aber, als der Graubart die Wirkungslosigkeit seiner Worte erkannte, bemerkte er ganz gemütlich: „Sehen Sie, mein lieber, junger Herr, ich sollte eigentlich nach meiner Stellung als Werber nicht so mit

Ihnen sprechen, allein Sie dauern mich, weil ich Sie für weltunerfahren halte und befürchten muß, daß Sie, wenn ich Sie zu ihren Kameraden in die Werbkammer sperre, wozu dieser Bund Schlüssel gehört, Sie gleich vielen anderen Ihren Schritt bereuen möchten. Wollen Sie aber durchaus Soldat werden, so kommen Sie nur mit mir zum Werbkommandanten. Denken Sie manchmal an meine Warnung! Besonders empfehle ich Ihnen, als Soldat niemals vorlaut zu sein, jedem Ihrer Vorgesetzten, er mag Korporal oder Obrist sein, stets mit Achtung und Gehorsam ohne Widerrede zu begegnen, und nie über einen Vorgesetzten, sei es auch der beste Freund, etwas Nachteiliges zu reden, den Ehrgeiz nicht zu hoch zu spannen, weil man sich dadurch die meisten Feinde auf den Hals zieht. Bleiben Sie Mensch, wenn Sie einmal als Feind in Feindesland kommen sollten, behandeln Sie Gefangene schonend, die feindlichen Landleute mit Nachsicht, damit Sie das Unglück, welches der Krieg ohnehin in ein Land bringt, durch rohes unmenschliches Benehmen nicht noch vergrößern. Und jetzt kommen Sie zum Kommandanten."

Wie oft hatte ich später Gelegenheit, mich an diesen Ehrenmann zu erinnern, viele Lehren habe ich wirklich benützt, und die Nichtbeachtung mancher anderen tief bereut. Jetzt führte er mich in den ersten Stock des Werbehauses zum Kommandanten, einem Rittmeister von Kinsky-Chevauxlegers, der in Frankreich den rechten Arm verloren hatte, und daher als Realinvalide für diesen Werbeplatz bestimmt wurde. Rittmeister Kapp, so hieß er, war ein junger schöner Mann in den Dreißigerjahren; er fragte mich genau nach allen Familienverhältnissen, wobei ich bemerkte, daß er bei meinen Antworten einige Male in Aufgeregtheit geriet, doch sich jedesmal wieder zu beherrschen wußte, was ich mir nicht recht deuten konnte. Es erschien ein Feldarzt, der mich in

einem Nebenzimmer strenge untersuchte, und, da er keine Gebrechen fand, mich wieder ankleiden ließ und in das Zimmer des Rittmeisters zurückführte, dem er die Meldung machte, daß ich tauglich sei. Ganz finster befahl letzterer dem Korporal, der mich ihm vorgeführt hatte, mich in die Werbkammer zu bringen. Wir beide stiegen die Treppe wieder hinab; in einem langen Gange öffnete der Korporal ein großes Zimmer, in welchem mehr als zwanzig junge Leute lärmend und jauchzend beisammen auf Strohlagern ruhten. Auf einem Tisch standen Krüge und Flaschen mit Bier und Branntwein, dabei lagen viele Laib Brot. Der Korporal sagte lächelnd zu mir: „Da trinken und essen Sie, und belustigen Sie sich!"; mit diesen Worten machte er Rechtsum und schloß die Tür mit zwei starken Schlössern von außen ab.

Meine Umgebung läßt sich nicht beschreiben; ich muß gestehen, daß ich durch die Zusammenkunft mit so vielen Auswürflingen der Menschheit, meinen Entschluß, Soldat zu werden, bald bereut hätte. Wie bekannt, wurden junge Leute teils durch Geld, teils durch Getränke gelockt, sich anwerben zu lassen. Da lagen nun meine neuen Genossen, mehr als drei Viertel von ihnen viehisch berauscht und ergingen sich in den ausgelassensten Liedern und Gebärden. Einige lagen unter dem langen Tische schnarchend, andere wieder verfluchten aufs gotteslästerlichste die Falschheit der Werber. Einzelne, die ihren Rausch schon ausgeschlafen hatten, starrten trübsinnig mit verwirrten Blicken ins Leere, wieder andere, halbtrunken, die Krüge und Branntweinflaschen anfüllend, schickten sich neuerdings an, sich unter Lärmen, Poltern und Fluchen bis zum Unsinn zu betrinken. So währte es den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch. Einige Male stürzten ein paar Trunkenbolde auf mich zu, der ich gepeinigt in einer Ecke des übelriechenden Lokales auf einer Bank saß.

Da ich ihren übermütigen Anforderungen, mit ihnen Bruderschaft zu trinken, kein Gehör gab, schimpften sie auf die entehrendste Weise, schütteten mir ihre Getränke vor die Füße und sangen Hohnlieder. Gegen Tagesanbruch fiel alles und so auch ich in einen Schlaftaumel; es wurde still, bis uns um 6 Uhr früh die Trommel weckte, worauf der Korporal die Tür aufschloß und uns alle zur Aufstellung im Haushof beorderte. Ein starkes Infanteriedetachement, welches von einem Offizier in Reih und Glied vor uns aufgestellt wurde, erhielt Befehl, scharf zu laden. Der Offizier machte uns die Eröffnung, daß jeder, der während des Transportes entspringen oder sich nicht ruhig verhalten sollte, ohne weiters von dem Kommando niedergeschossen würde. Nun setzte sich der Transport in Marsch. Der alte Werbekorporal trat noch einmal zu mir, drückte mir die Hand: „Erinnern Sie sich recht oft an meine Lehren und werden Sie ein rechtschaffener Soldat.“ Ich dankte ihm mit Tränen im Auge und folgte der Marschordnung.

Ich hatte keine Ahnung davon, daß Rittmeister Kapp mit meinem Onkel Anton v. Plank, der in Regensburg als Hauptsalinendirektor angestellt und ein Bruder meiner Mutter war, aufs intimste befreundet war. Er entdeckte, ohne sich gegen mich im geringsten zu äußern, meine Anwerbung dem Onkel und dieser berichtete, was ich erst nach Jahren erfahren habe, ebenso schnell den Vorfall an meine Eltern nach Riedenburg, mit dem erklärenden Beisatze, daß sich Herzog Albert, Inhaber eines k. k. Kürassierregimentes, aus Wien an die Reichswerbungen gewendet habe, um junge Edelleute des Reiches als Kadetten für sein Regiment zu erhalten. Kapp habe diese Gelegenheit benützt, mich als Kadetten für dieses Regiment zu enrollieren, ohne mich jedoch hievon vorderhand etwas merken zu lassen. Bei unserer Aufstellung im Hofe des Werbhauses war jedem von uns Rekruten nur das

Regiment bekanntgegeben, für welches er bestimmt sei, so also auch mir, daß ich von nun ab zu den Herzog Albert-Kürassieren gehöre.

Mein Vater, wiewohl bestürzt, daß alle seine vorgehabten Pläne vereitelt waren, trat durchaus nicht hindernd in den Weg, sondern erlegte durch den Onkel das Monturséquivalentengeld eines Kadetten und für ein ganzes Jahr die Kadettenzulage mit monatlich zwanzig Gulden Konventionsmünze bei Rittmeister Kapp, welcher das Depotkommando zu Ödenburg in Ungarn hievon unter Absendung des Geldes verständigte. Das Regiment selbst stand in Frankreich im Felde. Von Regensburg ging der Transport bis Passau zu Lande; in Passau wurden wir auf ein großes Schiff gebracht und reisten auf dem Wasserwege über Linz nach Wien. Im dortigen Sammelhause übernahm mich am 20. September 1800 ein Offizier des Regiments Albert mit der Erklärung, daß mich Rittmeister Kapp dem Herzoge besonders empfohlen, und selber mich daher als Kadett seines Regiments aufgenommen habe; dieser Offizier equipierte mich in Wien als Kadett. Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Wien, wo ich mit ihm im „Matschakerhofe“ logiert war, fuhren wir in seinem eigenen Wagen nach Ödenburg. Der Herzog war eben damals nicht in Wien anwesend, sondern auf seinen Herrschaften in Sachsen-Teschen, daher ich ihm auch nicht vorgestellt werden konnte.

Militärische Laufbahn in Österreich bis zur Rückberufung nach Bayern.

Zu Ödenburg am 1. Oktober 1800 angekommen, führte mich der frühererwähnte Leutnant zum Depotkommandanten, Rittmeister Ohanhauser, der mich sehr freundlich aufnahm und mir ein Pferd zu wählen erlaubte. Da ich meine damalige Pferdeunkenntnis nicht verhehlte, suchte er mir selbst einen hübschen, feurigen fünfjährigen Lichtbraun aus, den ich auch durch die folgenden zehn Jahre (selbst als Leutnant) als Chargepferd behielt, so daß selber nach Kavalleriesystem mein Eigentum wurde. Später, nach der russischen Kampagne, verkaufte ich ihn an Rittmeister Alberici von Hessen-Homburg-Husaren um achtzehn Louisdor.

Bis zum 30. Oktober 1800, folglich nur einen Monat, wurde ich zu Ödenburg im Reiten, Exerzieren und Fechten mit anderen Rekruten dressiert, und am 1. November mit einem Transport unter Leutnant Stanislo für das am Rhein stehende Kürassierregiment Albert in Marsch gesetzt.

Dieser Transport ging in Eilmärschen über Wien, Linz, Braunau, Augsburg bis Nördlingen, wo wir am 30. November zum Regimente einrückten.

Obrist Graf Radetzky, der später gefeierte Heldenmarschall, war damals Regimentskommandant, der frühere Obrist, Baron Wolfskeel, unser General und Brigadier.

Das Regiment biwakierte eine Stunde herwärts Nördlingen auf einer großen Wiese vor einem Schloß, welches der

Schwester des Generals Wolfskeel gehörte, die als Witwe mit ihrem achtzehnjährigen einzigen Sohne dort lebte. Name des Schlosses sowie der Gräfin sind mir entfallen. Das ganze Offizierskorps des Regiments war an diesem Tage im Schlosse zur Mittagstafel geladen. Als unser Leutnant dem Obersten während der Tafel die Einrückung des Transportes meldete, mußte er gleich dort bleiben, während General Wolfskeel über Aufforderung seiner Schwester einen Lakai ins Biwak schickte, um uns zwei Kadetten ebenfalls zur Tafel zu holen. Während des Diners suchte Wolfskeel seiner Schwester begreiflich zu machen, daß vor dem Feinde nicht alle Kugeln träfen, daß sie daher ihren Sohn, der eine so große Vorliebe zum Militär habe, und den General um seine Verwendung bei der Mutter dringend gebeten hatte, nicht davon abhalten möchte, in das Regiment einzutreten. Nach langen Debatten sagte sie endlich ungern zu. Es war eben eine Leutnantsstelle offen, und da im Felde die Regimentskommandanten das pouvoir hatten, die Subalternchargen selbst zu besetzen, ernannte Radetzky den kleinen Grafen sofort zum Leutnant. Schnell wurde er durch vorrätige Uniformen equipiert, wozu jedermann sein Scherflein beitrug; General Wolfskeel machte ihm ein vollkommen ausgerüstetes Reitpferd zum Geschenk.

Nach der Tafel ging der neuernannte Leutnant mit unseren Offizieren in das Biwak des Regiments. Als Oberleutnant Schimer am Abend mit einem Zuge als Patrouille gegen die vor Neeresheim stehenden feindlichen Vorposten auf Rekognoszierung ausgesendet wurde, erbat sich der junge Graf vom Obristen, diese Patrouille mitmachen zu dürfen, was ihm bewilligt wurde.

Kaum eine Stunde war verflossen, seit der Reitertrupp das Lager verlassen hatte, als wir schon ferne Plänkeleien hörten. Das Schießen wurde in immer größerer Nähe hörbar, Radetzky beorderte den Oberleutnant Grafen Clary mit seinem

Zuge als Soutien vor. Nach einer Stunde kamen beide Oberleutnants mit ihren Abteilungen zurück und brachten auf einer Tragbahre aus Holzstangen die Leiche des jungen Grafen mit sich. Der erste Schuß einer feindlichen Vedette, auf welche Oberleutnant Schimer mit seiner Patrouille stieß, durchbohrte die Brust des an seiner Seite reitenden Grafen. Man kann sich den Schmerz der Mutter und den Gram vorstellen, als man die Leiche in das Schloß brachte, um sie in der Familiengruft beizusetzen, was mit allen militärischen Ehren geschah.

Am anderen Tag kam das Regiment zu einem Kavalleriegefecht, wobei wir die französischen Grenadiers à cheval tüchtig bedienten. Es war an diesem Tage nebelig und regnerisch, wir hatten unsere Mäntel um. Die französische Kavallerie kam, die Klingen ihrer langen Säbel gerade vorwärts gehalten, auf uns zu. Unsere durch die Mäntel verborgenen Küraffe vereitelten ihre Absicht, die meisten ihrer Klingen brachen in der Mitte ab, als sie an unser Eisengewand anstießen. Nun ging es aber barbarisch über sie her. Wir sprengten ihre Fronten, hieben die meisten von den Rossen herab und nur wenige, mit sehr guten Pferden, entkamen der Gefangenschaft.

Das hatte zur Folge, daß die französischen Kavallerieoffiziere, wenn sie später auf österreichische Kavallerie in Mänteln attackierten, jedesmal ihren Leuten zuriefen: „Garde à vous! ces sont des cuirassiers!“, worauf sie ihre Säbel zum Hieb emporhoben.

Nach diesem Scharmützel wurde ich mit mehreren anderen, unseres herzhaften Benehmens wegen, im Regimentsbefehl belobt.

Nun fing aber auch die Retirade der österreichischen Armee an, welche Erzherzog Johann kommandierte, dem FML. Lauer als Generalquartiermeister beigegeben war. Die Armee nahm erst bei Mühlhausen und Hohenlinden in Bayern wieder eine Aufstellung.

Es war am 3. Dezember 1800, als unser Regiment an der Lisière eines Waldes hinter Mühlhausen en fronte aufgestellt war, während sich die Armee bei Hohenlinden und Mühlhausen tüchtig schlug.

Der Kanonendonner nahte sich mit jeder Minute, man konnte daraus deutlich entnehmen, daß unsere Armee abermals im Rückzuge sei.

War es so im Operationsplan oder war es Vergessenheit des Generalquartiermeisters, daß unser, als Reserve aufgestelltes Regiment keine Order zum Rückzug erhielt. Wir wußten auf einmal nicht, wie wir daran waren, sondern erwarteten jeden Augenblick einen Angriff der Franzosen, die wir in der Ferne rechts und links vorüberziehen sahen.

Da hieß es auf einmal, der Wald, vor dem wir standen, sei von französischen Fußjägern besetzt. Oberst Radetzky ließ das Regiment hineinmarschieren; wir waren schon eine ziemliche Strecke in demselben zurückgaloppiert, ohne etwas vom Feinde zu bemerken, so daß wir die Nachricht von der Besetzung des Waldes durch den Feind schon für unwahr hielten, als plötzlich von allen Bäumen herab auf uns volle Dechargen gegeben wurden. Die feindlichen Jäger hatten die Bäume erklettert und förmlich auf selben Posto gefaßt, in der Art, daß unser Regiment im wahren Sinne des Wortes durch den Wald Gassenlaufen mußte. Nun ging es ventre à terre davon. Viele Kürassiere und Pferde blieben jedoch infolge des unerwarteten Kugelregens im Walde liegen. Als wir herausgekommen und noch eine Viertelstunde fortgaloppiert waren, nahmen wir in unserer rechten Flanke eine österreichische Infanterielinie wahr. Radetzky ließ das Regiment in die neue Aufstellung einrücken.

Hier muß ich aber noch eine besondere Begebenheit einschalten, die sich zwar einige Jahre später ereignete, aber doch zur bataille von Hohenlinden gehört. Unter den vielen,

die im Walde liegen geblieben waren, befand sich auch Oberleutnant Warmuth des Regiments, der mit einer Schußwunde an der rechten Schläfe vom Pferde gestürzt und mit mehreren unserer Leute in die Hände des Feindes gefallen war. Ein Wachtmeister des Regiments verlor bei dem Sturze des Oberleutnants zu gleicher Zeit sein Pferd und wurde ebenfalls von den Franzosen gefangen. Später ranzionierte sich dieser Wachtmeister selbst und erzählte bei seinem Einrücken zum Regiment, daß er den Oberleutnant tot auf der Erde liegen gesehen habe. Mit mehreren toten Kürassieren sei er vom Feinde auf einen allgemeinen Sammelplatz getragen worden, um dann mit vielen anderen gemeinsam in einer Grube verscharrt zu werden.

Als über Jahr und Tag keine weitere Kunde mehr von Warmuth einlief, mußte der Wachtmeister seine Angabe eidlich beim Regimentsgerichte bestätigen; der Witwe wurde der Totenschein vom Regimentskaplan ausgehändigt, worauf sie sich mit einem Fiskal zu Güns wieder verehelichte.

Im Jahre 1803, im August, hatte unser Regiment bei Simmering, wo wir im Übungslager standen, Musterung, wobei auch Herzog Albert aus Wien erschien. Das Regiment stand en fronte unfern des für den Herzog aufgeschlagenen Zeltes aufgestellt, in welchem er nach seiner Ankunft aus Wien eben verweilte, um sich als Oberst-Regimentsinhaber den Küraß umschnallen zu lassen, dann zu Pferde zu steigen und die Front des Regimentes zu bereiten.

In der Zwischenzeit fuhr ein Fiaker bei dem herzoglichen Zelt vor und ein Offizier in der Albertinischen Kürassieruniform entstieg dem Wagen und begab sich nach dem Innenraum.

Bald darauf ritt der Herzog, neben welchem dieser Offizier zu Fuß ging, vor das Regiment und ließ alle Offiziere vorrufen. Als wir einen Halbzirkel um den Herzog ge-

bildet hatten, sagte er uns: „Meine Herren, hier bringe ich Ihnen einen Kameraden aus der Geisterwelt. Der bei Hohenlinden gebliebene Oberleutnant Warmuth ist von den Toten auferstanden!“

Wir waren alle sehr erstaunt, freuten uns, ihn wieder zu sehen und waren auf die Lösung dieses sonderbaren Ereignisses gespannt, welches uns der Oberleutnant mit Erlaubnis des Herzogs sogleich mitteilen durfte. Es war vollkommen richtig, wie es der Wachtmeister beschworen hatte, daß Warmuth vom Feinde mit mehreren toten Kürassieren, die im Walde bei Hohenlinden gefallen waren, auf einen Sammelplatz getragen wurde.

Während man damit beschäftigt war, die Toten in eine große Grube hineinzuwerfen, fiel ein warmer Regen vom Himmel und Warmuth kam dadurch etwas zu sich, so daß er sich von der Erde aufrichten und die Franzosen seine Lebenszeichen bemerken konnten.

Er wurde daher beiseite gelegt, die übrigen begraben, er aber auf einem Bauernwagen in das Armeespital nach Mühldorf geführt.

Seine Kopfwunde war derart, daß er nur wenige lichte Augenblicke genoß und bald darauf ganz in Wahnsinn verfiel.

Nach einiger Zeit wurden die Blessierten dieses Spitals nach Straßburg, später nach Dijon geführt, wo Warmuth über anderthalb Jahre als Irrsinniger in ärztlicher Behandlung stand.

Da man über seine Person gar keine Auskunft im Spitale einziehen konnte, weil er fast immer geistesabwesend war und in lichten Momenten gar nicht sprechen konnte, auch seiner Uniform schon beraubt war, als man ihn auf dem Schlachtfelde auflud, was mit den Toten auf den Schlachtfeldern immer in einem Nu geschieht, so blieb er in allen Spitälern ganz unbekannt.

Den französischen Ärzten gelang es, ihn vom Wahnsinn zu heilen, allein er verfiel dann in ein Nervenfieber und andere langwierige Krankheiten, in welchen er größtenteils im Delirium lag. So geschah es, daß er erst nach vollen drei Jahren gänzlich zu Bewußtsein kam und seine Rückreise nach Österreich antreten konnte, da mittlerweile der Friede mit Frankreich längst abgeschlossen, die Gefangenen lange schon ranzioniert waren und er demnach anstandslos von den französischen Behörden mit einem Reisepaß in sein Vaterland entlassen wurde.

Wie war der arme Warmuth erstaunt und ergriffen, als man ihm die inzwischen vollzogene Verehelichung seiner Gattin mitgeteilt hatte.

Die Geistlichkeit erklärte zwar die zweite Ehe für ungültig, Warmuth wollte aber mit seiner Frau nicht mehr leben; es erfolgte ein langwieriger Prozeß, dessen Resultat dahin ging, daß seine Frau von ihrem zweiten Manne eine lebenslängliche Versorgung erhielt und für sich allein in Güns lebte, wo sie nach zwei Jahren aus Kränkung starb.

Warmuth avancierte noch zum Major im Regimente und starb im Jahre 1815 plötzlich am Schlagfluß, eine Folge seiner Kopfwunde, an der er immer viel zu leiden hatte.

Ich kehre nun zum Verlauf des Kampfes zurück:

Ich war damals am rechten Flügel der Obrist-(1.)Eskadron hinter der ersten Rotte im zweiten Glied einrangiert. Mein Rittmeister, Eskadronskommandant Borovjak, bemerkte mein auffallend blasses Aussehen. „Wie es scheint," sagte er zu mir, „haben Sie, mein lieber Kadett, das Kanonenfieber!" Bevor ich ihm noch antworten konnte, entgegnete der hinter mir im dritten Glied stehende Kürassier: „Herr Rittmeister, er hat ja einen Schuß im linken Fuß." Im nämlichen Augenblick empfand ich den Schmerz, sah hinab und bemerkte ein Loch in der Größe einer Musketenkugel an meinem Stiefel,

fühlte aber zugleich auch warmes Blut im Innern des Stiefels selbst.

Ich zog mein Pferd aus dem Glied heraus, ein Korporal ritt mit mir eine kleine Strecke rückwärts, wo man einen Verbandplatz etabliert hatte.

Die Ärzte unseres Regiments hatten dort ihre Bandagen und Instrumente auszulegen angefangen und man brachte bald mehrere Verwundete, teils von unserem Regimente, teils von der in unserer Flanke gestandenen Infanterielinie. Da ich zum Absteigen vom Pferde mich nicht mehr auf den linken Fuß stützen konnte, wurde ich vom Pferde gehoben, der Stiefel unter wütenden Schmerzen abgezogen und die Wunde untersucht.

Blut entströmte dem Fuß in Massen, indem die Kugel, von einem Baume herab, in das linke Wadenbein eingedrungen war und stecken blieb, weil unsere damaligen Reiterstiefel von gebranntem Rindsleder waren, großen Widerstand leisteten und so die Kraft der Kugel hemmten.

Man legte mir in Eile einen Verband an. Da mittlerweile einige Wagen aus einem benachbarten Dorfe, mit Stroh belegt, herbeigeholt waren, so legte man uns auf selbe und schickte uns mit einer Eskorte ins Feldspital nach Braunau in Oberösterreich zurück.

Bekanntlich ging die Schlacht bei Hohenlinden für Österreichs Armee verloren und die eiligste Retirade begann, als die mit Blessierten beladenen Bauernwagen die Landstraße nach Braunau betraten. Es hatte sich eine große Wagenkolonne gebildet, welche, von der nachrückenden Armee gedrängt, ohne den geringsten Aufenthalt nach Braunau, Tag und Nacht, fortfahren mußte. In Braunau angekommen, war man eben mit dem Aufladen der dort im Feldspitale gelegenen transportablen Kranken und Blessierten vollauf beschäftigt, wozu eine Menge kaiserlicher Fuhrwerke bereit stand. Auch die Neuangekommenen wurden von den Bauernwagen, deren

Gespanne nicht mehr vom Fleck kommen konnten, auf diese Fuhrwerke umgeladen und, ohne daß unsere Verbände gewechselt worden wären, in größter Eile weitergeführt. In den wenigen Stunden dieses Aufenthaltes in Braunau wurde den Verwundeten nur etwas Getränk gereicht, da wir wegen eingetretenen Wundfiebers alle über großen Durst zu klagen hatten. Der uns von Braunauer Bürgern gereichte Wein betäubte uns durch mehrere Stunden und wir vergaßen unsere Schmerzen, da die meisten von uns in tiefen Schlaf verfielen, aus dem wir erst in Linz erwachten, bis wohin es unaufgehalten in schnellem Zuge fortging.

Leider war aber das Erwachen von doppelt heftigen Schmerzen begleitet; das Wundfieber ergriff uns noch heftiger und das Gewimmer auf den Wagen war wirklich herzbrechend, besonders beim Wagenwechsel der Schwerverwundeten.

In jeder Station wurden zehn bis zwölf Tote abgeworfen und zum Begraben übergeben, bis wir endlich St. Pölten erreichten, von wo wir, abermals ohne Lüftung unseres Verbandes, in Plätten auf der Donau eingeschifft und zu Wasser bis Preßburg in Ungarn fortgeschafft wurden.

Der üble Geruch unserer in Suppuration übergegangenen Wunden war unausstehlich; mehr als die Hälfte der in Braunau aufgeladenen Kranken und Blessierten erlag während des Transportes nach Preßburg den qualvollen Leiden.

Auch in Preßburg fanden wir noch keine Ruhe, da man uns aus den Schiffen auf Militärfuhrwerke und Vorspannwagen auflud und eiligst nach Ungarisch-Altenburg in das dort etablierte Armeefeldspital abführte. In Altenburg war in dem Schlosse des Fürsten Esterházy oder Károly, wessen ich mich nicht genau erinnere, ein großer, ebenerdiger Saal mit Stroh belegt, auf welches alle Verwundeten der Reihe nach hingelegt und die Verbände durch Aufweichen mit warmem Wasser endlich einmal abgenommen wurden.

Ein gewesener Regimentsarzt, Dr. Hödl, hatte mit einer Anzahl von Militäroberärzten die Untersuchung der ersten im Stroh gebetteten Reihe der Verwundeten vorgenommen.

Ich lag ungefähr als zehnter Mann in dieser Linie. Von meinen Vormännern wurden vier zur Amputierung von Gliedmaßen bestimmt und immer gleich in den Operationssaal getragen.

Jetzt kam die Untersuchungstour an mich.

Ich bebte vor Schmerzen, da mein ganzer linker Schenkel bis über das Kniegelenk verschwollen und von Eiter und wildem Fleisch unterminiert war. Dem äußerst schmerzhaften Abwinden meines ersten Verbandes folgte das ebenso schmerzliche Auswaschen der Wunde und die Applikation der Sondiernadel, endlich der eiskalte, ärztliche Ausspruch: „Muß auch amputiert werden, und zwar ober der Kniescheibe, da der Brand schon das Kniegelenk berührt. Fort ins Amputationszimmer!"

Panischer Schrecken ergriff mich bei dem Gedanken, daß ich mit siebzehn Jahren ein Krüppel werden sollte. Als mich die gefühllosen Krankenwärter packen wollten, um mich ins Operationszimmer zu tragen, stieß ich sie zurück und erklärte dem Regimentsarzt Hödl mit kräftiger Stimme, daß ich mich auf keinen Fall amputieren lasse.

„Junger Mensch," sagte er, „dann müssen Sie sterben."

„Gleichviel," erwiderte ich, „als Krüppel will ich nicht leben."

Diese energische Erklärung gefiel dem Regimentsarzt, wie er mir später versicherte, derart, daß er sich vornahm, alle mögliche Mühe anzuwenden, um mich zu retten, obschon er nicht die geringste Hoffnung hegen konnte. Er ließ mich in ein Zimmer des ersten Stockes tragen, wo schon zwei schwerblessierte Offiziere lagen. Nach einigen Minuten erschienen drei Oberärzte, denen der Regimentsarzt unsere Behandlung ausschließlich übertragen hatte.

Man applizierte mir vor allem Eisumschläge, und zwar fünf Tage und Nächte ununterbrochen, wodurch mein Wundfieber zwar vermehrt, die Schmerzen aber sehr vermindert wurden.

Am sechsten Tage war die Geschwulst herabgegangen; die Wunde wurde abermals gereinigt und mit der Sondiernadel untersucht, wobei es sich zeigte, daß die Kugel zwischen dem Schien- und Wadenbeine in der Nähe des Knöchels fest eingeklemmt saß, an welchem Platze ich sie noch heutigen Tages (Mai 1851) fühle und auch mit mir zu Grabe nehmen werde.

Die Heilung ging langsam vor sich, indem täglich fremde Bestandteile durch die Suppuration der Wunde ausgeschieden wurden, nämlich Leder-, Tuch- und Leinenfetzen, welche die Kugel mit sich gerissen hatte.

Die Wegnahme der Kugel vom Knochen wäre nicht möglich gewesen, ohne das Schien- oder Wadenbein zu sprengen.

Regimentsarzt Hödl kam täglich zur Ordinationsstunde mit den mich behandelnden Oberärzten, um nachzusehen.

So verstrichen drei Monate, bis ich das Spital als geheilt verlassen durfte. Einer der blessierten Offiziere meines Zimmers starb nach vierzehn Tagen an seiner Brustwunde, der zweite, Husarenrittmeister Deak, konnte sich nach zwei Monaten, von seiner Kopfschußwunde geheilt, aus dem Spital entfernen. Den letzten Monat war ich ganz allein auf dem Zimmer. Dr. Hödl verschaffte mir Lektüre, mit der ich mir die Langweile vertrieb.

Mittlerweile war mein Regiment nach geschlossenem Frieden wieder in seine Stabsstation Ödenburg in Ungarn gelangt, wohin auch ich am 1. April 1801 einrückte. Ich meldete mich bei meinem neuen Rittmeister-Eskadronskommandanten von Nothomb und wurde zwei Tage darauf zum Vizekorporal befördert.

Im August dieses Jahres wurde ich mit dem Rittmeister, einem Wachtmeister, zwei Korporalen und vierzig Gemeinen nach Böhmen zur Abholung von Offiziersremonten kommandiert.

Rittmeister Rothomb fuhr mit der Post nach Leipzig voraus, kaufte dort fünfunddreißig Stück courtierte Reitpferde, welche an der sächsischen Grenze zu Peterswalde von uns übernommen und in bequemen Tagmärschen zum Regiment geführt wurden. Bei diesem Transporte, der mit vielen Beschwerden verbunden war, mußte ich Adjutantendienste verrichten, da der Rittmeister volles Vertrauen in mich setzte. Ich hatte daher jeden Tag mit vier Kürassieren vorauszugehen, um Quartier zu machen; dabei waren für die ganz neu englisierten Pferde die nötigen Stallungen mit Vorsicht auszuwählen, damit die zum Aufhängen der Schweife erforderlichen Rollen und Stricke zweckmäßig angebracht werden konnten. Bei Ankunft der Pferde oblag es mir, in Gegenwart des Rittmeisters das Aufhängen der Schweife selbst zu besorgen, weil niemand anderer es recht machen konnte. Ich verlor dabei immer so viel Zeit, daß ich erst nach Mitternacht wieder als Quartiermeister vorausmarschieren konnte.

Durch mein geduldiges Ertragen seiner üblen Laune gewann ich mir die Zuneigung des Rittmeisters in so hohem Grade, daß ich während des ganzen Marsches immer zu Mittag mit ihm speisen durfte und bei dem Einrücken des Transportes zu Ödenburg dem Obristen Radetzky so empfohlen wurde, daß ich am 1. November 1801, dem Tag unseres Eintreffens, zum wirklichen Korporal avancierte.

Der Rittmeister nahm mich in seine Station Baumgarten mit sich, wo ich mit Leutnant Stanislo täglich abends in seiner Gesellschaft weilen mußte, so daß wir in der Wohnung des Rittmeisters immer bis spät in die Nacht bei Spiel oder Gesprächen beisammen saßen, wobei ich den guten Rittmeister

bei meiner damals recht heiteren Laune öfters zu herzlichem Lachen brachte.

Nach fünf Monaten, nämlich am 1. April 1802, wurde ich zum ersten Wachtmeister in der Eskadron befördert und am 1. April 1804 erhielt ich die Regimentsadjutantenstelle mit dem Range eines Unterleutnants jedoch nur mit Wachtmeisterlöhnung, wie es damals in den Kavallerieregimentern eingeführt war.

Nun war der Moment eingetreten, wo ich wegen meiner Equipierung die Gnade meiner Eltern in Anspruch nehmen mußte. Das Regiment leistete mir zur Beschaffung der nötigen Equipierung und zur Bestreitung der Reisekosten einen Geldvorschuß gegen Rückersatz und ich verließ Ödenburg mit dem Postwagen, um nach Regensburg abzureisen.

Mein Hofmeister Lautenschlager war mittlerweile Pfarrer in Andermannsdorf bei Landshut geworden, wie mir mein guter Freund, Pater Peter Wenner, Priester zu St. Emeran in Regensburg, schrieb. Ihm allein berichtete ich von Zeit zu Zeit über mein Ergehen seit meiner Entfernung von der Landshuter Universität und erhielt auch wieder zeitweise Nachrichten von zu Hause.

Bevor ich in der Erzählung der Ereignisse fortfahre, muß ich noch einer Jugendtorheit Erwähnung machen, deren Schauplatz die obenerwähnte Station Baumgarten war; sie hätte mir bald meine ganze Zukunft verdorben.

Ich lag bei einem kroatischen Bauer, Zurkovic, im Quartier.

Dieser hatte eine ungemein schöne sechzehnjährige Tochter, namens Marika. Im ganzen Dorf waren nur Kroaten. Da ich eine außerordentliche Zuneigung zu dieser schönen Kroatin faßte, so geschah es, daß ich durch den täglichen Umgang ihre Sprache vollkommen erlernte und wie ein geborener Kroate zu sprechen wußte. Der alte Vater bemerkte bald unsere gegen-

seitige Inklination und da er ein vermöglicher Mann war, der im Dorfe drei schöne Bauernhöfe mit vielen Grundstücken und Weinbergen besaß, so machte er mir den Antrag, seine Tochter zu ehelichen, und wollte mir als Heiratsgut einen sehr schönen, großen Bauernhof abtreten.

Ich war wirklich sterblich in das Mädchen verliebt; der Antrag gefiel mir, ohne daß ich überlegt hätte, daß ich für eine Bauernwirtschaft gar nicht erzogen war und als Bauer eine gar schlechte Rolle gespielt haben würde.

Allein, junge Leute handeln meistens ohne Vernunft.

Die Unterhandlungen, bei welchen der Ortspfarrer, ein alter Kroate, intervenierte, gediehen von Tag zu Tag mehr zur Reife; es kam so weit, daß ich mir schon kroatische Bauernkleider anschaffte und selbe zur projektierten Hochzeit aufbewahrte, als zu meinem Glück mein Rittmeister Nothomb von meinem geheimen Plane Kenntnis erhielt.

Ohne mir hierüber eine Vorstellung gemacht zu haben, welche bei verliebten Leuten nur Öl ins Feuer gießen mußte, verlegte der Rittmeister plötzlich seinen Standort von Baumgarten nach Schottendorf, wo ebenfalls ein Zug seiner Eskadron lag und welcher Ort eine Stunde von Baumgarten entfernt war. Er schlug mich zu gleicher Zeit dem Obristen zum ersten Wachtmeister vor, und als solcher vom Obristen bestätigt, mußte ich dem Rittmeister in seine neue Station folgen. Meine Beschäftigung in dieser Eigenschaft und die dadurch verhinderten Besuche in Baumgarten kühlten nach und nach meine Fieberhitze um so schneller ab, als ich bald darauf nach der erfolgten Quittierung des Rittmeisters, der zur Übernahme seiner Familiengüter nach den Niederlanden abreiste, in die Regimentsadjutantur nach Ödenburg kommandiert wurde und dort so lang verblieb, bis ich selbst zum Regimentsadjutanten avancierte. Auf diese Art wurde ich von meiner Torheit geheilt.

Ich fahre in der Erzählung fort.

Mein Plan war, nach Regensburg und von dort zum Pfarrer Lautenschlager nach Andermannsdorf zu reisen, um durch ihn Verzeihung bei meinen Eltern zu erwirken, da ich noch immer wähnte, selbe wüßten von meiner Existenz gar nichts.

Mit einem sechswöchentlichen, hofkriegsrätlichen Urlaubspaß als k. k. Leutnant in der Tasche, langte ich den fünften Tag nach meiner Abreise von Ödenburg abends fünf Uhr im April 1804 glücklich in Regensburg an, wo ich mich im Gasthof zum „grünen Kranz“ einlogierte, da ich mich absichtlich dem Anblicke meines Onkels Plank, der zu erwartenden Vorwürfe wegen, entziehen und andern Tags früh nach Andermannsdorf abreisen wollte. Ich kleidete mich in einen beihabenden Zivilkapotrock und ging um acht Uhr ins Theater, mir den Besuch bei Pater Peter auf morgen vor meiner Abreise vorbehaltend.

Ich wählte mir die letzte Bank des Parterres, um nicht von meinem Onkel, der allenfalls eine Loge im Theater haben konnte, bemerkt und erkannt zu werden.

Während meines Verweilens im Parterre nahm ich wahr, daß mich ein ziemlich bejahrter Herr mit großer Aufmerksamkeit in Augenschein nahm, mir sogar einmal knapp unter dem Hut ins Gesicht schaute.

Der Vorhang fiel nach dem ersten Akte; ich erhob mich von meinem Platze, kehrte mich, in der Bank stehend, um, so daß mir dieser alte Herr gerade vis-à-vis zu stehen kam. Er musterte mich neuerdings mit großen Augen. Der zweite Akt begann und ich setzte mich wieder. Einen Augenblick später klopfte er mich auf die Schulter und flüsterte mir ins linke Ohr:

„Herr Leutnant, sind Sie auch wieder hier?“

Ich hielt mich von einem Bekannten erkannt, besah den Herrn, der mir aber ganz fremd war, und erwiderte: „Mein

Herr, Sie scheinen mich zu verkennen, wen habe ich die Ehre, vor mir zu sehen?"

„Schuft," sagte er ganz laut, „ich kenne Dich leider zu gut!" Im nämlichen Augenblick wandte er sich zu dem Theaterinspektionsoffizier, den er schon früher in seine Nähe geholt haben mochte, mit den Worten: „Herr Offizier, dies ist der Mensch, von dem ich Ihnen schon erzählt, haben Sie die Güte, ihn ohneweiters zu arretieren."

Der Offizier ersuchte mich ganz artig, ihm zu folgen. Um größeres Aufsehen zu vermeiden, da ohnehin unsere nächste Umgebung sich herandrängte, verließ ich mit ihm und dem alten Herrn, gefolgt von vielen Personen das Theater.

Wir schlugen den Weg zur Hauptwache ein. Dort angekommen, fragte mich der Wachkommandant, ein preußischer Leutnant, um meinen Namen und Charakter. Ein Unteroffizier trug meine Angaben in das Rapportbuch ein, wobei der alte Herr, da ich mich als den k. k. Leutnant von Grueber von Albert-Kürassieren bezeichnet hatte, mit Heftigkeit ausrief: „Nein, das ist eine Lüge, er heißt Ott und war vor zwei Jahren als Husarenleutnant bei mir, wie mein in Händen habender falscher Wechsel von 1000 Gulden beweist. Ich kenne ihn an der Warze, die er auf der rechten Nasenseite hat." Hier muß ich bemerken, daß ich wirklich eine kleine Warze auf der Nase hatte, welche ich mir später, um nicht wieder verkannt zu werden, mit Lapis infernalis wegbeizen ließ, da ich mit Recht besorgt war, der in Rede stehende Leutnant Ott dürfte noch mehrere ähnliche Schlechtigkeiten an anderen Orten begangen haben.

Zu meiner Beruhigung wurde es mir aus dieser Äußerung zur Gewißheit, daß hier ein Mißkennen obwalte, und ich konnte nur lachen, indem ich mich zu meiner Rechtfertigung auf meinen Onkel und Pater Peter Werner von St. Emeran berief, die ich, als Bekannte in Regensburg, vorrufen zu lassen, ersuchte.

Auch meinen Reisepaß, den ich im Gasthofe zum „grünen Kranz“ zurückgelassen hatte, bat ich, herbeizuholen, um vorläufig die Identität meiner Person darzutun. Alles geschah; mein Onkel und Pater Peter erschienen; der Offizier holte mit Pater Peter den Reisepaß, welchen ich beim Fortgehen ins Theater im Zimmer des Gasthofes auf den Tisch gelegt hatte, um mich mit demselben andern Tags früh beim Stadtkommandanten zu melden. Ungeachtet aller Beteuerungen von Seite meines Onkels und des Paters Peter sowie trotz meines eingesehenen Reisepasses, blieb der alte Herr fest auf seiner Behauptung stehen, ich habe mich ihm vor zwei Jahren als Leutnant Ott vorgestellt. Da mein Onkel für mich cavierte, wurde ich ihm mit dem Bedeuten übergeben, daß ich bis zur ausgetragenen Angelegenheit Stadtarrest zu halten und mich über weitere Vorladungen bei den kompetenten Behörden der freien Reichsstadt Regensburg zu stellen habe.

Nach den damaligen Reichsgesetzen hatte der sächsische Reichstagsgesandte zu Regensburg die Stadtpolizei als Gerichtsstand zu besorgen, daher ihm also auch meine Angelegenheit zur Kenntnis gebracht werden mußte. Der alte Herr wurde angewiesen, dort seine Klage gegen mich vorzutragen. Auch der kaiserlich österreichische Reichstagsgesandte Baron Fahnenberg erhielt die Anzeige, da ich als österreichischer Offizier in Anklagestand gesetzt war.

Andern Tags wurde mein in Riedenburg weilender Vater durch meinen Onkel von diesem unangenehmen Ereignisse verständigt, ich selbst aber an diesem Tage bei dem sächsischen Gesandten vorgeladen. Mein Onkel begleitete mich dahin, wobei mir der alte Herr als fürstlich Taxisscher Hofbankier Reichenberger und als Kläger vorgestellt wurde.

Es wurde seine Klage, daß ich ihm vor zwei Jahren unter dem Namen eines Leutnants Ott einen falschen Wechsel übergeben und tausend Gulden gegen selben bei ihm behoben

habe, wie das mit eigener Hand von „mir“ unterschriebene Wechselakzept, zu Protokoll genommen und hierauf meine Rechtfertigung, daß ich vor zwei Jahren um diese Zeit als Kadett bei den Herzog Albert-Kürassieren in Ödenburg gestanden hatte und daß hier ein Verkennen stattfinden müsse, ebenfalls schriftlich deponiert.

Ich mußte meinen Namen in das Protokoll schreiben, worauf die Akzeptation des Wechsels mit meiner Handschrift verglichen und eine auffallende Unähnlichkeit der Schrift entdeckt wurde. Reichenberger blieb dessenungeachtet starrsinnig bei seiner Angabe, daß er mich an meiner Warze erkenne.

Ich erhielt die Erlaubnis, mich wieder zu meinem Onkel begeben zu dürfen, blieb jedoch bis zum Einlangen einer Rückantwort vom Regiment noch immer im Stadtarrest.

Am vierten Tag nach meiner Ankunft in Regensburg trafen meine beiden Eltern aus Riedenburg bei meinem Onkel ein, hatten die innigste Freude über das Wiedersehen, verziehen mir meinen jugendlichen Streich und entdeckten mir ihre elterliche Liebe, mit welcher sie mir die ganze Zeit meiner Abwesenheit meine monatliche Zulage zum Regiment gesendet hatten, welche ich, vom Regimentsinhaber erhalten zu haben, wähnte.

Mein Vater ging mit mir zum österreichischen Gesandten Baron Fahnenberg, um selben anzugehen, daß er für die einem österreichischen Offizier widerfahrene Unbill auf eine eklatante Satisfaktion dringen möge, wenn meine Unschuld durch die Rückantwort des Regiments erwiesen sein würde.

Meine Eltern verweilten zehn Tage in Regensburg; mittlerweile erfolgte die Rückäußerung von Seite des Regiments.

Der Hofbankier wurde von dem sächsischen Gesandten zur öffentlichen Abbitte sowie vierzehn Tagen Arrest im Kerker verurteilt, womit sich jedoch weder mein Vater noch Baron Fahnenberg zufrieden gaben, sondern auf körperlicher Bestrafung dieses Hofjuden mit Stockstreichen beharrten. Reichen-

berger bot meinem Vater 6000 fl., später 10.000 fl. als Ehrenersatz an, wenn er sowohl von der öffentlichen Abbitte als von der Stockstrafe absehen würde, allein mein Vater schlug jedes Anerbieten ab. Der Hofjude steckte sich hierauf mit seinen 10.000 fl. hinter den österreichischen Gesandten Fahnenberg, um ihn als Vermittler zu gewinnen.

Versicherungen, welche dieser Herr Gesandte meinem Vater gab, daß er in Österreich, besonders beim Hofkriegsrate in Wien, mächtige Verbindungen habe, welche er zu meinem baldigen Avancement in der österreichischen Armee benützen wolle, bewogen endlich meinen Vater, es nur bei der öffentlichen Abbitte und Kerkerarrest bewenden zu lassen, welche auf nachstehende Art erfolgte:

Die Abbitte wurde im Regensburger Wochenblatt bekanntgemacht und am achten Tage vollzogen.

An dem bezeichneten Tage erschien, bevor das Theaterstück seinen Anfang genommen hatte, der sächsische Gesandtschaftssekretär mit dem Hofbankier Reichenberger auf der Bühne; der ganze Vorfall und dann das Urteil über den Hofjuden wurden laut abgelesen, worauf letzterer die Abbitte folgendermaßen leistete:

„Ich bitte den k. k. Herrn Leutnant v. Grueber des löblichen k. k. Herzog Albertischen Kürassierregiments, meiner Übereilung wegen, demütigst ab, da ich hiemit öffentlich bekenne, mich in der Person des Täters geirrt zu haben."

Von einer späteren Verwendung Fahnenbergs konnte ich allerdings während meiner ganzen übrigen österreichischen Militärdienstzeit nichts wahrnehmen, da ich später nur in meiner Tour zum Oberleutnant und Sekondrittmeister avancierte, ein Beweis, daß Fahnenberg entweder nichts zu meinen Gunsten getan hat oder seine Protektion gewichtlos war.

Ich reiste nach diesem Akt der öffentlichen Abbitte mit meinen Eltern nach Riedenburg ab, zweifelte aber nicht, daß

des Hofjuden Silberlinge auch den ihm zugedachten Kerkerarrest gemildert oder ganz aufgehoben haben dürften.

Es ist ein wahres Sprichwort: „Geld regiert die Welt!"

Ich verlebte meinen Urlaub seelenvergnügt in meinem lieben Riedenburg; es waren leider die letzten vergnügten Tage im Elternhaus, denn als ich von dort, reich equipiert, zu meinem Regiment nach Ödenburg zurückkam, langte auch der erste Brief meiner Mutter an, daß mein guter Vater, den ich, obschon öfters an Podagra leidend, sonst aber wohl und gesund verlassen hatte, acht Tage nach meiner Abreise an den Folgen eines Gichtanfalles gestorben war. Auf Anordnung der Ärzte hatte er noch ein warmes Kräuterbad gebraucht, doch machte bald darauf ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende.

Diese Nachricht war ein fürchterlicher Schlag für mich, umsomehr, als mich sein Tod so unerwartet traf. Bei meinem Abschiede stand der gute Vater in seinem Zimmer, an den Ofen gelehnt, und küßte mich mit Tränen im Auge. „Lebe wohl, lieber Sohn," sagte er, „wer weiß, ob ich dich noch einmal in meinem Leben sehen werde! Gott segne dich und dein Walten auf dieser Welt." Er gab mir noch seine goldene Repetieruhr und erlaubte mir, in zwei Jahren wieder auf Urlaub zu kommen, „wenn wir das Leben haben sollten", fügte er vorahnend bei.

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Ich sah ihn leider nicht wieder.

Längere Zeit war ich äußerst trostlos, bis endlich die alles heilende Zeit auch mich wieder zu vernünftigeren Ansichten brachte.

Das Traurigste bei diesem Unglück war, daß der bedeutende Nachlaß meines Vaters wegen eines vorgefundenen Kassadefizits, welches nach späteren Erfahrungen durch den Oberschreiber Pollin ohne meines Vaters Wissen herbeigeführt und erst nach seinem Tode entdeckt wurde, zur Deckung dieses

Geldabganges verwendet werden mußte, sollte anders die Ehre meines Vaters im Grabe geschont und die Pension meiner Mutter nicht gefährdet werden.

Meine Mutter erhielt eine Pension von 600 fl. vom König und zog dann mit meiner Schwester Anna zu Pfarrer Lautenschlager nach Andermannsdorf, bei dem sie dessen umfangreiche Ökonomiegeschäfte übernahm, wofür sie samt meiner Schwester freie Verpflegung und Wohnung im Pfarrhofe erhielt.

Nach zwanzig Jahren starb auch dieser brave Mann als Dechant in Rottenburg, worauf sich meine Mutter nach Straubing begab, um dort ihre Pension zu genießen.

Meine Schwester wurde Haushälterin bei einem Pfarrer in der Nachbarschaft, welcher früher Kooperator in Rottenburg war und als auch dieser bald nach meiner Mutter starb, zog sich meine Schwester nach Regensburg, wo sie eine vom Könige erhaltene Pension von jährlich sechzig Gulden unter Beihilfe kleiner Unterstützungen von mir und den Verwandten, gänzlich zurückgezogen, verzehrt.

Mit dem Tode des Vaters hörte unter obigen Verhältnissen alle Unterstützung für mich auf, was mir aber weniger empfindlich war, da ich als Regimentsadjutant zwanzig Gulden monatlich als Zulage vom Regimentsinhaber, Herzog Albert, bezog.

Die Regimentsinhaber hatten zu jener Zeit 4000 Gulden Konventionsmünze jährlich Tafelgelder. Diese Summe wurde, so lange der ungemein reiche Herzog Albert lebte, in der Art unter die Stabsparteien verteilt, daß

der zeitliche Obrist-Regimentskommandant monatlich	235	fl.
„ Regimentsadjutant monatlich	20	„
„ Rechnungsführer monatlich	20	„
„ Auditor monatlich	20	„
„ Regimentskaplan monatlich	20	„
„ Profoß monatlich	18	„

Zulage erhielt. Da ich nebstbei auch freien Tisch beim Obristen genoß, so war mir der Mangel an eigenem Vermögen nicht fühlbar.

Als Regimentsadjutant hatte ich eine äußerst angenehme Existenz. Ich war der Liebling des Obristen Grafen Radetzky, dieses in der dermaligen Epoche so allgemein vergötterten greisen Heldenmarschalls. Unter seinem Kommando gelangte das Kürassierregiment Herzog Albert in den brillantesten Zustand.

So lange wir in der Stabsstation Ödenburg lagen, wurde jeden Winter das ganze subalterne Offizierskorps (denn die Rittmeister-Eskadronskommandanten blieben allein bei den Eskadronen auf dem Lande zurück) zum Stabe in die Winterschule berufen, wo wir vormittags von neun bis zehn täglich Reitschulunterricht, von zehn bis zwölf Uhr taktische Vorlesungen, von drei bis fünf Vorposten- und Exerzierreglementsvorträge hatten.

Alle Abende, von acht Uhr bis nach Mitternacht, waren abwechselnd bei den in Ödenburg über den Winter domizilierenden ungarischen Magnaten, Grafen Pejacsevich, Chamaré, Desfours, Festetics, Szapáry, Baron Zay, Buday, Eötvös, Nagy, Forgách und anderen Edelleuten festliche Soiréen und alle Sonntage glänzende Abendunterhaltungen bei unserem Divisionär FML. Erzherzog Ferdinand-Este, mit Ausnahme jedes dritten Sonntags, wo Obrist Graf Radetzky stets einen brillanten Festball in seiner Wohnung gab.

Bei allen diesen Festen spielten wir Offiziere immer die Hauptrolle.

Ebenso veranstaltete Graf Radetzky mehrere Male Karussells, Schlittagen und Maskenbälle im großen Redoutensaale und glänzende Offiziersdiners, wozu die ungarischen Magnaten und Edelleute geladen wurden.

Freilich mußte Se. Königliche Hoheit der Herr Regimentsinhaber dreimal bedeutende Geldbeiträge zur Tilgung der

Passiven liefern, welche durch diese prachtvollen Arrangements für das Offizierskorps aufgelaufen waren; Graf Radetzky wußte diese Angelegenheit dem Herzog jedesmal so ehrenvoll für das Offizierskorps vorzutragen, daß durch die Gnade des Herrn Regimentsinhabers die Offiziere in keiner Weise beeinträchtigt wurden und stets schuldenfrei blieben.

Kurz, unser mehrjähriger Aufenthalt zur Winterszeit in Ödenburg ward uns zu einem Elysium und Radetzky blieb im Regiment unvergessen.

Im Jahre 1804 marschierte das Regiment auf einige Wochen in das Lager von Minkendorf in Niederösterreich, wo eine Armee von 36.000 Mann aufgestellt war. Während dieses Lustlagers hatten wir Offiziere von Albert-Kürassieren einen eigenen Marketender, den der Herzog-Regimentsinhaber eigens für das Regiment auf seine Kosten bestellte. Bei ihm genoß, unter einem großen Zelte, täglich gratis das ganze Offizierskorps eine prächtige Tafel, wobei immer dreierlei Dessertweine serviert wurden. Radetzky führte mit seinem Regimente in diesem Lager die schönsten Kavalleriemanöver vor den Allerhöchsten Herrschaften aus, welche von Wien jedesmal dahin kamen. Das letzte dieser Manöver wurde leider mit blutigen Erfolgen gekrönt.

Man teilte an dem hiezu bestimmten Tage die Armee des Lagers in zwei Hälften, wovon die eine den Feind vorzustellen hatte. Die Armeeproduktion geschah als Schlußmanöver vor Sr. Majestät, dem Kaiser Franz. Nach dem Operationsplane sollte nach mehreren Kavallerieevolutionen, welche während der Schlacht von sämtlichen im Lager befindlichen vier Kavallerieregimentern — Albert-Kürassieren, Franz-Kürassieren, Palatinal- und Ferdinand-Husaren — ausgeführt wurden, der Obrist Graf Radetzky mit seinem Regiment Albert-Kürrassiere auf ein feindliches Grenadierbataillon, welches im geschlossenen Karree vor einem Kirchhofe aufgestellt war, die Attacke machen,

wobei sich die zersprengten Grenadiere hinter der Kirchhofmauer ralliieren und durch ein lebhaftes Bataillefeuer die Kürassiere wieder zum Rückzug zwingen sollten.

Allein den Grenadieren gefiel dieser Plan durchaus nicht; statt sich bei unserem Anreiten planmäßig zu zerstreuen, blieben sie fest im Karree stehen und gaben ohne Vorwissen ihres Kommandanten und ihrer Offiziere eine Decharge auf uns ab.

Da viele unter ihnen im Stillen ihre Gewehre mit kleinen Steinen geladen hatten, wurden einige unserer Kürassiere und Pferde verwundet.

Jetzt war Feuer am Dach. Nach dem Sturz einzelner unserer Leute waren unsere Reiter nicht mehr zu halten, die Attacke wurde zornig alles Ernstes vollführt, das Grenadierbataillon mit Force gesprengt, mit scharfer Klinge in die sich ebenfalls wehrenden Grenadiere eingehauen, so daß auf beiden Seiten viel Blut floß, und der Rückzug hinter die Kirchhofmauer förmlich erzwungen wurde.

Se. Majestät der Kaiser, welcher das Manöver von einer nahe gelegenen Anhöhe aus beschaute, sprengte mit der Generalität herbei und ließ sogleich das ganze Armeemanöver einstellen, befahl aber zugleich, die strengste Untersuchung einzuleiten.

Das Regiment ralliierte sich und nachdem von beiden Seiten mehr als sechzig Verwundete in das Spital abgeführt wurden, wovon drei Grenadiere mit Tod abgingen, wurde ein Generalauditor zur Untersuchung unter der Leitung des FML. Fürsten Johann Liechtenstein bestimmt, dessen Bemühungen aber zu gar keinem Resultat führten, weil man diejenigen Grenadiere nicht eruieren konnte, welche Steine geladen hatten.

Das Lager wurde nach drei Tagen aufgehoben und die Regimenter marschierten in ihre Friedensstationen ab, also auch wir nach Ödenburg.

Im Monate März 1805 wurden unsere Regimenter wegen damals in Wien stattgehabter sogenannter Bäckerunruhen in das Lager nach Schwechat bei Wien beordert, wo wir mit Karl Schröder-Infanterie zehn Tage im Lager unter Zelten standen.

Am elften Tage marschierten wir nach Wien, da sich der Bäckerrummel ernstlicher anließ.

Wir bezogen auf dem Glacis vor dem Burgtor ein Biwak, in dem wir jedoch nur drei Tage standen, während welcher wir in der Vorstadt Mariahilf fünfmal gegen die Tumultuanten, welche die Bäckerladen stürmten, zu attackieren bemüßigt waren, wobei beiderseits jedesmal Verwundungen vorkamen.

Es handelte sich nämlich damals bei den Bäckern gelegentlich der großen Getreideteuerung um ein zu kleines Brot. Als man ihnen das ungewichtige Brot weggenommen hatte, schlossen sie ihre Laden und wollten nicht mehr backen. Die ärmere Klasse in den Vorstädten geriet dadurch beinahe in Hungersnot, und wie es in großen Städten immer viele politisch Unzufriedene gibt, welche gern alle Ordnung über den Haufen zu stürzen wünschen, um für sich im Trüben fischen zu können, so geschah es auch in diesem Momente, daß die Proletarier immer gehetzt und aufgewiegelt wurden, um sich in wilden Horden zusammenzurotten, anfangs die Bäckerladen, später aber auch andere Häuser zu bestürmen und förmlich zu plündern.

Eines Nachmittags zog eine ähnliche Tumultuantenschar in der Mariahilferstraße, mit einer Sturmfahne versehen, herab und fing in den ersten Häusern an, die Tore einzuschlagen. Eine Eskadron Albert-Kürassiere wurde zur Sprengung dieses Haufens vom Glacis entsendet. Sie sprengte in vollem Galopp an und trieb ihn glücklich auseinander, wobei aber mehrere Ruhestörer und besonders der Fahnenträger von den Pferden zertreten und übel zugerichtet

wurden. Dieser Vorfall war der ärgste. Bei den übrigen Attacken auf die Tumultuanten ging es größtenteils nur mit blutigen Köpfen ab; nach zehn Tagen war die Ruhe vollkommen hergestellt. Das Regiment blieb aber gleich zur Aufwartung in Wien und bezog die Josefstädter-Kaserne.

Während der Zeit unseres Aufwartungsdienstes waren täglich sechs Offiziere des Regiments und ein Stabsoffizier bei Herzog Albert zur Tafel geladen. Herzog Albert bewohnte damals sein Palais auf der Burgbastei; täglich kamen um drei Uhr nachmittags herzogliche Hofwagen zur Abholung der zur Tafel bestimmten Offiziere in die Kaserne. Da es bei dieser Hoftafel, welcher immer entweder Se. Majestät der Kaiser selbst oder der Kronprinz oder sonst ein Erzherzog beiwohnte, die etwas lästige Etikette vorschrieb, daß die Offiziere mit umgeschnallten Säbeln, den Helm zwischen den Füßen auf den Boden hingestellt, zu Tische sitzen mußten, so behagte diese Inkommodität vielen unserer Offiziere nicht, so daß manche, wenn die Tour an sie kam, gar nicht hingingen.

Ich machte mir aus dieser kleinen Unbequemlichkeit gar nichts und ging daher täglich statt eines anderen Offiziers der Tour zur herzoglichen Tafel, da die ausgezeichnete Küche, die herrlichen Weine und Konfitüren wirklich für alles Lästige entschädigten.

Während am Schlusse der Tafel Kaffee serviert wurde, legten die herzoglichen Bedienten jedem Gaste eine Düte voll Konfekt auf seinen Teller, welche er mitnehmen sollte; eine Gepflogenheit, die ich bei keiner Tafel hoher Herrschaften je erlebt hatte. Nach dem Kaffee wurde aufgestanden und in das Billardzimmer gegangen, wo der Herzog mit einem der Allerhöchsten Gäste eine ganze Stunde Billard spielte, während die übrigen Gäste zusahen. Nach vollendetem Billardspiele empfahl man sich.

So blieb das Regiment bis Anfang Juli 1805 in der Wiener Garnison, als plötzlich der Krieg gegen Frankreich

ausbrach. Obrist Radetzky wurde Generalmajor und der italienischen Armee zugeteilt, Obristleutnant v. Kroyherr unseres Regiments Obrist-Regimentskommandant.

General Graf Radetzky wollte mich zu seinem Adjutanten wählen, was ich aber leider unklug genug war auszuschlagen, weil ich während unserer Garnisonierung in Ödenburg mit einem Fräulein L . . ., der einzigen Tochter des Magistratsrats L . . ., ein engagement serieux unterhielt und eben in einer Unterhandlung mit dem Grafen S. wegen einer Zivilanstellung auf der Graf Waldsteinschen Herrschaft Leitomischl begriffen war, da der Vater seine Tochter keinem Militär zur Gattin geben wollte. Der alte Herr war ziemlich wohlhabend, hatte in Ödenburg ein eigenes Haus, war jedoch ein eingefleischter Protestant und für unsere Bekanntschaft gar nicht gut gestimmt, weil ich Katholik war. Um unseren Beziehungen ein Ende zu machen, erklärte er mir unumwunden, daß ich zum Zivile übertreten müsse, wenn ich die Hand seiner Tochter haben wolle. Nun ward eben zu jener Zeit in der böhmischen Zeitung eine Oberbeamtenstelle für Leitomischl in Konkurs gesetzt. Da ich eben in Wien war, wo Graf Waldstein damals domizilierte, so verfügte ich mich eines Tages zu ihm, um mich um diesen Posten zu bewerben. Ich wurde jedoch von ihm an Grafen S. verwiesen, welcher als Sequester der damals unter Sequestration gestandenen Waldsteinschen Güter aufgestellt war.

Derselbe verlangte von mir eine Kaution von 2000 fl. K.-M., nach deren Erlag er mir diese Stelle zusichern könnte, nachdem er sich um meine sonstigen Verhältnisse und Konduite bei Obristen v. Kroyherr erkundigt haben würde. Ich schrieb eilig nach Ödenburg, setzte den Magistratsrat L. hievon in Kenntnis, der mir auch sogleich eine Metallique per 2000 fl. übermachte, da diese Kautionssumme schon früher in der dem Magistratsrat mitgeteilten Ausschreibung be-

dungen war. Ich übergab alles dem Grafen S., der mir nach, vom Obristen über meine Konduite erhaltener, befriedigender Information eine schriftliche Weisung an den Leitomischler Oberamtmann überreichte, damit ich, wie er sagte, auf meinem dortigen Posten als Kontrollor installiert und mein Anstellungsdekret ausgefertigt würde. Ich vertraute auf sein Wort, die Depesche an den Oberamtmann war versiegelt, und begab mich zum Obristen mit der Bitte, mir einen vierzehntägigen Urlaub zu erteilen, um mich vorerst von diesem Posten überzeugen zu können, indem ich entweder das mittlerweile nach Böhmen ausmarschierte Regiment wieder einholen oder meine Quittierung einreichen wollte, wenn ich den Posten konvenabel finden würde. Der gute Oberst v. Krotzherr hatte wirklich so viel Menschenfreundlichkeit, meinem Ansuchen zu willfahren und ich reiste daher mit der Post nach Leitomischl ab. Dort angekommen, sagte mir der alte ehrliche Oberamtmann, als ich ihm von allem Mitteilung gemacht und er S . . . s Schreiben gelesen hatte:

„Junger Freund! Sie sind in böse Hände geraten. Der Sequester S. ist ein äußerst verschuldeter Kavalier und Sie sind arg geprellt. Die Stelle als Kontrollor, die er Ihnen versprach, ist bereits besetzt; ich habe hier seinen Auftrag, Sie als Bierschreiber mit jährlichen 200 fl. K.-M. und freiem Quartier mit dem Titel Bierkontrollor auf der Herrschaft anzustellen.“

Da mir diese Anstellung durchaus nicht zusagte, reiste ich mit der Post schnell wieder zu meinem Regimente ab, und holte es auf dem Marsche nach Klattau in Böhmen ein. Dem Herrn Magistratsrat aber gab ich von dem schlechten Verfahren des Grafen S. sogleich Nachricht, worauf selber die Angelegenheit einem seiner Jugendfreunde, dem Doktor Janka, in Prag übergab, der in kurzem die 2000 fl. Metallique wieder von S. einholte, wie ich später erfuhr.

Meine vorgehabte Verehelichung war also vereitelt.

Ich marschierte mit dem Regimente nach unserer abermals geänderten Bestimmung durch Bayern nach Ulm, wo wir am rechten Armeeflügel, bei Höchstätt, unter FML. Werneck Aufstellung erhielten.

Erzherzog Ferdinand-Este, der nämliche, dessen ich als Divisionär in Ödenburg erwähnte, kommandierte die ganze Armee, FML. Baron Mack war sein Generalquartiermeister.

Schon hörten wir, von Ulm her, von unserem linken Armeeflügel Kanonendonner; nahmen sogar deutlich das Pelotonfeuer aus. Endlich ward auch unser rechter Armeeflügel von einem französischen Armeekorps angegriffen. Die Schlacht wurde allgemein, unser Regiment, sowie Franz- und Mack-Kürassiere, die mit uns die Kavalleriereserve des rechten Flügels bildeten, machten wechselweise mehrere günstige Attacken auf feindliche Infanteriemassen und Kavalleriefronten; unser rechter Armeeflügel blieb jedoch immer in seiner Aufstellungslinie, ohne vorwärts zu rücken. Schon seit mehreren Tagen strömte der Regen vom Himmel herab, so daß alles bis auf die Haut durchnäßt war.

Zwei ganze Tage dauerte der Kampf und von keiner Seite wurde auch nur eine Erdscholle weiter vorgegangen.

Am dritten Tage verstummte das Feuer im Zentrum bei Ulm und am linken Flügel; das uns gegenüberstehende feindliche Armeekorps zog sich etwas zurück.

Plötzlich verbreitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht, die Armee sei bei Ulm ganz eingeschlossen und Mack wolle kapitulieren.

Unser rechter Armeeflügel setzte sich in retrograder Bewegung gegen Werthheim in Marsch; dort nahmen nun die drei Kürassierregimenter Albert, Franz und Mack neue Aufstellung, indem die Albert-Kürassiere mit dem rechten Flügel gerade an das vor Werthheim gelegene, einzelne Wirtshaus zu stehen kamen.

Kein Feind war vor uns sichtbar. FML. Werneck stieg vom Pferde und begab sich in das Wirtshaus; die drei Regimentskommandanten ritten an unserem rechten Flügel zusammen, auch die Offiziere begaben sich aus Reih und Glied dahin und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Die Obristen machten uns die Mitteilung, es sei der französische Marschall Oudinot von rückwärts in das Gasthaus gekommen, um mit Werneck zu kapitulieren, das feindliche Armeekorps habe vermutlich hinter Werthheim Position gefaßt.

Kurze Zeit darauf öffnete FML. Werneck ein Fenster im ersten Stocke dieses Gasthauses; wir erblickten an seiner Seite den Marschall Oudinot und wurden bald unserer Sache um so gewisser, als unser General zu den Obristen herabrief:

„Lassen Sie Ihre Leute einstweilen absitzen, meine Herren!“

Allein die drei Obristen erklärten augenblicklich ganz dezidiert, daß sie diesem Befehle nicht gehorchen würden. In demselben Moment kam Erzherzog Ferdinand mit seinem Generalstab, jedoch ohne den Generalquartiermeister Mack, angesprengt und befahl, rechts abmarschieren zu lassen und ihm zu folgen, worauf wir Offiziere nach unseren Abteilungen sprengten, während von den Obristen, mit Halbeskadronen rechts abzuschwenken, kommandiert wurde. Erzherzog Ferdinand setzte sich an die Tete der Kolonne, und nun ging es im Galopp ihm nach, bei Werthheim vorbei und fort, ohne daß wir eigentlich wußten, woran wir waren.

Nach einer abwechselnd im Schritt und Galopp zurückgelegten Stunde Weges wurde auf einer Wiese aufmarschiert. Als die drei Kürassierregimenter en fronte standen, wurden die Offiziere vor die Front ihrer Regimenter gerufen und ihnen von ihren Obristen eröffnet, „daß laut Mitteilung Seiner Kaiserlichen Hoheit, des Erz-

herzogs Ferdinand, der Generalquartiermeister Mack gegen den Willen Seiner Kaiserlichen Hoheit mit einer Armee von 80.000 Mann bei Ulm kapituliert und nach erfolgter Waffenstreckung die Mannschaft als Gefangene dem Kaiser Napoleon übergeben habe. Erzherzog Ferdinand habe dieser Kapitulation nicht beigestimmt, sondern sei zum rechten Armee- flügel geeilt, mit dem Entschlusse, sich mit der dort befindlichen Kavallerie durchzuschlagen und über Eschenau und Nürnberg nach Böhmen einzurücken. Da zu vermuten stünde, daß sich das französische Armeekorps Oudinot bereits auf dem Marsche befinde, um irgendwo unsere Retirade zu hindern, so solle man darauf gefaßt sein, sich mit dem Feinde zu messen und durchzubrechen."

Das nämliche wurde dann von den Offizieren der Mannschaft ebenfalls bekanntgegeben und endlich abmarschiert.

Drei Tage und drei Nächte wurde im Schritt und Trab abwechselnd fortgeritten, ohne zu füttern oder zu tränken oder auch nur umzusatteln. Die Pferde waren fast alle auf dem Widerrist durch das Vorrutschen der locker gewordenen Sättel jämmerlich aufgedrückt, die schwächsten Tiere blieben vor Erschöpfung liegen, deren Reiter wurden später von den Feinden größtenteils gefangen.

So trafen wir am vierten Tage, ohne irgend etwas von einem verfolgenden Feinde wahrgenommen zu haben, um 6 Uhr früh in Eschenau ein, wo uns Erzherzog Ferdinand eine Raststunde gönnen wollte, um die Pferde mit der Portion Hafer, die jeder Kavallerist noch mit sich führte, abzufüttern und sie dann umzusatteln. Der üble Geruch von so vielen eiternden Widerristen, von welchen die helle Materie über die Füße herablief, war unausstehlich, in der Kolonne war alles

drei Tage ohne Nahrung und Schlaf und daher gänzlich erschöpft.

Die drei Regimenter marschierten durch Eschenau und Erzherzog Ferdinand bezog mit seinem Generalstabe ein, auf der Straße nach Hof, unfern der Stadt gelegenes, einschichtiges Wirtshaus als Hauptquartier, die Regimenter aber auf einer diesem Gasthause nahegelegenen Wiese ihre Biwaks. Nachdem außerhalb Eschenau, gegen Werthheim zu, die Vorposten gehörig ausgesetzt waren, wurde schnell abgezäumt, der Hafer in den Futtersäcken umgehängt, die Sättel und die Satteldecken frisch aufgelegt und gegurtet, während die armen Tiere gierig den Hafer verschlangen. Lagerfeuer wurden gemacht, einige Mannschaft zum Einkaufe von Fleisch und Brot nach Eschenau geschickt, andere, um Trinkwasser und Holz herbeizuholen, in die Umgebung kommandiert. In größter Eile wurde alles dieses besorgt, schließlich Fleisch in Kochkesseln ans Feuer gesetzt. Wir schickten uns an, ein frugales Mittagmahl einzunehmen, als nach kaum einer Stunde Rast die Vorposten zu plänkeln begannen und Erzherzog Ferdinand auf einem österreichischen gemeinen Husarenpferd, welches, einer Ordonnanz des Hauptquartiers gehörend, gesattelt und gezäumt im Hofe des erwähnten Gasthauses bereit gestanden hatte, ins Biwak gesprengt kam, mit dem Rufe: „Aufsitzen! der Feind ist da."

Wer nie einem feindlichen Überfall beigewohnt hat, kann sich keinen Begriff von dem schrecklichen Durcheinander machen, welches allerorten bemerkbar wurde. Ein Wirrwar ohnegleichen; die Pferde waren alle abgezäumt, die Mannschaft verlaufen, um Holz und Lebensmittel in der Nachbarschaft für Geld und gute Worte, mitunter auch mit Gewalt der Waffen herbeizuholen, was bei solchen Gelegenheiten nicht immer verhütet werden kann; viele erwachten aus unüberwindlichem Schlaf und rannten wie Betrunkene, bald da, bald dorthin,

ohne sich ermuntern zu können; die Trompeter bliesen Alarm, die Vorposten ließen Schuß auf Schuß immer näher hören. Zum Glück stürzte die französische Kavallerie vorerst in den Ort Eschenau, weil es ihr darum zu tun war, das Hauptquartier aufzuheben, was ihr auch, mit Ausnahme des Erzherzogs, glückte; der ganze Generalstab fiel in Gefangenschaft.

So verweilten die Franzosen wenigstens so lange im Orte, daß wir Zeit fanden, schnell aufzuzäumen und einige Abteilungen schlagfertig aufzustellen, um den aus Eschenau zu erwartenden Feind gerüstet zu empfangen. Nach kaum einer halben Stunde brach eine Kolonne Kavallerie aus diesem Orte gegen unsere Biwaks hervor, wurde aber von uns, ehe sie sich en fronte entwickeln konnte, mit verhängten Zügeln angegriffen und en débandade zurückgeworfen. Dies geschah dreimal nacheinander, während welcher Zeit die verlaufenen Leute zu ihren Pferden zurückkehrten und die drei Kürassierregimenter endlich wieder ganz schlagfertig dastanden, mit Ausnahme einiger zwanzig Mann, welche vom Feinde im Orte gefangen wurden.

Marschall Oudinot hatte uns mit seinem ganzen Korps, größtenteils Infanterie, auf unserer Route verfolgt, konnte uns aber begreiflich mit Fußvolk nicht einholen. Auf Nebenwegen hatte er jedoch ungefähr zwei Kavallerieregimenter, mit der Bestimmung abgesendet, Eschenau früher als wir zu erreichen und uns dort in den Weg zu treten.

Allein w i r langten früher in Eschenau an, und die feindliche Kavallerie samt ihrer reitenden Artillerie war durch die eilige Verfolgung auf zwar kürzeren aber schlechten Nebenwegen so herabgekommen und erschöpft wie wir, weshalb ihre Angriffe und ihre Gegenwehr äußerst schwach und gehaltlos waren. Wir sahen uns in der Lage, dem Feinde mit unserer letzten Kraft kühn und beherzt entgegenzustürzen.

Als die feindliche Batterie vor dem Orte Eschenau aufgefahren war und gegen unsere Fronten lebhaft zu feuern

begann, ließ Erzherzog Ferdinand zur Retirade blasen, welche von einer Division (zwei Eskadronen) Albert-Kürassiere gedeckt und von einer Division Franz-Kürassiere unterstützt wurde.

Diese zwei Divisionen verloren viele Mannschaft durch das Artilleriefeuer und mußten mehrere, aber günstige Attacken auf die nachrückende feindliche Kavallerie ausführen, zuletzt aber doch der eigenen Truppe nacheilen.

Eine halbe Stunde hinter Eschenau hatten wir ein Defilé zu passieren, in welchem sich unglücklicherweise mehrere österreichische Armeekassenwagen verfahren hatten, die einige Tage vor uns, weiß Gott woher, hieher geraten waren. Wahrscheinlich infolge falschen Alarmes waren die Bespannungen durchgegangen, so daß nur die Fuhrwerke mit den aufgeladenen Geldfässern zurück blieben.

Die Retirade wurde dadurch bedeutend verzögert, da wir nur, Mann für Mann, rechts und links, an den Wagen vorüberreiten konnten, wodurch die zwei Divisionen, welche zur Deckung des Rückzuges bestimmt waren, öfters dem verfolgenden Feind wieder entgegenrücken und ihn zurückwerfen mußten, wobei sie von der feindlichen Artillerie stark mitgenommen wurden.

Später war dieses Defilé wieder unser Schutz, denn als der Feind auf die Kassawagen stieß, hörte längere Zeit alle Verfolgung auf, indem man sich feindlicherseits mehrere Stunden mit der Plünderung derselben verhalten haben mag, weil wir bedeutenden Vorsprung erhielten und gar nicht mehr eingeholt wurden.

Wir setzten ohne alle Störung unseren Marsch über Nürnberg nach Hof, und von dort über Eger und Neuhaus nach Deutschbrod in Böhmen fort, wo wir Kantonierungen bezogen.

Die drei Kürassierregimenter waren sehr zusammengeschmolzen, wurden aber in aller Eile durch Rekruten und

Remonten aus Böhmen ergänzt, welche freilich nur oberflächlich abgerichtet waren, so, daß man sich wenig von ihnen versprechen konnte.

Erzherzog Ferdinand zog alle Reserve- und Landwehrbataillone aus Böhmen eiligst an sich, darunter befand sich auch eine Division von Meerveldt-Ulanen unter Obristleutnant Bogdan.

Auf diese Art bildete sich bei Deutschbrod ein Armeekorps von 20.000 Mann, welches bis 1. Dezember 1805 in der dortigen Umgegend stehen blieb und dann seine Aufstellung gegen Iglau nahm, weil mittlerweile die französische Armee über Wien nach Austerlitz marschiert war, wo sie auf die Russen stieß.

General Wrede zog mit einem bayrischen Armeekorps von 15.000 Mann durch die obere Pfalz nach Iglau und stellte uns seine Vorposten bei Pfauendorf entgegen. Am 3. Dezember marschierte das Armeekorps des Erzherzogs nach Steken und nahm dort eine Aufstellung in zwei Treffen.

FML. Fürst Hohenzollern war Kommandant unserer Avantgarde; ich wurde an diesem Tage als Ordonnanzoffizier für selben bestimmt und machte in dieser Eigenschaft die ganze Affäre mit.

Es war ein schöner Nachmittag, als unsere Avantgarde, und zwar ein Bataillon Feldjäger, zwei Bataillone Czartoryski-Infanterie und eine Division Meerveldt-Ulanen, endlich eine zwölfpfündige Batterie von Steken zum Angriff der Bayern bei Pfauendorf vorrückte.

Dieser Ort hatte einen großen herrschaftlichen Tiergarten an seiner Front, welcher mit einer zwei Klafter hohen Mauer umgeben war. Die bayrische Infanterie hielt diese Mauer besetzt. Als die Avantgarde, an deren Spitze Fürst Hohenzollern mit seiner Suite ritt, gegen den Tiergarten herankam, ließ er in eine Linie aufmarschieren und durch das Bataillon

Feldjäger und ein Bataillon Czartoryski stürmen. Der Adjutant des Fürsten fiel mit einer Schußwunde im Kopfe, mir wurde eine Musketenkugel durch den Helm geschossen, welche meinen Scheitel derart streifte, daß auch ich betäubt vom Pferde stürzte, mich aber schnell wieder erholte und, obwohl etwas schwindlig, sogleich wieder aufsaß, während der schwer blessierte Adjutant vom Schlachtfelde zurückgetragen wurde.

Der Tiergarten ward mit Sturm genommen, nachdem unsere Batterie die zwei großen Gartenportale eingeschossen hatte und die bayrische Infanterie aus selben vertrieben.

Prinz Hohenzollern bestimmte mich nunmehr zu seinem Adjutanten, in welcher Eigenschaft ich während der ganzen Affäre bei ihm blieb.

Nach diesem Erfolge mußte die Division Ulanen zur Verfolgung der bayrischen Infanterie auf der Straße vorrücken. Sie stieß gleich hinter dem Dorfe Pfauendorf auf eine bayrische Chevauxlegers-Division, die zur Aufnahme ihrer Infanterie aufgestellt war. In der linken Flanke dieser Division lag ein gänzlich zugefrorener, dicht überschneiter Teich, der einer großen Erdfläche glich. Die Bayern mochten das Terrain nicht rekognosziert haben, weshalb es kam, daß die Chevauxlegers, welche von unseren Ulanen lebhaft attackiert und geworfen worden waren, ihren Rückzug gegen diesen Teich nahmen und über selben zurücksprengen wollten. Kaum waren sie in die Mitte gekommen, als sie auch schon unter die berstende Eisdecke versanken. Nur ihr Obristleutnant, Graf Rechberg, und wenige Mannschaft wurden gerettet, aber von den Unsrigen gefangen genommen.

Dieser nämliche Rechberg war später, als ich in bayrische Dienste zurückberufen wurde, als Generalleutnant mein Divisionär und erinnerte sich recht gut dieser Affäre.

Erzherzog Ferdinand rückte nun durch Pfauendorf nach und ließ hinter diesem Orte wieder in zwei Treffen auf-

marschieren, da uns gegenüber General Wrede mit seinem Armeekorps in Schlachtlinie stand und sich sogleich das Treffen engagierte, in welchem die Bayern mit großen Verlusten geschlagen und nach Iglau zurückgedrängt wurden. Wir verfolgten heftig und machten erst abends neun Uhr vor Iglaus Mauern halt.

Als andern Tags, früh vier Uhr, der Angriff auf Iglau mit Sturm unternommen werden sollte, kamen Abgesandte heraus, um anzuzeigen, daß die Stadt vom Feinde gänzlich geräumt sei. Einige Minuten später erschien ein bayrischer Parlamentär mit der Nachricht, daß schon am 2. Dezember, nach der Schlacht bei Austerlitz, ein Waffenstillstand mit Kaiser Napoleon abgeschlossen worden sei, weshalb General Wrede alle Gefangenen und eroberten Trophäen sogleich reklamiere.

Wieder ein paar Stunden später — in unserem Hauptquartier wurde während dieser Zeit Kriegsrat über die Restitution der erbeuteten Kriegsmaterialien gehalten — kam ein zweiter französischer Parlamentär an unsere Vorposten, welcher im Namen des Marschalls Bernadotte den augenblicklichen Rückzug unseres Armeekorps nach Deutschland und die Zurückgabe aller den Bayern abgenommenen Gefangenen, Kanonen, Fahnen und Pferde verlangte. Bernadotte war nämlich vom Kaiser Napoleon mit seinem Armeekorps bei Erhalt der Nachricht, daß am 3. Dezember, nach bereits abgeschlossenem Waffenstillstande, die Bayern von den Österreichern angegriffen worden waren, nach Iglau detachiert worden, um diesen Waffenstillstandsbruch zu rächen.

Man sandte nun den FML. Fürsten Hohenzollern als Parlamentär zu dem französischen Marschall nach Groß-Meseritsch in Mähren, einige Posten von Iglau entfernt, um den Angriff auf die Bayern zu rechtfertigen, denn weder Erzherzog Ferdinand noch General Wrede hatten von dem

Waffenstillstande Kunde gehabt. Das österreichische Korps zog sich unaufgehalten nach Deutschbrod zurück und Erzherzog Ferdinand sendete ebenso schnell alle bayrischen Gefangenen und eroberten Trophäen in das bayrische Hauptquartier zurück.

Fürst Hohenzollern, den ich als Adjutant zu begleiten hatte, fuhr unterdessen mit der Post eilig nach Groß-Meseritsch ab, wo in dem großen, schönen Fürst Liechtensteinschen Schlosse die Ankunft des mit seinem Armeekorps anrückenden Marschalls Bernadotte abgewartet wurde.

Es war am 8. Dezember mittags, als wir im Schlosse zu Groß-Meseritsch einlangten. Fürst Hohenzollern ließ sich ein Zimmer öffnen. Von unseren Fenstern sahen wir die Avantgarde des Bernadotteschen Korps anmarschieren und den Ort, gegen Iglau zu, passieren. Im Schlosse wurde mittlerweile auf Anordnung eines mit der Avantgarde eingelangten Generaladjutanten Bernadottes im Schloßsaale eine Tafel für sechzig Personen gedeckt.

Das französische Korps zog indessen beständig durch Groß-Meseritsch; um zwei Uhr ungefähr ritt der Marschall mit einer Suite von mehr als hundert Offizieren und Ordonnanzen im Schloßhofe ein, stieg vom Pferde und begab sich mit seinem Gefolge in die für ihn vorbereiteten Appartements.

Fürst Hohenzollern entsendete mich zu ihm, um die Anwesenheit des Fürsten als Parlamentär zu melden. Der Marschall empfing mich in einem großen Salon, umgeben von seinem Cortege und bedeutete mir, nachdem ich mich meines Auftrages entledigt hatte, mit finsteren Blicken:

„Dites à Monsieur de Hohenzollern qu'il vienne tout à l'heure.“

Als ich mit dieser stolzen Antwort zum Fürsten zurückkam, begab sich derselbe, von mir begleitet, zum Marschall, der ihn kalt und herrisch empfing.

Er machte dem Fürsten bitterböse Vorwürfe, daß Erzherzog Ferdinand den Waffenstillstand nicht beachtet, sondern gebrochen habe, wofür er die Österreicher zu züchtigen wissen würde.

Alle Versicherungen des Fürsten, daß weder den Bayern noch den Österreichern von einem Waffenstillstand auch nur das geringste bekannt gewesen sei, waren fruchtlos. Der Marschall erklärte, daß er den Fürsten nicht als Parlamentär, sondern als Gefangenen betrachte. Hohenzollern stellte ihm dies ganz gleichgültig frei und wollte seinen Degen von der Kuppel losmachen, um ihn zu übergeben. Bernadotte fiel ihm jedoch in die Hände und ersuchte ihn, auf einmal ganz freundlich, sein Gast bei Tische zu sein.

Fürst Hohenzollern, über die vorangegangene Aufnahme und die Äußerungen des Marschalls entrüstet, lehnte nicht nur die Einladung ab, sondern empfahl sich kalt und verließ den Salon. Wir waren kaum auf das Zimmer des Fürsten zurückgekehrt, um uns zur Rückreise anzuschicken, als ein Adjutant zum Fürsten kam, um zu melden, daß der Marschall ein Kommando von einem Sergeant und acht Gendarmen bestimmt habe, um uns bis über die französischen Vorposten bei Iglau zu geleiten, damit wir unterwegs keinen Anstand hätten.

Dieses Kommando wurde in jeder Poststation durch eine gleiche Zahl von chasseurs à cheval abgelöst.

Der Fürst ließ sich aus der fürstlich Liechtensteinschen Küche etwas zum Speisen bringen; nach eingenommener Mahlzeit wurde der Wagen mit Postpferden bespannt und wir fuhren nach Deutschbrod ab.

Außerhalb der Stadt Iglau standen die französischen Vorposten, die wir andern Tags, früh zwei Uhr, passierten. Die französische Eskorte verließ uns, nachdem wir von unseren Vorposten wieder in die österreichische Aufstellungslinie ein-

4*

gelassen waren. Die Reise bis Deutschbrod wurde ungehindert fortgesetzt.

Im Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand war man über die ungeziemende Aufnahme des Fürsten sehr verdrießlich, man sah ferneren Feindseligkeiten von Seite des Marschalls entgegen, weshalb unsere Vorpostenlinie sogleich verstärkt wurde und die um Deutschbrod in Kantonierungen stehenden Truppen ein Biwak in Schlachtordnung beziehen mußten, um jedem Angriffe des Marschalls gewachsen zu sein.

Da sich der Adjutant des Fürsten von seinem Streifschusse soweit erholt hatte, um wieder Dienste beim Fürsten zu übernehmen, rückte ich andern Tags wieder zu meinem Regimente ein und ging am zweiten Tag mit meinem Zug auf Vorposten. Während meines Vorpostendienstes fiel gar nichts vor; nach vierundzwanzig Stunden löste mich Oberleutnant Graf Daun ab. Nach der Ablösung ließ ich meinen Zug durch einen Korporal zurückführen, weil die Ablösung nach acht Uhr abends geschah und mir Oberleutnant Graf Daun sagte, daß unser Regiment an diesem Tage nach Deutschbrod zur Deckung des Hauptquartiers beordert worden sei, wo selbes auf dem Platz und in den Gassen biwakiere und eine so gräßliche Unordnung herrsche, daß man sich gar nicht auskenne, weshalb ich nur ein schlechtes Nachtquartier erwerben würde. So blieb ich zurück und hoffte, in einem Bauernhause, welches ungefähr vierzig Schritt von meinem früheren Offiziers-Pikettposten, seitwärts in einer kleinen Vertiefung lag, die Nacht ruhig zu schlafen. Andern Tags wollte ich früh zu meinem Zuge zurückreiten, der sicherlich angewiesen worden war, sich selbst einen beliebigen Biwakplatz zu suchen weil in Deutschbrod jetzt schon alle Gassen belegt waren.

Ich setzte Daun hievon in Kenntnis, mit dem Ersuchen, mich sogleich avisieren zu lassen, falls er seinen Pikettposten verlassen müßte, nahm eine Ordonnanz mit und quartierte

mich in dem bezeichneten Bauernhause ein, wo ich auf einer Strapuzze herrlich schlief.

Daun vergaß jedoch auf mich. Früh sechs Uhr kam der Bauer in die Stube und weckte mich und meine neben mir schlafende Ordonnanz mit den Worten:

„Meine Herren, stehen Sie auf, ich glaube, es sind französische und bayrische Reiter auf dem Platz, wo gestern unsere Leute gestanden waren."

Ich erschrak und schlich mich eilends in den Garten, der sich bis zur Höhe hinaufzog, wo ihn ein Gitterzaun umgab. So konnte ich mich bei dem noch dunkeln Morgen ungesehen bis auf zehn Schritte dem Pikettplatze nähern, wo wirklich um das Wachfeuer bayrische Chevauxlegers und französische Chasseurs saßen.

Ich kehrte in das Haus zurück, ließ die Hufe unserer zwei Pferde mit Dünger belegen und darüber altes Leinenzeug binden, um den Hufschlag der Pferde unhörbar zu machen, wobei mir der patriotische Bauer behilflich war. Er versprach mir auch, mich auf einem Seitenwege nach Deutschbrod zu führen, damit uns der Feind nicht entdecke. Wir nahmen die Pferde am Zügel und schritten ganz leise unserem Führer nach, bis wir nach einer halben Stunde bei unseren Vorposten anlangten.

Ich begab mich zum Offizierspikett, wo sich Daun entschuldigte und um Vergebung bat. Meinem Bauer schenkte ich zehn Gulden K.-M. und freute mich, der Gefangenschaft entgangen zu sein, dann ritt ich zu meinem Zug, der vor Deutschbrod auf einem Felde biwakierte. Hierauf rückte ich mit meinen Leuten in das Städtchen ein, wo ich mich überall gehörig meldete, ohne die geringste Unannehmlichkeit zu haben.

Ich nahm mir aber fest vor, künftig meine Truppe nicht mehr zu verlassen, sei es unter was immer für Verhältnissen.

Täglich wurden wir während des vierwöchentlichen Lagers durch unsere Vorposten alarmiert, weil Bernadotte, der in Iglau mit General Wrede sein Hauptquartier genommen und dessen Armeekorps mit dem seinigen in einer konzentrierten Kantonierung vereinigt hatte, es darauf angelegt zu haben schien, uns glauben zu machen, er beabsichtige noch immer einen plötzlichen Überfall unserer Stellung, um seine Drohung, die Österreicher zu züchtigen, in Erfüllung zu bringen. Er hielt deswegen seine Vorpostenlinie stark besetzt und ließ öfters längs derselben Rekognoszierungen vornehmen, wodurch wir jedesmal in Alarm gesetzt wurden.

Fürst Hohenzollern, durch die beständigen Neckereien aufgereizt, legte einmal einen stärkeren Hinterhalt, aus welchem die französisch-bayrischen Truppen, welche bei ihren Rekognoszierungen stets unsere Demarkationslinie überschritten, angefallen und arg zugerichtet nach Hause geschickt wurden. Nach diesem Coup poussierten wir unsere Vorposten wieder bis Steken vor und wurden nun gänzlich in Ruhe gelassen. Napoleon, der von den Neckereien Bernadottes durch einen Parlamentär des Erzherzogs Ferdinand in Kenntnis gesetzt ward, ließ dem Marschall alle Feindseligkeiten ernstlich untersagen.

Mittlerweile kam es zum Frieden und der Feind verließ unser Land.

Die Regimenter marschierten in ihre Friedensstationen, so auch unsere Albert-Kürassiere über Wien nach Ödenburg, wo wir bis August 1807 disloziert blieben.

Ich war bei der Eskadron des Rittmeisters Borovjak eingereiht; Leutnant Riesner und Leutnant Graf Wallis waren bei seinem Flügel, der zweite Rittmeister Stolz, Oberleutnant Watzesch und ich waren beim zweiten Flügel und lagen in Raiding. Es fiel während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes nichts Bemerkenswertes vor.

Im August 1807 erhielt das Regiment Marschbefehl nach Böhmen, wo ein Observationskorps gegen Preußen, welches damals im Kriege mit Frankreich stand, formiert wurde.

Wir marschierten nach Pardubitz, wo der Stab sich bequartierte, die acht Eskadronen kantonierten in der Umgebung. Rittmeister Borovjak lag mit seinem Zug in Pardubiček, ich mit meinem Zug eine halbe Stunde davon in Tunichod. Ich erwähne diese zwei Orte absichtlich, weil in Pardubiček mein Wohltäter, Rittmeister Borovjak, nach dreitägigem Krankenlager an einem Gedärmabszeß plötzlich starb, und den Ort Tunichod, weil ich dort Gelegenheit fand, eine menschenfreundliche Handlung zu begehen.

Über den Tod meines Gönners Borovjak war ich untröstlich. Ich verlor an ihm einen zweiten Vater und wahren Freund. Seine Eskadron begleitete ihn zu Grabe, und obschon ich mit meinem Zug dem Leichenkondukt, als Soldat männlich und entfernt von aller Weichlichkeit, beiwohnen mußte, konnte ich mich doch der Tränen nicht enthalten, als man diesen Ehrenmann in die Grube senkte und von meinen Leuten die drei üblichen Salven mit Pistolen gegeben wurden. Es war der letzte Ausdruck meiner Dankbarkeit gegen meinen Schutzherrn, der mich vor den Folgen mancher gegen mich gerichteten Intrige zu bewahren gewußt hatte und mir gar oft Beweise lieferte, wie gern er mich hatte.

So kaufte er mir einmal, als mein Privatdiener meinen zwei eigenen Pferden zu viel frischen Klee zum Fressen gegeben, wodurch ich beide Pferde verloren hatte, zwei nicht minder schöne, gute Reitpferde. Als ich ihn bat, die ausgelegte Summe in Raten anzunehmen, lehnte er jede Rückzahlung ab und ersuchte mich, die Pferde als Andenken anzunehmen.

In seinem Testamente vermachte er mir, da er keine Verwandten hatte, seinen Stall samt Pferderüstungen; aus

seinem baren Vermögen legte er eine Stiftung an, aus welcher alljährlich an seinem Sterbetag die zwei ältesten Soldaten seiner Eskadron, dem Dienstalter nach, ohne Rücksicht auf die Charge vom Wachtmeister abwärts, jeder hundert Gulden auf die Hand bekommen sollte, wenn sie gut konduisiert waren. Bei mehreren gleichaltrigen Teilnehmern sollte das Los entscheiden. Das jeweilige Regimentskommando hatte den Vollzug zu übernehmen. — Friede seiner Asche!

Die menschenfreundliche Handlung, zu welcher ich in Tunichod Gelegenheit fand, bestand in folgendem:

Ich ging am zweiten Tage nach meiner Einquartierung durch das Dorf spazieren und hörte im Vorbeigehen bei einer Scheune des letzten Hauses Stöhnen und Röcheln wie von einem sterbenden Menschen. Ich horchte längere Zeit, und meine Vermutung, daß hier ein Kranker liegen müsse, ward immer begründeter. Ich suchte daher von der andern Seite den Eingang in die Scheune, und siehe, da lag auf einem Strohlager ein Greis von etlichen 80 Jahren, ganz nackt, nur mit einem schmutzigen Leinwandfetzen von grobem Zwilch, der einmal den Namen eines Leintuches geführt haben mochte, zugedeckt. Elend und abgemagert, seufzend und mit gegen Himmel gewendeten Augen murmelte er etwas Gebetähnliches in böhmischem Jargon. Niemand war in seiner Nähe; ich verstand nicht Böhmisch. Ich ging in das angebaute Bauernhaus, um nähere Auskunft über diesen Mann einzuholen. Der Hausbesitzer, ein ausgedienter Chevauxleger von Klenau, sprach sehr gut Deutsch und eröffnete mir, daß dieser kranke, alte Mann vor einigen Wochen in das Haus gekommen sei, um zu betteln. Er sei aus dem armen Erzgebirge ausgewandert, um auswärts Nahrung zu suchen; Altersschwäche und Elend ließen ihn im Hause erkranken. Er liege nun schon seit dieser Zeit in der Scheune, wohin er ihm täglich von seinem Tische etwas Speise bringe, da

er selbst wenig besitze und viele Kinder habe. Der Greis werde es nicht mehr lange machen und wohl bald in die andere Welt heimgehen.

Ich war erstaunt über die Gleichgültigkeit, mit welcher das Unglück dieses Alten berichtet wurde, eilte zum Ortspfarrer, der von der Existenz dieses Mannes gar nichts wußte und mich sogleich zu diesem Unglücklichen begleitete.

Wir ließen den Ortschirurgen herbeiholen. Ich verbürgte mich, die ärztliche Behandlung zu bezahlen und traf Vorkehrung, daß der Alte täglich ein halbes Pfund Rindfleisch erhielt, welches der Pfarrer kochen ließ, und Suppe, welche mein Privatdiener zuzutragen hatte, besuchte tagtäglich den Kranken und brachte ihm manchmal etwas Wein zur Stärkung. Nach vier Wochen erlebte ich die Freude, daß dieser Greis wieder gesund in seine Heimat zurückkehren konnte. Ich hatte sowohl für ein bequemes Bettlager als auch für reine Leibwäsche und Kleidung durch Sammlung bei meinen Kameraden und anderen Leuten schon früher gesorgt und brachte für ihn auch ein kleines Reisegeld zusammen.

Der Chirurg ließ sich nur die Medikamente von mir bezahlen und verlangte für seine Mühe gar nichts. Auch der Pfarrer veranlaßte im Orte eine Sammlung, wodurch sich das Reisegeld des Alten beträchtlich mehrte. Bevor er den Ort verließ, kam er mit dem Hausbesitzer als Dolmetsch in mein Quartier, um mir mit tränenden Augen für meine Sorgfalt zu danken.

Zum erstenmal fühlte ich die himmlische Wonne, Gutes an einem Nebenmenschen geübt zu haben; ich bin fest überzeugt, daß ich an diesem Alten, der nun schon längst im Grabe modern wird, einen Fürbitter bei Gott habe, wenn unsere Zukunft wirklich in der Art ist, wie wir sie uns idealisieren. Wenigstens lebte ich gar oft in dieser beruhigenden Einbildung, wenn ich mich in meinem erfahrungsreichen Leben häufig plötzlich aus einem äußerst elenden Zustande in

günstigere Sphären versetzt sah, wobei Gottes Schutz unverkennbar hervortrat.

Das Observationskorps blieb bis September 1808 in Böhmen stehen, während welcher Zeit wir nur einmal unsere Kantonierungsstation wechselten und in der Nähe von Chrudim zu liegen kamen. Dort lebten wir mit Zach-Infanterie fröhlich zusammen, besuchten mehrere Bälle in Chrudim und verbrachten die Zeit recht angenehm. Oberleutnant Nagel und ich, waren die unzertrennlichsten Freunde und immer mitsammen, wo es nur Unterhaltung gab, so besonders im Hause des Chrudimer Kreiskommissärs von Rhomberg mit seinen zwei liebenswürdigen Töchtern von 18 und 20 Jahren, und bei Oberleutnant Regimentsadjutant Schenk von Zach-Infanterie, dessen junge Gattin äußerst liebenswürdig war.

Alle diese Bekannten, mit denen ich so viele angenehme Stunden verlebte, ruhen ebenso wie mein Freund Nagel, der als Obristleutnant unseres Regimentes pensioniert wurde und im Jahre 1849 in Ofen starb, längst schon unter der Erde, auf der ich in trauriger Erinnerung an die Vergangenheit noch immer herumwandere.

Noch eine besondere Episode meines Lebens muß ich jetzt erwähnen. Nach dem Feldzuge 1805 wurde ich zum Kriegsgerichte über den unglücklichen FML. Baron Mack nach Josefstadt kommandiert.

FZM. Colloredo führte das Präsidium. Das Kriegsgericht trat in Josefstadt zusammen, um das mittlerweile von Seiner Majestät, dem Kaiser Franz, bestätigte kriegsrechtliche Urteil dem FML. Mack zu publizieren.

Mack war schon längere Zeit krank und hatte gebeten, daß ihm ausnahmsweise das Urteil, zu Bett liegend, publiziert werden dürfe, was hohen Orts bewilligt wurde.

In der Festung Josefstadt wurden die Mitglieder des besagten Kriegsgerichtes in das Zimmer geführt, worin Mack

lag. Neben der Bettstatt stand ein Tisch, worauf sich seine Ordensinsignien befanden, und ein Stuhl, über welchem seine Uniform hing.

Türen und Fenster des Zimmers waren angeloffen. Mack saß aufrecht im Bette. Der Generalauditor verlas das Urteil, welches auf infame Kassation, Verlust aller Militär- und Zivildekorationen und zehn Jahre Festungsarrest lautete.

Nach der Publikation trat der anwesende Stabsprofoß an den Tisch, nahm die Dekorationen von demselben weg und übergab sie dem Präsidenten Colloredo. Mack vergoß hiebei Tränen des tiefsten Schmerzes.

Dann trat der Stabsprofoß zum Stuhle und riß mit Force die Goldborten von der Generalsuniform und warf sie unter die Bettstelle.

Nach dieser ergreifenden Amtshandlung trat das gesamte Kriegsgericht ab, nur ein paar Generale und einige Stabsoffiziere blieben bei Mack zurück, um ihm ihr Beileid zu bezeugen. Ich wagte es ebenfalls, in einer Ecke des Zimmers stehen zu bleiben, um zu sehen, wie sich Mack benehme.

Er weinte bitterlich, rief dann seinen Kammerdiener, dem er den Auftrag erteilte, aus dem nebenstehenden Reisekoffer einen kandierten halben Lorbeerkranz herauszunehmen.

Ihn nahm Mack zur Hand und sagte zu den Umstehenden:

„Meine Herren! Diesen Lorbeerkranz erhielt der Erzherzog Karl nach der Schlacht am Mincio. Ich war ihm damals als Generalquartiermeister beigegeben. Die Munizipalität eines italienischen Städtchens gab dem Sieger gerade eine große Tafel. Zum Schluß derselben wurde dem Erzherzog dieser Lorbeerkranz auf einem silbernen Teller von Munizipalitätsdeputierten

überreicht. Der Erzherzog zerbrach ihn in der Mitte mit den Worten: ‚Mir gebührt nur die Hälfte, die andere Hälfte überreiche ich meinem braven Generalquartiermeister Mack, der den Angriffsplan entworfen hat.‘

Wer hätte geahnt, daß der Mann, dem damals das Kriegsglück so günstig war, nach wenigen Jahren so schimpflich fallen sollte.“

Ich entfernte mich erschüttert aus Macks Zimmer und fand leider das alte Sprichwort: „Glück und Glas, wie leicht bricht das“, vollkommen bewährt.

Nach einigen Jahren wurde Mack, der seinen Festungsarrest in Josefstadt erdulden mußte, vom Kaiser begnadigt und begab sich auf sein Gut in Oberösterreich, wo er sehr zurückgezogen lebte und bald darauf das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte.

Und nun kehre ich wieder zur fortlaufenden Erzählung zurück.

Im September 1808 marschierte unser Regiment wieder nach Ödenburg zurück, wo ich bei Rittmeister Beyerwecks Eskadron in Baumgarten zu liegen kam. Dieser Ort war mir um so interessanter, als ich dort mit Rittmeister Nothomb meine Kadettenzeit so angenehm verbracht hatte. Die schöne Kroatin, von welcher oben unter „Marika“ Erwähnung geschah, war damals schon an einen kroatischen Bauer dieses Ortes verheiratet, der auf dem Hofe wirtschaftete, der für mich bestimmt war.

Ich besuchte sie als Offizier und Stationskommandant recht oft. Wir lachten beide über unser damaliges, unsinniges Liebesverhältnis. Sie lebte sehr glücklich mit ihrem schönen Kroaten, mit dem sie schon damals zwei liebe Mädchen hatte. Später erfuhr ich, daß sie im Jahre 1819 an einem Nervenfieber gestorben sei.

Bittere Erinnerungen tauchen in meinem Innern auf, wenn ich an diese als Offizier verlebten Tage denke.

Sie waren die letzten Zeiten eines sorgenlosen, ruhigen und, fast möchte ich sagen, melancholisch-träumerischen Lebens.

Ich war den ganzen Tag, wenn ich von der Reitschule oder dem Exerzieren einrückte, in meinem Gemeindehause, wo ich mich mit Lektüre unterhielt. Nachmittags ging ich täglich mit meinem Jagdhund, das Gewehr am Rücken, in den gleich hinter meinem Hause gelegenen Wald, wo hie und da ein Hase aufgestöbert, aber niemals auch nur eine Katze von mir erlegt wurde. Die übrigen Nachmittagsstunden brachte ich einsam auf meinem Zimmer zu.

In Ungarn liegt die Kavallerie, mit Ausnahme des Stabes, auf einzelne Dörfer verteilt, in Kantonierung. In jedem dieser Orte ist ein der Gemeinde gehöriges Haus, welches daher Gemeindehaus heißt, und für den Stationskommandanten bestimmt ist. Alle diese Offiziershäuser sind in allen Komitaten nach gleichem Stile gebaut. Sie haben keinen Stock, sondern sind alle ebenerdig und in selben sind zwei bis drei große Zimmer auf die Gasse, ein Vorhaus, worin ein Kochherd angebracht ist, und ein Zimmer rückwärts für die Dienerschaft, der Pferdestall für sechs Pferde, eine Sattelkammer, ein mit einem großen Tor und Umfangmauern abgeschlossener Hofraum, ein Ziehbrunnen, in seltenen Fällen rückwärts des Hofes eine eingeplankte Reitschule. Für die Fourage ist unter dem Dache ein Raum hergerichtet; in jedem Hause befindet sich ein großer Keller und Holzlage. Wenn mich manchmal ein Kamerad aus der Nachbarschaft besuchte, so bewirtete uns mein Privatdiener, ein alter, braver, aber mürrischer Kürassier, mit Namen Retzko, der mich schon als Kadett bedient hatte und sich gar oft die Freiheit nahm, mich über schlechte Ökonomie anzubrummen, wenn kein Geld im Hause war.

Sein gut zubereitetes Mittagmahl bestand freilich nur aus guten Knödeln in der Suppe, Rindfleisch mit Sauce oder Grünspeise und einem Kalbsbraten mit Salat, letzteres aber nur, wenn Gäste da waren; mein tägliches Diner war stets ohne Braten. Manchmal, jedoch selten, ritt ich auch zu meinen benachbarten Kameraden. Weil ich aber lieber für mich allein war, nannte man mich im Regiment den Einsiedler. Ich war damals äußerst traurig gestimmt, teils weil mich der Tod meines Rittmeisters Borovjak ungemein niederdrückte, teils weil ich meine militärische Karrière durch mich selbst mutwillig verdorben sah, indem ich dem General Grafen Radetzky bei Ausbruch des Krieges 1805 als Adjutant nach Italien hätte folgen sollen, statt mich der Leitomischler Angelegenheit so grundlos hinzugeben. Leutnant Grüner von Albert-Kürassieren, welcher Radetzky 1805 statt meiner nach Italien begleitete, war 1808 schon Major beim Fuhrwesenskorps.

Mein Avancement zum Oberleutnant im Regiment, welches am 16. Februar 1809 erfolgte, riß mich aus dieser düsteren Stimmung heraus, indem ich von Baumgarten nach Neckenmarkt zur Eskadron des Rittmeisters Phanhauser versetzt wurde.

Einen Monat später, im März 1809, erhielt das Regiment Marschorder gegen Frankreich. Erzherzog Karl übernahm das Kommando der deutschen, Erzherzog Johann jenes der italienischen Armee.

Wer damals den Enthusiasmus dieser herrlichen Armee, welche nach Bayern vorrückte, gesehen hat, der konnte gar nicht zweifeln, daß nur grünende Lorbeeren unsere Stirne umwinden würden.

Allein es stand anders in dem Buche des Schicksals geschrieben.

Eines Tages marschierten wir bei herrlichem Sonnenschein auf der Straße nach Landshut, als sich plötzlich der

Himmel trübte, und sich ein heftiges Unwetter im Anzug zeigte.

Der Sturmwind peitschte den Regenguß dergestalt unseren Pferden gegen die Köpfe, daß selbe in der ganzen Kolonne, wie wir hintereinander — vier Mann hoch — marschierten, gleichwie auf Kommandowort rechtsum machten, und die ganze Kolonnenfront verändert war. Wir mußten mit aller Gewalt die Pferde wieder wenden, um unsern Marsch fortzusetzen. Unsere Leute hielten augenblicklich diese zufällige und leicht erklärliche Erscheinung für ein böses Omen, wir Offiziere hatten viele Mühe, ihnen diesen entmutigenden Eindruck aus dem Sinn zu bringen.

Wir marschierten im heftigsten Regenwetter unter Blitz und Donner den ganzen Tag bis in die sinkende Nacht unaufhaltsam fort, als plötzlich in einem bayrischen Dorf die Kolonne haltmachen mußte, weil sich vorne einige Infanterieregimenter wegen fehlerhafter Marschinstradierung (wie dies öfter bei großen Armeen der Fall ist) auf der Straße kreuzten.

Es traf sich, daß ich mit meinem Zuge gerade vor die Tür eines ziemlich großen Hauses zu stehen kam. Da bei dem kalten Regen angeordnet wurde, bei längerem Stillstande Wachtfeuer zu machen, stieg ich vom Pferde und klopfte an die Tür. Ein alter Mann öffnete und ich trat ein.

Es regnete draußen, was es regnen wollte und konnte. Ich bat um Unterstand. Freundlich führte mich der Greis in sein Zimmer, welches herrlich erwärmt war.

Im Gespräch mit ihm erfuhr ich, daß er der Schulmeister des Ortes und das Gebäude das Schulhaus sei. Ich fragte ihn, wie weit es von hier nach Andermannsdorf wäre, worauf er mir antwortete: „Eine kleine halbe Stunde von hier über die Felder." — „Da kennen Sie auch den Pfarrer Lautenschlager?" fragte ich. „Oh freilich," erwiderte er, „er ist ja unser Schulinspektor". — „Kennen Sie auch die bei

ihm wohnende Frau von Grueber?" — „Sollte ich diese brave Frau nicht kennen, die den Armen so viel Gutes tut." — „Es ist meine liebe Mutter" — sagte ich ihm.

Der Alte war vor Freuden außer sich, erzählte mir, daß er auch meine Schwester sehr gut kenne und sicherte mir zu, daß er gleich morgen früh nach Andermannsdorf eilen würde, um meiner Mutter Nachricht von mir zu bringen. Ich schrieb ein kleines Briefchen und übergab es dem Schulmeister. Wie ich nach Jahren von der Mutter erfahren hatte, besorgte er es andern Tags richtig.

Nach zwei Stunden Rast, es war schon Mitternacht vorüber, brach die Kolonne wieder auf. Morgens 8 Uhr marschierten wir durch Landshut, nahmen außer der Stadt auf einer Ebene unsere Aufstellung en ordre de bataille, griffen die uns gegenüberstehenden Bayern an und warfen sie bis Abensberg zurück. Dort stand Napoleon mit seinen Garden. Es kam zu einem heftigen Treffen, in welchem Oberleutnant Swoboda unseres Regiments, der Adjutant unseres Brigadiers, des Generalmajors Siegenthal, in französische Gefangenschaft geriet, da er bei einer von unserm Regiment gemachten Attacke auf ein französisches Garderegiment à cheval mit seinem Pferde stürzte.

Wir blieben immer Sieger, bis gegen Abend der linke Armeeflügel unter Erzherzog Ludwig vom Feinde gesprengt und eine starke feindliche Abteilung in unserem Rücken gegen Regensburg detachiert wurde, um uns den Rückzug gegen diese Stadt abzuschneiden.

Nun hieß es retirieren. General Siegenthal eilte mit unserem Regiment im Trab und Galopp gegen Regensburg, wo wir nachts zehn Uhr anlagten, während, schon von Eggmühl her, die dort gedrängten österreichischen Truppen en déroute auf der Straße gegen Regensburg zurückströmten, verfolgt von französischer Kavallerie.

Unser Regiment brach eben bei dunkler Nacht aus einem Defilé vor, in welchem Kanonen und Fuhrwesen stecken geblieben waren, so daß wir mit Mühe einzelweise, rechts und links, vorbeireiten konnten. Es stellte sich dort en fronte auf, als uns der Hufschlag von Pferden das Anrücken feindlicher Kavallerie auf der vor uns liegenden, nach Regensburg führenden Straße ankündigte.

General Siegenthal ließ gleich zur Attacke blasen. Wir stürzten uns auf die französische Kavallerie, welche unsere bei Eggmühl geworfene Infanterie verfolgte, gerieten mit selber ins Handgemenge und warfen sie endlich zurück, da sie sonst mit unserer Infanterie zu gleicher Zeit vor die Tore von Regensburg gekommen wäre. In dieser Melee stieß auch mir ein französischer grenadier à cheval mit seinem Säbelgefäß dergestalt zwischen meine Halsbinde und den Ausschnitt meines Küraß gegen die Brust, daß das Blut aus Nase und Mund herausquoll, was ich aber in diesem Moment nicht achtete, sondern den Grenadier vom Pferde stach. Ich erhielt hiebei noch einen Säbelhieb, wahrscheinlich von einem seiner Nebenmänner und zwar auf meine rechte Hand, nicht sehr tief, da der dicke Handschuh das Eindringen hemmte. Es war zu finster, um mehr zu sehen, als daß mein Gegner vom Pferde stürzte, und daß die feindlichen Reiter die Flucht ergriffen. Wir verfolgten sie eine Strecke, bis ein Trompetenstoß unser Regiment zur Ralliierung zurückrief, und wir, ganz zerstreut, von allen Seiten zum Sammelplatz zurückkamen. Nach Ausstellung der Vorposten wurde abgesessen. Schnell loderten die Wachtfeuer auf. Von Ferne hörte man bei der Nachtstille das unheimliche Gerassel der feindlichen Artillerie, welche für den folgenden Tag in ihre Schlachtlinie vor Eggmühl einfuhr.

Als ich bluttriefend zum Estandartenwachtfeuer kam, an welchem sich der Obrist Krotzherr mit den Offizieren des

Regiments versammelte, wurde der Regimentsarzt Dr. Hauer gerufen, der meine Blessuren untersuchte und meine Brustkontusion zwar für diesen Moment nicht gefährlich, aber, der ungewissen Folgen wegen, immerhin für bedenklich erklärte. Mein guter Oberst erlaubte mir daher, mich zu meinem Onkel, Herrn von Plank, nach der Stadt Regensburg zu begeben; ich durfte eine Ordonnanz mit mir nehmen. Wir hatten nämlich unser Biwak in der Nähe der Stadttore. Mit Tagesanbruch sollte ich wieder zum Regiment herauskommen.

Mein Onkel nahm mich äußerst freundlich auf. Ich soupierte bei ihm und konnte ihm nicht genug von unserem bisherigen Schlachtenleben erzählen. Erst nach zwei Uhr nachts legte ich mich auf ein Sofa schlafen, während sich auch mein Schlachtroß und jenes meiner Ordonnanz im warmen Stall bei gutem Futter von den Strapazen des Tages etwas erholen, und mein Kürassier ein gutes Nachtmahl zu sich nehmen konnte.

Es war noch nicht fünf Uhr früh, als uns alle der Kanonendonner vor Regensburgs Toren weckte.

Ich kleidete mich schnell an, das heißt, ich zog mein Kollett eilig an und schnallte meinen Küraß um, da ich nur diese zwei Monturstücke abgelegt hatte, ließ mein Pferd vorführen, empfahl mich bei meinem Onkel und galoppierte zum Stadttor hinaus, wo ich mein Regiment bereits gegen die von Eggmühl anrückenden Franzosen en ordre de bataille aufgestellt fand.

Gerade kam ich noch zurecht, um in mein Glied einzurücken. Das Regiment war eben zum Angriffe beordert. Wir warfen die gegen uns im Trab anrückende feindliche Kavallerie zurück, gerieten aber in ein heftiges Kartätschenfeuer und mußten uns vor dem Stadttor ralliieren. Während dieser Zeit formierte sich die von Abensberg retirierende Infanterie, Artillerie und Kavallerie des dort gestandenen österreichischen Armeekorps in Schlachtordnung auf der Ebene vor den

Stadttoren. Die Schlacht begann allgemein zu werden. Das Unglück wollte, daß unser guter Erzherzog Karl während dieser Schlacht erkrankte und nach Regensburg, von dort aber eiligst nach dem Bergschlosse Retz, am linken Donauufer, gebracht werden mußte.

Es wurde nun die schleunigste Retirade der österreichischen Armee angeordnet und die zwei Regimenter Albert- und Franz-Kürassiere zur Deckung des Rückzuges bestimmt.

Das österreichische Armeekorps zog sich durch Regensburg zurück, um am linken Donauufer Aufstellung zu nehmen. Während dieses retrograden Manövers mußten die zwei Kavallerieregimenter durch öftere Attacken auf die Infanterie und Kavallerie der Franzosen, welche unser Armeekorps gegen die Stadt drängten, die feindlichen Massen in Schach halten, wobei wir große Verluste hatten.

Als endlich das ganze Korps vom Schlachtfelde entfernt war und wir der Übermacht der feindlichen Armee nicht mehr Widerstand leisten konnten, begannen auch wir unseren Rückzug gegen Regensburgs Tore.

Allein wir trafen diese gesperrt und verbarrikadiert. Es war das Aviso ausgegeben, daß die zwei Kürassierregimenter nicht mehr eingelassen werden dürften.

So waren wir also geopfert, es blieben uns nur zwei Wege übrig, entweder uns gefangen zu geben oder durch die Donau zu schwimmen.

Unser tapferer General Siegenthal besann sich nicht lange, ließ die beiden Kürassierregimenter in der Kolonne rechtsum machen und schnell wieder auf der vom Feinde schon besetzten Ebene en fronte aufmarschieren, rückte im Galopp zur Attacke gegen die uns gegenüberstehende Kavallerielinie vor, warf die Linien über den Haufen und mit ihnen die hinter selben im Angriffsmarsche befindlichen Infanteriemassen in wilder Flucht zurück.

Plötzlich wurden wir durch Trompetenalarm zurückgerufen, nach eiliger Ralliierung, die Unordnung des Feindes benützend, zur Abschwenkung mit Vieren links kommandiert und beide Regimenter sodann im Galopp dem Donauufer zugeführt. Dort warf sich Siegenthal mit drei Stabsoffizieren des Regiments Albert an der Tete, dann das ganze Regiment, wie es im Kolonnenmarsche folgte, hinter diesem das Regiment Erzherzog Franz, letzteres einige Schritte unterhalb, in die Donau.

Die Pferde schwammen, so wie es schon bei Friedensexerzizien gelehrt wird, zu Vieren nebeneinander mit losgelassenen Zügeln durch die Fluten, aus denen nur ihre Köpfe und unsere halbe Brust sichtbar waren. Glücklich erreichten wir, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb des Einsprengungsplatzes, das linke Ufer. Durch die lange Kolonne wurde das zu ersteigende Ufer sehr steil, schon die Mitte des Regiments mußte einige hundert Schritte weiter abwärts einen anderen Landungsplatz und die Erzherzog Franz-Kürassiere im gleichen Verhältnis mehrere derartige Plätze etwas abwärts suchen, was glücklich erzielt wurde. Nur einige zwanzig Mann, deren Pferde zu erschöpft waren und von dem Strom fortgerissen wurden, versanken samt den Reitern.

Die französische Kavallerie, die uns später wieder zu verfolgen suchte, blieb am rechten Donauufer stehen und feuerte mit Pistolen nach.

General Siegenthal erhielt für dieses heroische Unternehmen später den Maria Theresien-Orden und die damit verbundene Baronie.

Wir stießen zu dem sich am linken Donauufer sammelnden Erzherzog Karlschen Armeeflügel, bezogen bei Cham ein Biwak und erwarteten den uns verfolgenden französischen Marschall Marmont, welcher Regensburg mit Sturm wegnahm und die dortige österreichische Besatzung verjagte.

Ich wurde gleich bei unserer Einrückung in das Biwak als Ordonnanzoffizier in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl auf das Bergschloß Retz kommandiert, wo ich mich bei dem Generaladjutanten Grafen Grünne meldete und zur Tafel des Erzherzogs gezogen wurde, der sich mittlerweile wieder erholt hatte. Es mundete mir sehr gut, obwohl die Tafel nur ein guter Feldtisch genannt werden konnte, weil die Speisen bloß nach Feldsitte zubereitet wurden, aber immerhin besser zusagten als unsere Lagersuppe, zu welcher eilig requiriertes Vieh geschlachtet wurde.

Um 12 Uhr nachts mußte ich mit Depeschen in das Lager nach Cham reiten, um die Armee zum Aufbruch und Rückzug über Horn, Stockerau auf das Marchfeld bei Wien zu avisieren. Früh 5 Uhr ritt ich wieder in das Hauptquartier und marschierte mit demselben bis Horn, wo ich durch einen anderen Offizier der Division abgelöst wurde.

FML. Baron Lindenau war der Divisionär und kommandierte die Brigaden Siegenthal und Lederer. Erstere bestand aus Albert- und Franz-Kürassieren, letztere aus Moritz Liechtenstein-Kürassieren und Meerveldt-Ulanen.

Bei meinem Einrücken zum Regiment wurde ich als Brigadeadjutant zu Generalmajor Siegenthal kommandiert, der mich ungemein freundlich aufnahm.

Die Erzherzog Karlsche Armee, von Marschall Marmont langsam verfolgt, rückte nach der Disposition des Erzherzogs auf das Marchfeld, wo mittlerweile auch die übrigen, bei Abensberg von unserem rechten Flügel getrennten Abteilungen des Zentrums und des linken Flügels, durch Ober- und Niederösterreich retirierend, und von Napoleon mit seiner Hauptarmee bis Wien verfolgt, eingetroffen waren.

Wir kamen in das Biwak bei Aderklaa. Mein General ward in diesem Dorfe in einem Bauernstübchen untergebracht, auch ich bewohnte im nämlichen Hause eine kleine, finstere Kammer, die Brigadekanzlei.

Wir waren zwei Tage hier, als mich ein heftiges Fieber mit starkem Brechreiz befiel, so daß ich mich zu Bett legen mußte. Der herbeigerufene Regimentsarzt Dr. Hauer erklärte diesen Krankheitszustand als eine Folge meiner bei Regensburg erhaltenen Brustkontusion, da ich auch Schwierigkeiten beim Atmen fühlte. Plötzlich erfolgtes Erbrechen rechtfertigte seine Diagnose. Nach acht Tagen war ich wieder so weit genesen, um meinen Adjutantendienst zu verrichten und der zu erwartenden Schlacht (bei Aspern) beizuwohnen, obschon ich seit jener Zeit immer Brustschmerzen und öfters ein vollkommenes Asthma hatte, woran ich, zeitweise verbunden mit Herzkrampf, selbst in meinem dermaligen 68. Lebensjahr zu leiden habe.

Es war Samstag vor dem Pfingstsonntag 1809, als sich um 12 Uhr mittags die ganze österreichische Armee auf dem großen Marchfeld mit klingendem Spiel in zwei Schlachtordnungen aufstellte. Ein herrlicher, schöner, wiewohl heißer Maitag (21. Mai) gewährte den erhabenen Anblick, so weit das Auge rechts und links reichen konnte, die Regimenter mit ihren eingefahrenen Batterien schlagfertig dastehen zu sehen.

Unseren Fronten gegenüber, bemerkte man in weiter Entfernung, längs dem linken Donauufer, eine schwarze Linie, welche sich von Minute zu Minute durch das Aufdeployieren dunkler Streifen vergrößerte und durch das Vorrücken dieser Linie zuletzt zu einer gedrängten feindlichen Schlachtlinie, ganz parallel mit der unsrigen, entwickelte.

Man konnte endlich deutlich die feindlichen Truppen wahrnehmen, welche von Napoleon auf seinem Schlachtenschimmel, umgeben von einer großen Suite, beritten wurden.

Mit freiem Auge bemerkte man, daß die Gewehre in Pyramiden gesetzt wurden und die Truppe zum ruhigen „Halt“ beordert war.

Auch unsere Armee stand ruhig, als ungefähr um 2 Uhr nachmittags ein ganz kurzer Armeebefehl in gedruckter Auflage an die Regimenter verteilt wurde, welcher kompagnie- und eskadronsweise der Mannschaft vorgelesen wurde.

Sein Inhalt war ungefähr folgender:

„Soldaten! Zwischen heute und morgen kommt es zur Schlacht, von deren Erfolg die Existenz der österreichischen Monarchie, die Erhaltung des Thrones für unseren gütigen Kaiser Franz, die Subsistenz eines jeden einzelnen von euch abhängig ist. Das Vaterland, der Monarch und eure Eltern und Verwandten blicken auf euch im Vertrauen auf euren Mut und eure Tapferkeit. In euren Händen liegt u. s. w.

Erzherzog Karl
Generalissimus."

Ein allgemeines Hurra längs der beiden österreichischen Schlachtordnungen verbürgte die von kriegerischem Geiste belebten Gesinnungen der Truppen. Durch unsere Freudenrufe aufmerksam gemacht, bereiteten sich auch die feindlichen Linien durch Aufnahme ihrer Gewehre zum Kampfe vor.

Ungefähr um 3 Uhr nachmittags fing bei unseren Vorposten, welche vor Eßlingen und Aspern standen, das Plänklerfeuer an, mitunter donnerte feindliches Geschütz.

Das Zurückziehen unserer Vorpostenkette gab uns die Gewißheit des feindlichen Angriffs, beide Schlachtordnungen rückten mit klingendem Spiele dem Feinde entgegen.

Die Generale sprengten längs ihrer Abteilungen hin, mit dem lebhaften Zurufe: „Kinder, nun gilt's, mutig d'rauf los!" Nicht lange währte es, da sah man die schwarzblauen Kolonnen der Franzosen allerorten wie Ameisenhaufen aus der Erde emporsteigen. Mit unbewaffnetem Auge konnte man auch ihre Schlachtordnung langsam gegen uns anrücken sehen.

Heftiger Kanonendonner von beiden Seiten machte unsere Musikbanden schweigen, welche sich hinter die ordre de bataille zurückzogen.

Mein General stand vor der Front seiner Brigade, als das ganze österreichische Heer haltmachte. Gegen den rechten Armeeflügel wurde ein mörderisches Kanonenfeuer gerichtet.

In dem nämlichen Momente bemerkte der General, daß in unserer rechten Flanke auf Kanonenschußweite noch eine feindliche Batterie aufgefahren war. Um ihr Abprotzen und das uns bevorstehende Flankenfeuer zu verhindern, schickte mich mein General mit dem Befehle zu dem Obristen von Erzherzog Franz-Kürassieren, welcher dieser Batterie am nächsten stand, sogleich mit einer Division die feindliche Batterie anzugreifen, um sie nicht wirksam werden zu lassen.

Ich sprengte zu dem Obristen. In dem Augenblick, als ich ihm meine Order mitgeteilt hatte, fiel eine feindliche Haubitzgranate vor mein Pferd und platzte mit Höllengeräusch, so daß die Splitter rechts und links vorbei in die Front des Regiments sprangen. Mein Pferd machte eine Lançade vorwärts; durch den übermäßig forcierten Sprung des Pferdes riß die Kinnkette in der Mitte entzwei. Mein Gaul wurde durch eine zweite neben mir platzende Granate wütend, rannte ventre à terre gegen die französische erste Schlachtlinie, brach durch ein Intervall der feindlichen Linie durch, wendete sich schnell links und sprengte dann im vollen Laufe, im stärksten Kugelregen von unserer Seite, herüber, zwischen der ersten und zweiten feindlichen ordre de bataille durch. Am feindlichen rechten Flügel wendete sich das Tier wieder links, brach abermals durch ein Intervall und kam endlich zitternd und schnaubend an unseren linken Armeeflügel, wo FML. Fürst Rosenberg kommandierte. Vor ihm stand es plötzlich still. Ich sprang schnell aus dem Sattel und berichtete dem Fürsten mit wenigen Worten mein malheur. Auf seinen Befehl erhielt

ich von einem seiner Ordonnanzchevauxlegers eine neue Kinnkette, mit der ich mein Pferd hinter die Front außer Schußweite führen ließ, um sie einzulegen.

Ich hatte, während mein Pferd mit mir durchging, mehrere Male versucht, mich vom Pferde zu werfen, allein die außerordentliche Schnelligkeit seines Laufes ließ mir hiezu weder Zeit noch Gelegenheit.

Als mein Gaul wieder gehörig gezäumt war, sprengte ich zu meinem General auf unseren rechten Flügel, wo ich wohl leichenblaß aber wohlbehalten ankam und die ganze Affäre dieses Nachmittags ohne ferneren Unfall mitmachte. Erst nachts zehn Uhr, als beiderseits das Feuer verstummt war und die Truppen Befehl erhielten, auf ihren Plätzen ruhig stehen zu bleiben, konnte ich meinem General und den Offizieren meines Regiments meine Aventure ausführlich erzählen, wobei ich mich selbst nicht genug wundern konnte, daß weder mir noch meinem Pferde nicht das geringste geschah.

Diese Nacht war übrigens äußerst unruhig, da wir auf dem Schlachtfelde, mitten unter Toten und Verwundeten, zu Pferde bleiben mußten, da wir so nahe dem Feind standen, daß wir Französisch sprechen hörten. Das Gewimmer und Gewinsel der Blessierten — Menschen und Pferde — in der finsteren Nacht war schaudererregend und nur die äußerste Entkräftung, infolge der Anstrengung des Tages, machte es möglich, einige Stunden mit Unterbrechung auf dem Pferde zu schlummern.

Andern Tags, am Pfingstsonntag, mit Grauen des Morgens, fing der Kampf wieder an.

Die Brigade Siegenthal mußte mehrere Male attackieren. Man sah nach jedesmaliger Attacke, infolge der dichten Staubwolken, kaum seinen Nebenmann, so daß wir oft, wenn der Staub sich gelegt hatte, hart neben einem französischen Infanteriekarree oder einer Kavallerieabteilung standen und erst wieder zu den Unsrigen reiten mußten, um uns zu ralliieren.

So ging es in der unerträglichsten Hitze bis zehn Uhr morgens fort.

Auf einmal wurde unser Armeezentrum hart angepackt.

Die französischen, sogenannten Eisenmänner (von vorn und rückwärts mit weißen Blechkürassen gepanzerte Reiter) hatten unter Marschall Murat das Zentrum durchbrochen.

Erzherzog Karl eilte zu den en reserve aufgestellten Grenadierbataillonen, welche bei Aderklaa die dritte Schlachtlinie bildeten, ergriff eine Fahne und stürmte in eigener Person mit diesem Gros unserer Reserve gegen die vordringenden feindlichen Kavalleriemassen und warf sie mit gefälltem Bajonett zurück. Die en reserve aufgestellten österreichischen Batterien verfolgten mit einem mörderischen Kartätschenfeuer, so daß der ganze Winkel zwischen Aspern und Eßlingen nur mit toten Eisenmännern bedeckt war. Nun ging es mit Riesenschritten vorwärts. Die französische Armee fing an, sich zurückzuziehen, weil mittlerweile der Geniehauptmann Baron Magdeburg durch mehrere mit Brennmaterial bespickte Holzflöße, die er bei Stockerau in den Strom vom Stapel ließ, die französischen Schiffbrücken demolierte, wodurch der feindliche Rückzug sehr erschwert wurde.

Unsere Kavallerie, geführt von dem tapferen Fürsten Johann zu Liechtenstein, hieb mit sechs Kürassierregimentern en fronte in die feindlichen Infanteriemassen ein und alles ward über den Haufen geworfen.

Das ganze erste französische Treffen floh pêle-mêle zurück, und die zweite französische Schlachtlinie rückte uns entgegen.

Den ganzen Tag über, wurde nun in der fürchterlichsten Sonnenhitze von beiden Seiten mit Wut gekämpft, denn die unterbrochene Kommunikation mit dem rechten Donauufer hinderte den Rückzug über die Donau. Bis zur Herstellung der Schiffbrücken waren die Franzosen gezwungen, uns standzuhalten, koste es, was es wolle.

Kein Teil wich von seinem Platze. So währte es bis in die finstere Nacht.

Der unbändige Kampf auf der ganzen Linie bildete Barrikaden von Toten, so daß an manchen Stellen die Kavallerie gar nicht mehr agieren konnte.

Nachts 11 Uhr trat allgemeine Waffenruhe ein. Längs der ganzen feindlichen Linie standen alle Dörfer, der Donau zu, in hellen Flammen und gleich der vorigen Nacht biwakierte alles unter Toten und Verwundeten. Das Gewimmer und Geächze der letzteren war herzzerreißend.

Diese Nacht werde ich nie vergessen. Schon um drei Uhr früh, am Pfingstmontag, weckte erneuerter Kanonendonner die Armee zum Wiederbeginn des Kampfes. Erst gegen zwölf Uhr mittags fingen die feindlichen Massen zu wanken an, da es in der Zwischenzeit durch unausgesetzte Anstrengungen den Franzosen gelang, die Kommunikation mit Wien durch neue Pontons herzustellen und die Retirade auf das rechte Donauufer zu vollziehen.

Zur Deckung ihres Rückzuges war es für sie eine Hauptaufgabe die beiden Ortschaften Aspern und Eßlingen à tout prix zu behaupten, um Unordnung und Verwirrung zu verhindern.

In dem Schüttkasten zu Eßlingen, der am Eingange des Ortes lag, wurde ein ganzes Regiment französischer Voltigeurs auf Befehl Napoleons eingesperrt, um selben auf Leben und Tod zu verteidigen.

Trotz dieser barbarischen Maßregel wurde Eßlingen von unserer Infanterie siebenmal mit Sturm genommen, siebenmal wurden die Unsrigen wieder aus dem eroberten Dorfe hinausgeworfen. Die Gassen waren mit Leichen beider Teile bedeckt, zuletzt wurde der Schüttkasten von unserer Artillerie mit Granaten beworfen und in Brand gesteckt.

Fürchterlich drang das Geheul der eingesperrten Franzosen zu unseren Ohren, denn alle wurden ein Raub der Flammen, denen sie nicht entrinnen konnten.

Zum achtenmal befahl Erzherzog Karl, Eßlingen mit Sturm zu nehmen. Da ritt FML. Baron Dedovich mit gesenktem Degen dem Erzherzoge entgegen, um die Vorstellung zu machen, daß ein erneuerter Sturm zu viel Menschenblut kosten würde, weil Eßlingen mit französischen Truppen überfüllt sei und die Feinde ohnedies durch das Vorrücken unserer beiden Armeeflügel gezwungen sein würden, Eßlingen zu räumen, um nicht von ihrer Armee abgeschnitten zu werden. Allein der Erzherzog entbrannte über diese Vorstellung, und erklärte voll Zorn: „Sie werden zum achten Male mit Ihrer Division stürmen oder ich lasse Sie arkebusieren!“ Hierauf unternahm Dedovich an der Tete seiner Regimenter den Sturm, eroberte den Ort zum achten Male und trieb die Franzosen in wilder Flucht aus Eßlingen. Der General wurde bald darauf durch einen Kartätschenschuß verwundet.

Die fliehenden Feinde wurden von den Albert-Kürassieren bis an die noch nicht ganz vollendete Schiffbrücke, welche besonders für das in Eßlingen ausgesetzte Detachement hätte geschlagen werden sollen, verfolgt, wo ein größerer Teil in die Fluten des Stromes gedrängt, die übrigen zu Gefangenen gemacht wurden.

Fürst Liechtenstein, der die gesamte österreichische Kavallerie kommandierte, bat den Erzherzog um die Erlaubnis, mit sechs Kürassierregimentern durch die Donau schwimmen und so die Deroute des französischen Heeres vollständig machen zu dürfen.

Zum Glück für uns Kürassiere genehmigte der Erzherzog diesen tollkühnen Entschluß nicht; man wähnte in Wien eine Reservearmee aufgestellt, welche, wie bei Marengo, wo die schon gewonnene Schlacht durch die Reservearmee des französischen Generals Desaix wieder verloren ging, auch hier den Sieg vernichten könnte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die sechs Kürassierregimenter bei der beträchtlichen Breite der Donau und bei

der Erschöpfung der Pferde, welche eine Folge der dreitägigen Schlacht war, sämtlich ein Opfer der Wellen geworden wären.

Die Verfolgung der französischen Armee wurde demnach nur bis an die Ufer der Donau fortgesetzt, wo haltgemacht wurde.

In der Nacht marschierten die Kavallerieregimenter, abgelöst von der nachrückenden Infanterie, auf das Marchfeld zurück, um dort ihre Aufstellung zu nehmen.

Als wir bei dem Scheine des in Flammen stehenden Dorfes Eßlingen den Schüttkasten passierten, wurde uns der schaudervolle Anblick von verbrannten und häufig ganz verkohlten Leichen zu teil. Kein Mann der Besatzung dieses Schüttkastens kam mit dem Leben davon. Die Türen waren ausgebrannt, im Innern des Gebäudes lagen die entseelten Körper wie Mumien haufenweise übereinander.

Die Schlacht war gewonnen, aber leider mit empfindlichen Verlusten. Ich habe später noch manche Schlacht mitgemacht, doch keine gleich dieser wahren Völkerschlacht! Dank dem Himmel, mein General und ich, kamen mit heiler Haut davon, allein ich hatte manchen guten Freund zu beweinen, der für das Vaterland fiel. Mich hatte der liebe Gott zu härteren Lebensprüfungen zurückbehalten.

Nach der gewonnenen Schlacht, am Pfingstdienstag, rückte die österreichische Armee wieder bei Aderklaa und Markgraf-Neusiedl in das Biwak. An diesem Tage beritt Seine Majestät, der Kaiser Franz, das ganze Schlachtfeld, begleitet von der gesamten Generalität, folglich auch von uns Adjutanten.

Dieser Tag bleibt mir lebenslänglich in der Erinnerung.

Es war heiter und sonnig. Der Kaiser ritt ungefähr um die Mittagsstunde nach der Gegend zwischen Aspern und Eßlingen. Dort hatte es den Anschein, als wäre der ganze Bodenstrich mit Silber beschlagen.

Mehr als achttausend tote Eisenmänner lagen mit ihren silberblanken Harnischen, wie sie von unserer Artillerie regimenterweise hingestreckt wurden, auf der weiten Ebene. Die Sonne spiegelte sich in dem augenblendenden Schimmer der Kürasse. Es war ein ergreifender Anblick, eine solche Zahl von Leichen unter ihren strahlenden Hüllen zu sehen. Jeder von uns dankte im Stillen dem allmächtigen Gotte, so glücklich den Gefahren entronnen zu sein, welchen so viele Menschen in diesen drei Tagen unterliegen mußten. Im mutigsten Herzen regte sich das menschliche Gefühl.

Nach diesem Ritte Seiner Majestät, welcher die schleunigste Bestattung der Toten zur Folge hatte, da wegen der großen Hitze Epidemien zu besorgen waren, begab sich die Generalität in das kaiserliche Hoflager nach Wolkersdorf, wo mehrere Generale mit dem Maria Theresien-Orden, ohne Berufung des Ordenskapitels, dekoriert wurden. Hierunter befand sich auch — für Regensburg — mein General Siegenthal.

Die Truppen wurden nun täglich im Manövrieren auf dem Marchfeld geübt. Man machte die Beobachtnng, daß die Franzosen vom Turm auf dem Leopoldsberg mit großen Tubussen diesen Manövern, welche auf alle möglichen Angriffspläne der Feinde entworfen waren, täglich zusahen.

Es währte volle sechs Wochen vollkommene Waffenruhe, welche man auf unserer Seite dazu benützte, die Regimenter wieder zu komplettieren und stets in der Übung der Waffen zu erhalten.

Mein General wurde acht Tage nach der Schlacht bei Aspern zum Feldmarschalleutnant befördert, erkrankte aber. Ich hatte in dem auf der Straße nach Brünn gelegenen Orte Groß-Schweinbarth, zwei Stunden von Aderklaa entfernt, einen Bekannten, den Dechant Haas, zu dem ich meinen Feldmarschalleutnant in das Quartier zu gehen beredete, bis seine Gesundheit wieder hergestellt sein würde. Vier Wochen

verlebten wir beide im Pfarrhofe, wo wir alle Bequemlichkeit genießen und mein General sich einer ordentlichen ärztlichen Pflege unterziehen konnte.

Es brachen damals häufig Krankheiten in der Armee aus, was man der, von requirierten Landleuten nur oberflächlich bewerkstelligten Bestattung der Leichen zur Last legte. An mehreren Orten ragten Arme oder Füße der Toten aus der Erde hervor, viele tote Pferde waren gar nicht verscharrt, so daß nach einigen Tagen, um nicht eine verpestete Atmosphäre für unsere Biwaks besorgen zu müssen, die Verscharrung der toten Körper neuerdings angeordnet werden mußte.

Nach gänzlicher Genesung begab sich der Feldmarschall-leutnant wieder in das Biwak, wo wir abermals in Aderklaa unser früheres Quartier bezogen.

Einige Tage vor Ablauf der sechsten Woche bemerkte man jenseits der Donau bei der französischen Armee viel Rührigkeit; unsere Spione brachten die volle Gewißheit, daß sich Napoleon abermals rüste, ins Marchfeld vorzubrechen und uns anzugreifen.

Nun wurde unsere Armee wieder schlagfertig zwischen Aspern und Eßlingen aufgestellt. Nur unser linker Flügel bei Markgraf-Neusiedl war sehr schwach besetzt, weil Erzherzog Johann, der mit seiner Armee aus Italien durch Ungarn marschierte und bereits in Marchegg eingerückt war, zu uns stoßen und den linken Armeeflügel formieren sollte.

Allein, Erzherzog Johann kam mit seiner Armee zu spät. Was hieran Schuld war, blieb uns zwar ein Geheimnis, doch verbreitete sich das Gerücht von einem Zerwürfnisse zwischen den beiden erlauchten Brüdern Erzherzog Karl und Erzherzog Johann. Diese Meinung schien dadurch bestätigt, daß Erzherzog Karl nach der Schlacht seinen Kommandostab in die Hände des Fürsten Johann Liechtenstein legte und sich von der Armee gänzlich zurückzog.

In einer äußerst stürmischen Nacht, unter heftigem Regenguß, übersetzte nunmehr Napoleon um zehn Uhr abends den Donauarm; ein fürchterlicher Kanonendonner begleitete diesen Angriff.

Unsere am linken Ufer aufgestellten Vorposten wurden von mehreren Seiten mit aller Gewalt zurückgeworfen, da der Feind auf zehn Schiffbrücken zugleich den Übergang bewerkstelligte. Die ganze Nacht über deployierte die französische Armee in das Marchfeld.

Mit Tagesanbruch stand die feindliche Linie uns gegenüber, denn unbegreiflicherweise ward von unserer Seite dem Übergange des Feindes, außer den gewöhnlichen Plänkeleien der Vorposten, kein einziger Kanonenschuß entgegengesendet worden. Alles stand ganz ruhig in Position.

Mein FML. Siegenthal hielt mit seiner Kavalleriedivision, den Albert-, Franz-, Liechtenstein- und Ferdinand-Kürassieren, am rechten Flügel der Armee.

In der Nacht zog sich die ganze österreichische Streitmacht in aller Stille bis Wagram zurück, wo sie ihre Aufstellung en ordre de bataille nahm.

War es nun Absicht im Operationsplan, oder war es ein Versehen des Generalstabs, kurz, die Division Siegenthal erhielt keine Order zum Rückzug und blieb daher auf ihrem Platze stehen.

Einzelne französische Kavallerieabteilungen fingen mit Tagesanbruch an, uns zu beunruhigen. Siegenthal ließ sie jedesmal durch Angriffe zurückwerfen.

Da wir links von uns keine eigenen Truppen mehr wahrnahmen, und die französische Infanterie uns durch ihr ungehindertes Vorrücken von unserer bei Wagram aufgestellten Armee abzuschneiden drohte, so schickte Siegenthal drei Regimenter in die neue Aufstellungslinie zurück und blieb mit Albert-Kürassieren allein in seiner bisherigen Stellung, ließ aber im Hauptquartier um Verhaltsbefehle anfragen.

Es war noch keine Rückantwort eingelaufen, als, ungefähr tausend Schritt von uns entfernt, das sächsische Dragonerregiment Albert im Galopp en fronte gegen uns anrückte.

Unser Regimentsinhaber hatte nämlich auch in Sachsen ein Dragonerregiment seines Namens, welches uns hier feindlich gegenübertrat. Sachsen war bekanntlich damals mit Frankreich alliiert. Herzog Albert hat später nach hergestelltem Frieden, bei Gelegenheit, als das Offizierskorps unseres Regiments einmal zu Wien zur Tafel bei ihm geladen war, mit dem Obristen-Regimentskommandanten von Kuttalek, über dieses eigentümliche Zusammentreffen gesprochen.

Siegenthal ließ sogleich zur Attacke blasen und beide Regimenter stießen in vollem Chok zusammen, im nämlichen Moment hieb aber ein französisches Dragonerregiment in unsere rechte Flanke ein, wodurch wir zum Umkehren gezwungen wurden.

Nun ging es ventre à terre in größter Unordnung zurück; über eine halbe Stunde ritt alles, was man nur reiten konnte. Französische Kavalleriebatterien verfolgten uns mit lebhaftem Kartätschenfeuer, welches unsere Haufen lichtete.

Alles schrie „Halt! Halt!", aber niemand blieb stehen. Da hielt ich plötzlich mein Pferd an, wendete um und suchte Leute zum Stehenbleiben zu vermögen.

Es gelang mir, ungefähr 200 Mann um mich zu sammeln; ich rückte mit denselben gegen die uns beschießende französische Kavalleriebatterie im Galopp vor. In demselben Augenblicke sprengte ein Rittmeister unseres Regiments an meine Seite, mit dem Ausrufe: „Bravo! Mir nach!" Wir warfen uns mit aller Force auf die eben aufprotzenden Batterien, hieben ihre Mannschaft zusammen, jagten ihre Bedeckungskavallerie in die Flucht und wurden Herren der unbespannt stehen gebliebenen Kanonen. Allein es fehlte die Zeit, um die eroberten Geschütze mit uns zu nehmen. Man

mußte damit zufrieden sein, daß unsere Truppen vom feindlichen Kanonenfeuer eine Weile nicht mehr behelligt wurden; wir aber eilten wieder in die Schlachtlinie bei Wagram zurück.

Für diesen coup de main erhielt der Rittmeister einen Orden, ich aber ging leer aus. Man beachtete nicht, daß der Oberleutnant die Truppe im Kanonenfeuer gesammelt hatte und der Rittmeister erst beim Vorrücken zur Attacke hinzugekommen sei.

Als wir in der Schlachtlinie angelangt waren, schickte sich das ganze österreichische Heer gerade an, dem Feinde entgegenzurücken.

Napoleon, der die Schwäche unseres linken Flügels gekannt haben mag, beorderte den bayrischen General Wrede mit sechs Chevauxlegers-Regimentern, denen Prinz Murat mit sechs Regimentern chasseurs à cheval als Soutien nachrückte, dort anzugreifen. Die französische Hauptmacht bestürmte unser Zentrum und den rechten Flügel.

Ein riesenhafter Widerstand vernichtete die Absicht des französischen Kaisers, das Zentrum zu sprengen.

Gegen Mittag erhielt ich bei einem Kavallerieangriffe, den unser Regiment Albert gegen eine anrückende Infanteriemasse machte, einen Streifschuß am Halse rechts und einen Kartätschenstreifschuß am linken Arme; ich mußte mich auf den Verbandplatz zurückbegeben.

Kaum hatte mich ein Feldarzt verbunden, als sich die Nachricht verbreitete, Wrede habe den linken Armeeflügel durchbrochen und drücke diesen ohnehin schwach besetzten Teil der Schlachtlinie gegen die Brünner Straße herab, wodurch er unserem Zentrum in den Rücken käme.

Ich wurde bestimmt, in das Feldspital nach Ulrichskirchen gebracht zu werden, eilte daher nach Aderklaa, wo unsere Bagagen standen. Durch meine Wunden gehindert, die Schlacht weiter mitzumachen, benutzte ich den Fourgon des Generals, um nach Ulrichskirchen abzufahren.

Wir hatten kaum die Brünner Straße erreicht, als auch schon die zurückgedrängten Infanterieregimenter des linken Flügels in unordentlichen Haufen diese Straße mit dem Rufe zu gewinnen suchten, die bayrische Kavallerie folge ihnen auf dem Fuße nach. Ein Generalstabsoffizier hielt die Flüchtlinge an und ließ sie an der Brünner Straße Aufstellung nehmen. Auch nachkommende zersprengte Truppen schlossen sich hier an, so daß sich bald eine Linie von einigen Regimentern bildete, welche die wirklich nachrückende bayrische und französische Kavallerie mit einem kräftigen Musketenfeuer empfing und selbe momentan in der Verfolgung aufhielt, während die retirierenden Armeebagagen und Handpferde unter wildem Lärmen auf der Chaussee nach Brünn durchzukommen trachteten.

Der erwähnte Generalstäbler gab den Leuten bekannt, daß unser Zentrum und rechter Armeeflügel durch die Durchbrechung des linken gezwungen sei, die Straße nach Znaim einzuschlagen. Er müsse mit den hier angesammelten Truppen verhindern, daß Wrede mit seiner Kavallerie einen Vorsprung in der Richtung gegen Znaim gewinne. Wenn er die Brünner Straße ungehindert überschritt, konnte er auf dem näheren Gebirgsweg Znaim vor Ankunft unserer Truppen erreichen.

Während alles, was zur Armeebagage gehörte, auf der Brünner Straße forteilte, ließ ich meinen Fourgon links ablenken und benützte den gebahnten Gebirgsweg nach Znaim. Ich ließ, die ganze Nacht durch, ohne Aufenthalt fortfahren und langte andern Tags früh fünf Uhr vor letzterer Stadt an, wo aber schon der Kommandierende, Fürst Johann Liechtenstein, der mit der Kavallerie im Trab und Galopp vom Schlachtfelde hieher vorausgeritten war, auf den Höhen südlich des Ortes Aufstellung genommen hatte, weshalb ich weiter bis Schidrowitz fahren mußte.

In diesem Orte fand ich im dortigen Schlosse bei dem Verwalter Kopal, dem Vater des im Jahre 1848 berühmt

gewordenen und in Italien gefallenen Obersten Kopal, die freundlichste Aufnahme und ließ durch den herbeigerufenen Landarzt meine Wunden pflegen.

Ich war kaum eine Stunde in diesem hart an der Prager Straße gelegenen Orte, als man schon Plänklerfeuer hörte. Wie ich später erfuhr, hatte Wrede mit seiner Kavallerie nach mehreren Angriffen die an der Brünner Straße aufgestellten österreichischen Truppen zurückgeworfen und war dann auf der nämlichen Vizinalstraße, die ich in der Nacht befahren hatte, vor Znaim angekommen. Dort wurde er von der österreichischen Kavallerie empfangen und so lange im Schach gehalten, bis unser, auf der Straße nach Znaim retirierender rechter Flügel und das Armeezentrum auf den Anhöhen Znaims Aufstellung genommen hatten und zur Schlacht mit der verfolgenden französischen Hauptarmee bereit waren.

Am zweiten Tage kam es dort wieder zu einem Treffen; stündlich wurden Verwundete nach Schidrowitz gebracht, unter anderen auch ein gewisser Hauptmann v. Rosenzweig, wenn ich nicht irre, von Erzherzog Ludwig-Infanterie, dem in der Schlacht bei Znaim die rechte Wade von einer Kanonenkugel gestreift wurde.

Mehr als dreißig verwundete Offiziere waren schon im Schlosse untergebracht, als auf einmal die Order kam, alle transportablen Blessierten nach Prag zu befördern, da der Ausgang der Schlacht noch ungewiß wäre.

Die Straße nach Prag wimmelte von Wagen mit Blessierten; ich beschloß daher, lieber einen Seitenweg nach dem Kloster Töpl einzuschlagen, wohin mir der Verwalter Kopal die Marschdirektion vorzeichnete. Hauptmann Rosenzweig bat mich, ihn in meinen Fourgon aufzunehmen, was ich herzlich gern tat.

Im Kloster Töpl, am dritten Tage angekommen, wurden wir von einem ehrwürdigen alten Pater des dortigen Prämon-

stratenser Ordens freundlich aufgenommen und in einem Nebengebäude des Klosters in einem gemeinschaftlichen Zimmer sehr gut bequartiert.

Ein Chirurg des Ortes kam täglich zum Verbinden unserer Wunden. Der gute Pater besuchte uns öfters des Tages, gab uns einen eigenen Krankenwärter aufs Zimmer und besorgte stets eine, unserem Zustande entsprechende, geschmackvolle Küche.

Am achten Tage unseres Aufenthaltes kam die Nachricht von einem bei Znaim geschlossenen Waffenstillstande. Da mir meine beiden Streifwunden eine Fahrt möglich machten, ließ ich den Wagen wieder anspannen, dankte dem Herrn Prälaten für seine gute Aufnahme, gab dem Wärter eine Remuneration und fuhr wieder zum Verwalter Kopal nach Schidrowitz zurück, um dort nähere Auskünfte über meinen Feldmarschalleutnant einzuholen.

Den Hauptmann Rosenzweig, welcher das Fahren noch nicht vertragen konnte, ließ ich im Kloster zurück, wo er auch, wie ich später, obschon nicht ganz bestimmt, erfuhr, an Starrkrampf gestorben sein soll.

Verwalter Kopal nahm mich wieder sehr liebevoll auf und ich weilte bis zur gänzlichen Herstellung meiner Wunden volle drei Wochen bei ihm.

In der Zwischenzeit erhielt ich von meinem General, der in Znaim bequartiert war und dem ich von meiner Anwesenheit in Schidrowitz Nachricht gab, einen Besuch. Er nahm seinen Wagen samt Pferden mit sich und gestattete mir, mich in Schidrowitz vollends heilen zu lassen, da er einstweilen einen Offizier von Erzherzog Franz-Kürassieren zum Interimsadjutanten genommen hatte. Als ich nach drei Wochen geheilt in Znaim einrückte, war auch der Friede mit Frankreich publiziert worden, und FML. Siegenthal erhielt die Order, mit seiner Division nach Ungarn zu marschieren, was über

Olmütz, Napagedl in die Gegend von Tyrnau bewerkstelligt wurde.

Diószeg bei Tyrnau ward zum Hauptquartier des Feldmarschalleutnants bestimmt, wo wir im Schlosse des Barons Perényi herrlich bequartiert wurden.

Auf dem Marsche nach Diószeg gab mir der Feldmarschalleutnant die Weisung, in dem Orte St. Johann zurückzubleiben und den mit seiner Brigade nachrückenden GM. Zechmeister abzuwarten, um demselben die für diese Brigade bestimmten Kantonierungsorte zu bezeichnen und dann nach Diószeg nachzureiten.

Als ich mich dieses Auftrages entledigt hatte, ritt ich mit meiner Ordonnanz wieder von St. Johann weg. Eine halbe Stunde später kam ich an einen Fluß, der infolge des vorangegangenen mehrtägigen Regens ausgetreten war. Ich geriet in eine unrichtige Furt, so daß ich und meine Ordonnanz von den Wellen erfaßt und fortgerissen wurden; nur der Kraft unserer beiden Pferde hatten wir es zu verdanken, daß wir, obwohl ganz durchnäßt, das jenseitige Gestade erreichten und der Gefahr, zu ertrinken, entrannen. Ich kam hierauf glücklich in Diószeg an, wo man sich über unsere glückliche Rettung umsomehr erfreute, als gerade, zwei Tage rüher, in der nämlichen Gegend ein Schwerfuhrmann samt seinen vier Pferden in diesem Flusse ertrunken war.

Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich des sechswöchentlichen Aufenthaltes in Diószeg.

Im Schlosse bewohnte ich zu ebener Erde ein herrliches Zimmer, aus dem man über drei steinerne Treppen in den prachtvoll gehaltenen Schloßgarten gelangte, in dessen labyrinthischen Gängen in englischer Anlage ich mehrere Stunden des Morgens umherzuwandeln pflegte, bis zum Dejeuner, welches täglich um acht Uhr früh in einem chinesischen Turmpavillon von der ganzen Schloßgesellschaft eingenommen wurde.

War das Wetter schlecht, so wurde um diese Stunde im Schloßsalon gefrühstückt, wo wir auch täglich eine wohlbesetzte Mittagstafel fanden, zu welcher stets alle in Diószeg bequartierten Offiziere eingeladen waren, so daß immer zwanzig bis dreißig Kuverts auflagen.

Durch volle sechs Wochen war das Schloß unser Sammelplatz für Unterhaltungen mit Tanz und Dilettantentheater. Die Stunden schwanden wie Minuten, indem Baron Zay, der Schloßnachbar, und Baron Perényi, der Schloßherr, beständige Sorge trugen, daß die schönsten Frauen und Fräulein der Nachbarschaft unsere Gesellschaft zierten.

Fürst Liechtenstein, der sein Hauptquartier in Tyrnau genommen hatte, gab täglich große Spielbank, was er als reicher Kavalier wohl tun konnte.

Eines Tages beredeten mich meine Kameraden, sie dahin zu begleiten. Ich war nie ein Freund des Hasardspieles und hatte auch damals nur einige vierzig Gulden in der Tasche, wollte daher an dem mit Dukaten, Talern und Banknoten in Haufen belegten Würfeltische am Spiel durchaus nicht teilnehmen, allein man ließ mir keine Ruhe, mein Glück einmal zu versuchen. Ich ergriff also die Würfel und das Glück war mir hold.

Ich gewann an diesem Tage in wenigen Stunden durch glückliche Würfe zweitausend Gulden in Zwanzigern. Ich wechselte sie in die damals al pari gehenden Banknoten um und ritt seelenvergnügt nach Hause.

Alles bewunderte mein Spielglück und ich selbst bekam eine besondere Lust, mich auf diese Art bereichern zu können. Mein Feldmarschalleutnant warnte mich, ich folgte anfänglich seinen Ermahnungen und blieb acht Tage dem Spieltisch fern.

Endlich drangen meine Kameraden neuerdings in mich, mein Glück nicht unbenützt zu lassen. Ich wankte, ritt jedoch abermals nach Tyrnau, um noch einmal Fortuna heraus-

zufordern. Das Spiel ging einige Stunden wieder sehr glücklich; ich wurde immer hitziger und dreister. Ein einziger ungünstiger Wurf raubte mir tausend Gulden. Jetzt wollte ich diesen Verlust wieder hereinbringen, warf doppelte Geldsummen hin und verlor ein über das anderemal, so daß ich zuletzt nicht nur meine vor acht Tagen gewonnenen zweitausend Gulden, sondern auch ein schönes Reitpferd und meine vom seligen Vater erhaltene goldene Repetieruhr verloren hatte, welche ich für aufgenommene und verspielte Summen hingeben mußte.

Diese schmerzliche Erfahrung war vielleicht für mein ganzes Leben von großem Vorteile, denn seit dem Momente haßte ich jedes Spiel und nahm auch nie mehr an diesem verführerischen Zeitvertreib den geringsten Anteil.

Nach diesen sechs Wochen ging die Armee auseinander und die Truppen marschierten in ihre Friedensstationen, daher auch Albert-Kürassiere die Stabsstation Ödenburg wieder bezogen, wohin FML. Siegenthal als Divisionär bestimmt wurde.

Ich fand dort in dem Hause des Stuhlrichters von Torkos die freundschaftlichste Aufnahme, und auch in allen mir von früher her bekannten Magnatenhäusern; besonders bei der Fürstin Esterházy und dem Grafen Pejacsevich, ward ich bei allen Festivitäten und feierlichen Anlässen stets als Gast geladen.

Kurz war jedoch mein Verbleiben in Ödenburg, da mein Feldmarschalleutnant plötzlich nach acht Wochen vom Hofkriegsrate seine Versetzung nach Fünfkirchen in Niederungarn erhielt.

Ein hitziges Fieber fesselte meinen General durch drei Wochen an das Bett; er konnte daher nicht augenblicklich abreisen.

Ich mußte einstweilen mit den Bagagewagen und Reitpferden des Generals nach Fünfkirchen vorausmarschieren,

wozu ich mir als Bedeckung einen Korporal und acht Kürassiere von meinem Regimente mitnahm, welche in Güns durch Erzherzog Franz-Kürassiere und in Kanizsa durch Erzherzog Johann-Dragoner bei meinem jedesmaligen Eintreffen in diesen Orten, zufolge vorausgegangener Order, abgelöst wurden. In Zala-Egerszeg angelangt, erfuhr ich, daß ich andern Tags einen Wald auf dem Wege nach Groß-Kanizsa zu passieren hätte, der durch Räuberbanden unsicher gemacht wurde.

Bei meinem Aufbruche von Zala-Egerszeg ließ ich mein Kommando scharf laden. Als wir vor dem Orte an einem gemauerten Galgen vorübermarschierten, tanzten, vom Winde bewegt, auf demselben drei, einige Tage früher dort aufgehängte Mitglieder dieser Räuberbande unter mehreren schon von Geiern und Raben zerfressenen Leichnamen herum. In Ungarn war es damals Sitte, die Gehenkten so lange, mit eisernen Ketten um den Hals, am Galgen hängen zu lassen, bis sie teilweise selbst herabfielen oder von Raubvögeln verzehrt waren.

Wir zogen schon eine Stunde im düsteren Walde fort, als wir zu einem an der Straße gelegenen Wirtshaus kamen. Die Tür war offen, an der Türschwelle stand ein finster blickender Mensch mit schwarzen, langen Haaren bis über den Nacken, einige dreißig Jahre alt und ganz jenen ähnlich, die wir früher am Galgen baumeln sahen.

Im Innern der ebenerdigen Wirtsstube, welche auch zugleich Küche und Schweinestall war, wie es in allen Bauernhäusern in Ungarn der Fall ist, saß ein ähnlich wild blickender Kerl mitten auf dem Tische und spielte auf einer Querpfeife ungarische Tänze, wozu von mehreren anderen dieses Gelichters getanzt wurde.

Ich ließ die Wagen und Pferde meines Kommandos auf der Straße halten und begehrte Wein für meine Leute, den uns samt Brot ein hübsches Zigeunermädchen herbeitrug.

„Herr Oberleutnant,“ sagte mein Korporal, „da dürfen wir achtgeben, die Kerls sind alle Räuber.“ — „Gleichviel“, erwiderte ich — „ihr habt ja Karabiner und Pistolen geladen.“

„Nein, Herr Offizier“ — sagte der unter der Tür stehende Bursche — „den Herren Soldaten legen wir nichts in den Weg, seien Sie unbesorgt.“

„Das hoffen wir auch“ — erwiderte ich — „es würde auch nicht gar zu leicht gehen.“ Hierauf bezahlte ich unsere Zeche und marschierte weiter, ohne im geringsten beunruhigt zu werden, obschon wir hie und da Lagerfeuer im Walde an etwas von der Straße entfernten Plätzen bemerkten, an welchen derlei Räubergesindel ganz ruhig saß, die Gewehre zwischen den Knien haltend.

Mein Marsch bis Fünfkirchen ging ohne irgend einen Unfall vorbei; vierzehn Tage später kam mein rekonvaleszierter Feldmarschalleutnant dahin nach.

Wir garnisonierten dort einige Monate recht angenehm, besonders fanden wir in dem Hause eines gewissen Herrn von Mihalovics sehr freundliche Aufnahme.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt erhielt mein General die Bestimmung nach Essegg.

Ungefähr drei Viertelstunden von Essegg lag das Gut Walpo, welches dem Baron Brandau gehörte, und eine Viertelstunde von Walpo, des Grafen Pejacsevich Schloß, der Name ist mir entfallen, doch glaube ich, es hieß Werowetz.

Fast täglich war ich mit meinem Feldmarschalleutnant und dem damaligen Obristen Baron Volkmann des Essegger Infanterieregiments bei diesen beiden Gutsbesitzern abwechselnd zu Tische geladen. Herrliche Gesellschaftsunterhaltungen ließen diese Tage pfeilschnell verfliegen.

Später bereiste mein General die Militärgrenze, wobei ich ihn begleitete. Als wir nach Semlin kamen, fand der

General eine hofkriegsrätliche Order, sich nach Belgrad zu begeben und mit dem dortigen Fürsten Wojwoden Georg Czerny, der früher Korporal in einem österreichischen Grenzregiment war, über geheime politische Angelegenheiten zu verhandeln.

Mein General fuhr mit mir bis an die Ufer der Save, unsere Equipage blieb in einem Gasthause stehen, wir aber übersetzten in einer Plätte nach Belgrad. Der Fürst Wojwode empfing uns in einem nach asiatischem Geschmack eingerichteten Saal. Mein General trat mit ihm und mit einem Dolmetsch in ein Nebenkabinett, wo er mit dem Fürsten verhandelte.

Czerny Georg, auch schwarzer Jörg genannt, sprach sehr gut Deutsch, machte es sich aber zum Grundsatz, bei allen diplomatischen Unterhandlungen nur mittels eines Dolmetsch zu verkehren. Während dieser zweistündigen Konferenz langweilte ich mich gründlich in der Gesellschaft mehrerer serbischer Agas, mit denen ich nicht sprechen konnte.

Nach beendeter Debatte wurde mein General und ich beim Fürsten zur Tafel geladen, welche, ganz nach europäischer Sitte, mit Silber gedeckt war; die durch deutsche Köche bereiteten Speisen wurden von serbischen Dienern aufgetragen.

Wir speisten sehr gut, tranken sogar Wein bester Qualität, von dem jedoch weder der Fürst noch seine geladenen serbischen Offiziere etwas genossen.

Die Tafel ward nach zwei Stunden aufgehoben und nun befahl der Fürst einem seiner Oberoffiziere, den Herrn Feldmarschalleutnant zu einem gewiß noch nie gesehenen Spektakel an das Saveufer zu führen, ohne sich über die Art der uns zugedachten Unterhaltung näher auszusprechen.

Mein General beurlaubte sich vom Fürsten, indem er erklärte, von dem vermeintlichen Unterhaltungsplatze gleich wieder nach Semlin zurückzukehren, ohne die Festung nochmals zu berühren.

Wie erstaunten wir, als man am Flußufer eine Horde von etlichen dreißig gefangenen Türken mit auf den Rücken gebundenen Händen, umgeben von serbischen Soldaten, bemerken konnte, mit denen bei Ankunft des Feldmarschalleutnants ein barbarisches Schauspiel begann.

Wir waren nämlich kaum in den Kreis getreten, welcher um diese Unglücklichen gezogen war, als einige Serben mit scharfen, krummen Säbeln, welche mehr einer Sichel glichen, einen Gefangenen nach dem andern zwischen die Knie nahmen und mit den Worten: „Ne boj se!“ durch einen Rundschnitt den Kopf vom Rumpfe trennten, sodann den blutigen Leichnam von sich warfen.

Mein General war bei den ersten Handgriffen dieser unmenschlichen Gesellen äußerst entrüstet und trat augenblicklich mit beleidigtem Gefühle und Abscheu aus dem Kreise, ohne sich von jemand zu beurlauben. Wir eilten an den Überfahrtsplatz, wo die Kähne bereitlagen, und setzten nach dem jenseitigen Gasthause über, wo unsere Equipage harrte.

Von dort fuhren wir in das Kontumazhaus, wo wir, da zu jener Zeit von der Pest in Serbien wenig zu hören war, ausnahmsweise nur fünf Tage verbleiben mußten.

Dieser Aufenthalt, wo wir wie Gefangene in einem Zimmer eingesperrt waren, ist höchst langweilig und unangenehm gewesen, da wir nur auf vom Kontumazkommandanten erhaltene Lektüre beschränkt waren.

Am sechsten Tage endlich, wurden wir entlassen und kehrten nach Semlin, von da nach Essegg zurück. Mittlerweile war die Ernennung meines Generals zum Kommandierenden in Slawonien erfolgt.

Leider fand ich aber bei unserer Ankunft in Essegg auch den Befehl meines Regimentskommandos, sogleich nach Ödenburg einzurücken, weil das Regiment zur Aufwartung nach Wien beordert wurde. Ich mußte, so schwer es mir fiel,

meinen General verlassen, der mich ebenso ungern verlor, und reiste über Ofen und Preßburg geradewegs nach Wien, da das Regiment mittlerweile schon auf dem Marsche dahin begriffen war.

Meine Pferde folgten mit meinem Privatdiener in gewöhnlichen Märschen nach, ich aber nahm den Eilwagen in Anspruch.

Damals war es System in der österreichischen Armee, daß jeder General seinen Adjutanten aus einem Regimente seiner Division oder Brigade wählen mußte, daher ich nur stillschweigend vom Obristen dem General für einige Zeit nach Fünfkirchen und Essegg überlassen worden war.

Zwei Tage vor meiner Ankunft in Wien war das Regiment dort eingerückt. Ich wurde vom Obristen v. Kuttalek als Adjutant zu unserem Brigadier, GM. Baron Minutillo, bestimmt, bei dem ich zur Zeit unserer ganzjährigen Aufwartung in Wien die angenehmsten Tage verlebte.

Ich war bald wie das Kind im Hause, hatte täglich meinen freien Tisch bei ihm und unterhielt mich bei dieser äußerst liebenswürdigen Familie ungemein gut. Die Frau Generalin war eine geborene L. v. L., eine Schwester des in Wien unter den Tuchlauben domizilierenden Handelsmannes gleichen Namens, eine musterhafte Dame. Die Familie bestand damals noch aus einer elfjährigen Tochter, Fräulein Lotti, und zwei lieben Knaben, Friedrich und Vinzenz, welche mit wahrhaft kindlicher Liebe an mir hingen.

Ich war überall der Begleiter dieser achtungswürdigen Familie, wurde zu allen intimen Festlichkeiten, Hausbällen, Gastmählern und Soireen im Hause sowohl als auch in anderen höheren Kreisen beigezogen, da ich ohnehin auch freie Wohnung beim General hatte; kurz ich ward allseitig als ein Familienmitglied ausgezeichnet.

Fräulein Lotti verehelichte sich später mit Rittmeister Ferdinand Baron Simbschen, welcher dermalen (1851) Feld-

marschalleutnant in Siebenbürgen ist. Der Sohn Fritz vermählte sich als Rittmeister-Eskadronskommandant mit der Tochter des Hofkriegsratspräsidenten G. d. K. Baron Stipsics und starb 1842 an der Cholera in Ungarn; der zweite Sohn, Vinzenz, ist jetzt Generalmajor in Ungarn. Ein dritter Sohn, Karl, der später, als ich nicht mehr Adjutant bei Minutillo war, zur Welt kam, starb als Rittmeister von Coburg-Ulanen; er war verehelicht mit einer Baronin Mladota in Böhmen.

Nach beendetem Aufwartungsjahr, während welchem, wie in früheren Jahren, täglich sechs Offiziere beim Herzog Albert zur Tafel geladen waren, woran ich aber nur fünf- bis sechsmal teilgenommen hatte, weil meine Stellung als Brigadeadjutant mich hinderte, marschierte das Regiment wieder in seine Friedensstation nach Ödenburg. Ich aber mußte zum Regimente einrücken und kam abermals in die Station Baumgarten zu liegen.

Im Jahre 1812 wurde FML. Siegenthal zum Kavallerieinspektor des Königreichs Galizien ernannt. Eines Tags erhielt ich auf einmal von ihm aus Peterwardein einen sehr freundlichen Brief, worin er mir ein verschlossenes Schreiben an den damaligen Hofkriegsratspräsidenten Grafen Bellegarde in Wien übersendete und mir den Auftrag gab, diesen Brief, wenn ich Lust haben sollte, ihn als Adjutant nach Lemberg zu begleiten, persönlich dem Hofkriegsratspräsidenten zu übergeben. Er stelle darin die Bitte, mich, ohne Versetzung von den Albert-Kürassieren zu einem Regimente der ihm untergeordneten Kavallerie, als Adjutanten seines Inspektorates zu bestimmen. Wenn die hohe Behörde diese besondere Begünstigung genehmigen sollte, so möchte ich an einem von mir zu bestimmenden Tage in Stuhlweißenburg eintreffen, wohin er seine Pferde und Wagen instradieren würde, damit ich bis Pest vorausmarschieren und ihn dort abwarten könnte. Ich eilte nach Wien, wo mir Graf Bellegarde unter den

schmeichelhaftesten Ausdrücken die Zusicherung gab, daß ich unbesorgt nach Lemberg als Adjutant abgehen könne, indem ich immer im Stande des Regiments Albert-Kürassiere verbleiben würde.

Mit dieser erfreulichen Versicherung reiste ich nach Ödenburg zurück und machte mich mit meinen drei Pferden und dem Privatdiener zum Abmarsch nach Stuhlweißenburg fertig. An dem bestimmten Tage traf ich dort die Dienerschaft des Feldmarschalleutnants, bestehend aus einem Kutscher, einem Bedienten, zwei Reitknechten und einer Köchin, dann eine mit zwei schönen Pferden bespannte Chaise, sechs Reitpferde und einen mit Vorspann fortzubringenden Fourgon. Nach einem Rasttage marschierte ich weiter nach Pest.

Es war im März 1812, als ich in Ofen anlangte. Das eingetretene Tauwetter machte die Besorgnis allgemein rege, daß ich kaum mehr die Eisdecke der Donau werde überschreiten können. Allein ich wagte es doch und Gott war wirklich mein Geleitsmann, denn die Räder meiner Wagen drückten sich schon tief in das Eis ein, und die Geleise füllten sich sofort von unten mit Wasser an. Ich war kaum eine Minute mit meinen Wagen und Pferden am linken Donauufer angekommen, als ein Knall wie ein Kanonenschuß die Eisdecke gerade nach dem rechten Rädergeleise spaltete und der untere Teil wegschwamm.

Ein armer Jude, der einige hundert Schritt hinter meinen Wagen hinübergehen wollte und sich mehr rechts gehalten hatte, wurde mit der abgerissenen Eisscholle längs des Stromes unter fürchterlichem Jammer fortgetrieben, zuletzt aber doch noch gerettet, da sich die Eisplatte, auf welcher er stand, dem Ufer näherte, so daß er ans Land zu springen vermochte.

Dieses Ereignisses wegen, welches die Kommunikation zwischen Ofen und Pest hemmte, mußte ich vier Tage in

letzterer Stadt verweilen, da mein General erst nach diesem Zeitraume die Donau passieren konnte.

Nach des Generals Ankunft fuhren wir mit der ganzen Suite in ordinären Tagmärschen über Kaschau, Eperjes, Dukla bis Przemysl. Dort nahm mein General die Post und fuhr nach Lemberg voraus, wohin ich mit Pferden und Wagen in drei Tagmärschen folgte.

Bei meinem Eintreffen in Lemberg fand ich das hofkriegsrätliche Reskript, vermöge welchen ich qua talis zu Riesch-Dragoner versetzt wurde, worüber ich äußerst entrüstet war. Ich wollte durchaus nicht von meinem lieben Regimente weg und nur des Präsidenten Zusage, daß ich bei den Albert-Kürassieren bleiben würde, hatte mich zur Annahme des Adjutantenpostens zu bestimmen vermocht.

Von diesem Moment an war ich ganz disgustiert und obschon mir mein selbst überraschter General die Versicherung gab, daß er bei der zu erwartenden Inhaberstelle eines Regiments gewiß zu meiner Entschädigung alles beitragen würde, war ich doch immer mißvergnügt, da ich nun erfuhr, daß man von großer Herren Versprechen nicht viel erwarten darf.

Oberleutnant Appel, der nämliche, der jetzt (1851) als General der Kavallerie in Graz pensioniert lebt, war damals mit seinem Zug von Riesch-Dragonern eben auf Feuerpikett in Lemberg; er war also die erste Bekanntschaft, die ich mit dem Offizierskorps meines neuen Regiments machte.

Wir wurden auch bald die intimsten Freunde. Dieser charaktervolle Mann erhält mir auch jetzt noch seine herzliche Gesinnung, indem er mir, als seinem alten Waffengefährten, immer noch die freundlichsten Briefe mit dem kameradschaftlichen „Du" schreibt, obschon er in seiner Militärkarrière ein günstigeres Los als ich gefunden hat.

Während unseres Aufenthalts in Lemberg, der zwar nur vier Wochen dauerte, machten Appel und ich im Hause des

Kreisingenieurs Sinmayer Bekanntschaft, wo wir uns mit seiner sehr gemütlichen Gattin, seiner achtzehnjährigen Tochter und einem an Kindes Statt angenommenen zwanzigjährigen Fräulein Weyrother, tagtäglich abends herrlich unterhielten. Dazu gesellte sich noch der Adjutant des GM. v. Piccard, Oberleutnant Ballarini, welcher im Jahre 1849 als Generalmajor in Linz starb. Die Tage verflossen außerordentlich anregend, als plötzlich die hofkriegsrätliche Order erschien, daß sich unter Kommando des FM. Fürsten Schwarzenberg ein österreichisches Auxiliarkorps von vierzigtausend Mann, von Lemberg aus, zur französischen Armee nach Rußland in Bewegung zu setzen habe, um dort den Feldzug gegen die Russen mitzumachen.

Dieses Armeekorps bildete den rechten Flügel der französischen Armee und war bestimmt, nach Wolhynien zu operieren.

FML. Siegenthal wurde als Kommandant des linken Flügels, FML. Bianchi als Kommandant des rechten Flügels und FML. Frimont als solcher des Zentrums unter dem Oberkommando des Fürsten Schwarzenberg ernannt. In dieser Art marschierte das Auxiliarkorps im Juni 1812 von Lemberg nach dem russischen Gebiet.

Die ersten Tage ging der Kolonnenmarsch fast immer auf Prügeldämmen zwischen rechts und links gelegenen Sümpfen hindurch, in welchen man hie und da wilde Büffelstiere, leider außer aller Schußweite, stehen sah. Die Moräste selbst, waren jedoch für unsere Pferde und Mannschaft unzugänglich; später sahen wir Kosakenpferde samt ihren Reitern leichten Fußes, kaum über die Fesseln einsinkend, darüber hinwegeilen.

Auf diesen Prügeldämmen war der Marsch für Fußvolk, Reiterei und Artillerie äußerst ermüdend. Das Armeekorps kam daher erst am achten Tage spät abends aus diesen Defilés in die ausgebreiteten Ebenen von Wolhynien heraus. Nur selten ergaben sich bisher passende Biwaks für

die Nacht. Es wurde dann aufmarschiert, en ordre de bataille gelagert und ein Rasttag gehalten, um die gänzlich erschöpften Truppen wieder erholen zu lassen. Es ist unbeschreiblich, wie die Mannschaft nach einem Tagmarsch, in der größten Sonnenhitze auf diesen Prügelwegen, abends auf dem Lagerplatz haltmachte, auf den Boden hinfiel und in tiefsten Schlaf versank, ohne sich um das Abkochen zu kümmern. Es mußten kompagnie- und eskadronsweise Offiziere und Unteroffiziere als Wachthabende aufgestellt und selbst diese von Viertel- zu Viertelstunde abgelöst werden, da sonst sicher das ganze Korps die Aufbruchstunde verschlafen haben würde, so ermüdet und entkräftet war alles. Nach vier Stunden Rast wurde jedesmal wieder Reveille geschlagen. Auf diese Art wurden die Dammdefilés passiert.

FML. Siegenthal, welcher in der Schlachtlinie, wie erwähnt, den linken Armeekorpsflügel kommandierte, war beordert, sich mit seinen Truppen bis in die Entfernung von einer halben Stunde von dem russischen Dorfe Siginewiczi in Bewegung zu setzen und dort die weiteren Befehle des Kommandierenden, Fürsten Schwarzenberg, abzuwarten.

Als wir dieses Ortes in der angedeuteten Entfernung ansichtig wurden, bemerkten wir auch schon Kosakenvedetten auf den Höhen.

Der Armeeflügel marschierte zur Lagerung auf und postierte seine Vorpostenkette in der ausgedehnten Ebene. FML. Siegenthal nahm hinter der Mitte der Schlachtlinie unter einem Baume, der auf einer kleinen Anhöhe stand, sein Hauptquartier; von dort konnte er die ganze Gegend übersehen.

Unsere Truppen kochten ab; ermüdet von den acht strapazenvollen Tag- und Nachtmärschen, schlief außer den Vorposten das ganze Biwak.

Auch das Hauptquartier des Feldmarschalleutnants ruhte auf dem Wiesenboden hingestreckt; unsere Pferde wurden nach

ihrer Abfütterung aufgezäumt und, in eine Linie vor uns, an Pflöcke gebunden.

Unser Armeeflügel bestand aus vier Brigaden, welche von den Generalmajoren Zechmeister, Mayer, Altvater und Frehlich kommandiert wurden und aus den Infanterieregimentern Czartoryski, Beaulieu, Erzherzog Ludwig, Simbschen, zwei Bataillonen Feldjäger, zwei Grenzregimentern: Oguliner und Kreuzer; dann aus den Kavallerieregimentern Liechtenstein-, Kienmayer- und Palatinal-Husaren, Oreilly- und Hohenzollern-Chevauxlegers, Riesch-Dragonern und vier Fuß- und zwei Kavalleriebatterien.

In der Nacht, um zwölf Uhr, kam ein Korporal von Oreilly-Chevauxlegers, der in das Schwarzenbergsche Hauptquartier um Befehle abgesendet worden war, mit einer versiegelten Depesche an meinen Feldmarschalleutnant zurück. Alles schlief einen Todesschlaf; der Korporal rüttelte mich auf und übergab mir die Depesche. Ich, ganz schlaftrunken, öffnete vermöge der Vollmacht meines Generals die Order und las, daß der linke Flügel des FML. Siegenthal, um sieben Uhr früh, den von russischen Grenadieren besetzten Ort Siginewiczi mit Sturm zu nehmen, die Russen hinauszuwerfen und dort so lange zu halten habe, bis der Kanonendonner im Zentrum unserer Armee den Angriff des FML. Frimont signalisieren würde; hierauf sollte Siegenthal seinen Angriff gleichfalls fortsetzen und mit dem Zentrum gleiche Höhe im Vorrücken erhalten.

Ungeachtet meiner Schlaftrunkenheit überlegte ich doch, daß es Zeit genug wäre, um sechs Uhr meinen an meiner Seite in tiefen Schlaf versunkenen alten General zu wecken, um dann die weiteren Angriffsdispositionen zu treffen. Ich legte daher die Depesche unter die meinem Pferde abgenommene Pelzschabracke, auf welcher mein Kopf ruhte und schlief wieder fest ein.

Es war 8 Uhr früh, als heftiger Kanonendonner unseres Zentrums meinen General aus dem Schlafe weckte.

„Adjutant", rief der General, mich beim Arme schüttelnd, „ist heute nacht keine Order aus dem Hauptquartier gekommen?"

„Nein, Exzellenz", erwiderte ich, halb schlafend und mich an gar nichts erinnernd. — Der Ordonnanzkorporal, welcher die Order überbracht hatte und in unserer Nähe kampierte, trat vor und sagte zu mir: „Herr Oberleutnant, ich habe Ihnen ja eine Order gebracht, die Sie unter Ihren Kopf legten."

Jetzt fiel mir's ein, ich griff voll Schrecken unter meine Kopfunterlage und übergab die bereits geöffnete Depesche meinem General, der über meinen Leichtsinn sehr ungehalten war, die Pferde vorführen und Alarm schlagen ließ.

Das Versäumte ward durch das schnelle Vorrücken des Siegenthalschen Truppenkorps wieder eingebracht, da wir Siginewiczi von den Russen geräumt und also dort keinen Widerstand fanden, sondern erst nach zwei Stunden Marsches auf ein russisches Detachement von kaum 2000 Mann stießen, welches mit gefälltem Bajonett vom Regiment Czartoryski angegriffen und nach einem hitzigen halbstündigen Gefechte durch Oreilly-Chevauxlegers zurückgeworfen wurde.

Mein Versehen war nicht nur durch den glücklichen Erfolg wieder gutgemacht, sondern uns erwuchs noch obendrein der Vorteil, daß die Russen auf den Kanonendonner in unserem Zentrum hin, in Eile ihre Vorposten einzogen und Siginewiczi verließen, so daß wir ohne Blutverlust des Ortes Meister wurden. Von diesem Momente an, mußte ich jedoch, und zwar leider nicht ohne Grund, das Mißtrauen meines Generals in hohem Grade wahrnehmen. Durch die Intrigen des dem Feldmarschalleutnant beigegebenen Oberleutnants S. vom Pionierkorps, der auf meine Adjutantur spekulierte, wurde

diese Verstimmung gegen mich immer mehr gesteigert. Die frühere Vollmacht, Dienstpakete selbst zu öffnen, ward mir von meinem General abgenommen, was für meinen Ehrgeiz schier unerträglich war. Obrist Pausch, sowie der uns ebenfalls beigegebene Major de l'Ort des Generalstabes gaben sich alle Mühe, mein Versehen mit der allgemeinen Erschöpfung der physischen und geistigen Kräfte zu entschuldigen, da ich am Vortage immer hin und her zu sprengen hatte, um den Truppen die verschiedenen Befehle zu überbringen. S... s heimtückische Einflüsterungen vernichteten aber stets jeden Keim von Nachsicht in der Gesinnung meines Generals, welcher täglich kühler gegen mich wurde, was mich ganz mißvergnügt machte.

Da jedoch der Feldmarschalleutnant Ursache war, daß ich gegen meinen Willen von Herzog Albert-Kürassieren zu Riesch-Dragonern versetzt wurde, so bewirkte er, um das mir zugefügte Unrecht einigermaßen gutzumachen, daß ich zum Sekond-Rittmeister bei Hohenzollern-Chevauxlegers befördert wurde, was jedoch erst gegen Ende der Kampagne erfolgte. Die verlorene Gunst meines Generals machte mich aber so kleinmütig, daß ich öfters bei späteren Affären den Tod suchte, trotz aller Tollkühnheit aber nicht finden konnte.

Ich wurde in den Relationen des Feldmarschalls Schwarzenberg wegen meines tapferen Benehmens mehrmals Sr. Majestät dem Kaiser empfohlen, allein ich blieb ungetröstet.

In der Schlacht bei Wyžwa, wo unser Flügel in ein äußerst hitziges Gefecht kam, stürzte auch ich mich mit dem Regimente Liechtenstein-Husaren, welches eine russische Batterie attackierte, in das Schlachtgetümmel. Ein leichter Kartätschenstreifschuß am rechten Oberarm und ein ebenso leichter Säbelhieb in den Ballen der linken Hand war das ganze Resultat meiner Lebensverachtung.

Als wir über Kowel gegen Luck in Wolhynien vorrückten, konnten wir am jenseitigen Ufer des Styr die große Armee,

welche der russische Feldmarschall Tschitschagof aus asiatischen Gegenden in einer Anzahl von 100.000 Mann herbeiführte, mit unbewaffnetem Auge vor uns erblicken; es standen uns heiße Tage bevor.

Zum Glück erhielt das Schwarzenbergsche Auxiliarkorps den Befehl, zur großen Armee Napoleons bei Minsk einzurücken und die Operationen in Wolhynien dem zu gleicher Zeit anmarschierten sächsischen Armeekorps, unter General Reynier, zu übergeben.

Wir waren, nachdem die Sachsen unsere Positionen eingenommen hatten, eben in Bewegung gegen Minsk, wohin wir noch zwei forcierte Tagmärsche zu machen hatten, als ein sächsischer Kurier in Schwarzenbergs Hauptquartier ankam, der vom Feldmarschall Unterstützung verlangte. Reynier sei bald nach dem Abmarsche des Schwarzenbergschen Korps von Tschitschagof mit Force angegriffen und bis Kowel zurückgeworfen worden, wo er durch die überlegene feindliche Macht bald zerniert und aufgerieben sein würde.

Schwarzenberg wagte es nicht, ohne besonderen Auftrag Napoleons etwas zu unternehmen. Ich wurde daher vom Feldmarschall in das Hauptquartier Napoleons nach Minsk mit Depeschen gesendet, um weitere Verhaltungsbefehle zu erbitten.

Die Wahl fiel aus dem Grunde auf mich, weil es bekannt war, daß ich perfekt Französisch sprach.

Ich fuhr als Kurier per Post nach Minsk und kam eben zu einer Zeit im französischen Hauptquartier an, als Napoleon über die bei Minsk biwakierende große Armee Revue abgehalten hatte.

Als ich an den Platz kam, wo der große Feldherr, umgeben von seinen Marschällen, zu Pferde hielt, um die Truppen defilieren zu lassen, sprang ich von meinem Postkarren und verfügte mich zu einem der Offiziere der Suite, der mich

sogleich zum Marschall Duroc führte, dem ich meine Depesche übergab.

Dieser erste Generaladjutant Napoleons nahte sich, ebenfalls zu Pferde, dem Kaiser, wohin ich ihm folgen mußte.

Napoleon nahm gerade eine Prise Tabak aus seiner Westentasche, welche immer, wie man mir später sagte, mit Tabak angefüllt war, sah mir finster ins Gesicht, erbrach die Depesche, las sie und fragte dann: „Comment parlez vous le français?“ — Ich antwortete mit einer Verbeugung: „Parfaitement, Votre Majesté.“ — „Eh bien“ sagte der Kaiser, der abermals eine Prise aus der Westentasche nahm und verlangte von einem der Marschälle, den man mir später als Berthier bezeichnete, die Karte von Wolhynien. Dem Marschall Duroc befahl er aber, die defilierenden Truppen haltmachen zu lassen, und nun ging das Examen mit mir an.

Der Kaiser befragte mich über die bisherigen Operationen des Schwarzenbergschen Korps in Wolhynien und verfolgte mit dem Zeigefinger der rechten Hand jeden Ort, den ich ihm als unsere Angriffspunkte bei Poddubie, Wyżwa, Kowel, Luck ꝛc. benannte, auf der Karte, und sagte zuletzt: „Mon ami, vous êtes bien instruit.“ Der Kaiser wendete sich dann zu Berthier, dem er versicherte, daß Schwarzenbergs Meldungen ganz mit meinem Vortrag übereinstimmten.

Nun bedeutete mir der Kaiser sehr freundlich, mich mit Marschall Duroc nach der Stadt Minsk, vor deren Toren die Revue stattfand, zu begeben, wo ich in der Operationskanzlei die weiteren Depeschen für Schwarzenberg erhalten sollte.

„Sagen Sie Ihrem Feldmarschall,“ sprach der Kaiser zum Schlusse französisch zu mir, „daß er eilig mit seinem Korps umkehren möge und den General Reynier bei Kowel wieder flott mache. Beschleunigen Sie Ihre Reise, es hat Eile.“ — Damit war ich entlassen.

Zu Minsk, mit Marschall Duroc in der Armeekanzlei angelangt, wurde mir, während der Ausfertigung der Order an Schwarzenberg im Vorzimmer ein herrliches Dejeuner à la fourchette mit einer Bouteille Champagner vorgesetzt, und um zwei Uhr nachmittags stand die Post vor der Tür. Ich fuhr ab und war nachts elf Uhr wieder bei Fürst Schwarzenberg, der mit dem Korps gegen Minsk fortmarschiert war, worauf gleich andern Tags früh, nach Kowel zurück, aufgebrochen wurde.

Dieser Rückmarsch war für uns um so wichtiger, weil wir sonst mit der großen französischen Armee das Moskauer Winterunglück geteilt haben würden, wobei ganze Karrees der französischen Truppen an ihren Wachtfeuern dem Erfrierungstode erlagen.

Bei Annäherung des Schwarzenbergschen Korps zogen sich die Russen wieder über den Styr zurück, ohne uns abzuwarten. Wir rückten, vereint mit Reyniers Korps, abermals bis Luck vor, nahmen bei den dortigen vielen Windmühlen Aufstellung und blieben untätig stehen, bis wir von den unglücklichen Vorfällen in Moskau hörten, wo dann unsere Retirade nach Warschau begann.

Zu diesem Zeitpunkte erfolgte von Seite Bayerns die Einberufung aller Landeskinder, die in fremden Armeen dienten.

Da ich ohnedies äußerst verstimmt war, benützte ich jede Gelegenheit, mich von meinem Generale loszumachen. Feldmarschall Schwarzenberg schickte mich von Bialystok, wohin wir im Rückzuge gekommen waren, als Kurier über Warschau nach Lemberg, und von dort, nach Wien mit besonderen Depeschen an den Hofkriegsratspräsidenten Bellegarde. Ich hoffte, hiedurch auch Gelegenheit zu finden, einen Urlaub nach Bayern zu nehmen, da ich dem Könige die Bitte um meine Dispens von der Einberufung vortragen wollte.

Wegen herumstreifender Kosaken wurden immer zwei Offiziere als Kuriere bestimmt, daher auch mit mir bis Warschau ein gewisser Hauptmann Baron Reichlin kommandiert wurde.

Ich verkaufte meine drei Reitpferde an den Rittmeister Alberici von Hessen-Homburg-Husaren. Bei einer grimmigen Kälte von sechsunddreißig Grad fuhren Reichlin und ich in einem Postschlitten, in Stroh verpackt, ab.

Auf jeder Station wurde schnell gewechselt, so daß wir uns nicht einmal auszuwärmen vermochten, bis wir endlich glücklich in Warschau eintrafen.

Mit Hauptmann Reichlin, der übrigens nach langer Bekanntschaft mein Freund geworden war, hatte ich einen besonderen Vorfall erlebt, der uns beiden hätte lebensgefährlich werden können.

In der Nacht, bevor wir nach Warschau kamen, gab es eine fürchterliche Kälte. Wir lagen beide im Postschlitten, mit Stroh und Kotzen bedeckt, so ziemlich warm nebeneinander. Dem Hauptmann fiel es aber auf einmal ein, er müsse ein wenig zu Fuße laufen, da ihn zu sehr in den Füßen friere. Ich bat ihn, dies nicht zu tun, um nicht noch kälter zu bekommen, allein mein Bitten half nichts, Reichlin stieg aus und ließ mich allein im Schlitten, dem er zu Fuß nachlief. Ich vergrub mich noch tiefer in meinen Strohhaufen und lag sehr warm. Nach einer Viertelstunde Wegs war Reichlin ermattet und verlangte wieder in den Schlitten zurück. Seine vom Schnee starrenden Beinkleider und durchgefrorenen Stiefel sollten mein bequemes, warmes Lager auf einmal zerstören. Das war mir schrecklich und ich ließ es nicht zu. Wir zankten uns sehr heftig und zuletzt geriet Reichlin in die erbittertste Zorneshitze, zog seinen Degen und führte mit aller Gewalt einen Stich gegen mich, der zum Glück an meiner Seite vorbei in das Strohlager ging. Der

Postillon machte nun den Vermittler, indem er plötzlich anhielt, den Hauptmann um den Leib packte, ihn in den Schlitten warf, mit Stroh bedeckte und schnell weiterfuhr. Der Frost, der jetzt in den Schlitten gebracht wurde, machte uns beide zu weiteren Zwistigkeiten unfähig; wir zitterten wie Espenlaub, erfroren uns Nase und Füße und waren bei unserer Ankunft in Warschau ganz erstarrt. Man mußte uns aus dem Schlitten heben, ins Posthaus in eine kalte Kammer tragen, wo wir entkleidet und auf Anordnung des herbeigerufenen Arztes mit Schnee am ganzen Leib und an den Füßen äußerst schmerzlich frottiert und sodann in Pelze eingehüllt wurden. Nach zwei Stunden Ruhe waren wir wieder hergestellt, nur unsere Nasen waren vom Frost ganz entzündet.

Reichlin blieb in Warschau zurück, ich aber setzte meine Reise nach Lemberg fort.

In letzterer Stadt eingetroffen, übergab ich meine Depesche dem dort kommandierenden General der Kavallerie, Fürsten zu Hohenzollern, meinem Regimentsinhaber.

Derselbe hatte einen Tag vorher das Großkreuz des preußischen roten Adlerordens bekommen und war eben bei der Toilette, als mich der Kammerdiener meldete; es war früh acht Uhr.

Der Fürst, der mich schon von früherer Zeit her kannte, ließ mich sogleich eintreten. Er stand, mit dem Rücken gegen mich gekehrt, vor einem großen Ankleidespiegel, en pleine parade, mit dem Großkreuzbande über die Schulter.

Er sah mich durch den Spiegel eintreten, und ohne sich umzudrehen, rief er mir freundlich zu: „Mein lieber Rittmeister, wie gefällt Ihnen meine Dekoration?“ Dann wendete er sich zu mir, reichte mir die Hand, schüttelte die meinige und nahm mir meine Depesche ab.

Nachdem er von dem Inhalt Kenntnis genommen hatte, setzte er seinen Uniformhut auf und sagte zu mir: „Jetzt

gehe ich zur großen Kirchenparade. Zu Mittag speisen Sie bei mir und morgen früh können Sie mit einer Depesche von mir, die Ihnen mein Adjutant heute abend zustellen wird, weiter nach Wien reisen."

Als ich mittags zur Tafel kam, war der Fürst äußerst gnädig, drückte seine Freude aus, daß ich zu seinem Regiment avanciert sei und placierte mich an seiner Seite, wo ich während der Tafel über unsern russischen Feldzug en détail referieren mußte.

Nach aufgehobener Tafel empfahl ich mich und begab mich in das Haus meines Freundes Sinmayer, der mich herzlichst empfing und bei dem ich übernachten mußte. Wir saßen wieder alle recht fröhlich beisammen bis in die späte Nacht, erinnerten uns der früher so angenehm verlebten Stunden und schieden andern Tags mit wehmütigen Empfindungen voneinander, denn es war leider das letzte Beisammensein. Wir sahen uns nie wieder, da der brave Mann einige Wochen danach mit Tod abging und ich von seiner liebenswürdigen Familie gar nichts mehr hörte.

Mit der Depesche, welche mir der Adjutant des Fürsten Hohenzollern spät abends brachte, reiste ich andern Tags als Kurier nach Wien ab. Dort angelangt, fuhr ich geradewegs in das Kriegsgebäude am Hof, ließ mich beim Präsidenten Grafen Bellegarde anmelden, der mich sogleich empfing. Er nahm mir meine Depeschen ab und ließ nach ihrer Durchlesung seinen Wagen anspannen, um zu Sr. Majestät dem Kaiser Franz zu fahren, wohin, ihn zu begleiten, ich Befehl erhielt.

Es war zwei Uhr nachmittags. Graf Bellegarde ging mit mir, ohne alle frühere Anmeldung, geradewegs in das Kabinett Sr. Majestät. Ich blieb an der Tür stehen, während sich Bellegarde dem an seinem Schreibtisch sitzenden Kaiser näherte und ihm die von mir überbrachten Depeschen übergab.

Der Kaiser las sie, die Lektüre häufig mit anerkennenden Worten unterbrechend, welche er über das brave Benehmen des Auxiliarkorps aussprach. Dann erhob er sich vom Schreibtische und schritt, händereibend, auf mich zu. Ich trat einige Schritte vor und verbeugte mich ehrfurchtsvoll.

„Ihr habt viel ausgestanden," sprach Se. Majestät sehr huldvoll. „Schade um meine braven Leute, die ich in diesem Feldzug verloren habe. Ich werde eurer schon gedenken. Wo haben Sie das Schwarzenbergsche Korps verlassen?"

„In Bialystok, Euer Majestät," antwortete ich, „mußte aber als Kurier den Weg über Lemberg nehmen, wo ich einen Tag beim Fürsten Hohenzollern verhalten wurde."

„Eine angestrengte Reise," sagte Se. Majestät. „Sie sind doch nicht zu sehr angegriffen?"

„Nein, Euer Majestät, ich fühle mich ganz wohl."

„Freut mich," erwiderte der Kaiser, „leben Sie wohl", worauf er sich zurückzog und mit Bellegarde noch einige Worte wechselte. Hierauf verneigten wir uns und traten aus dem Kabinett.

Beim Zurückfahren in das Hofkriegsratsgebäude brachte ich im Wagen dem Präsidenten meine Bitte um dreimonatlichen Urlaub nach München vor, wobei ich denselben von meiner Einberufung als bayrisches Landeskind in Kenntnis setzte und mein Vorhaben, den König um Dispens zu bitten, mitteilte. „Es wäre mir leid," meinte Graf Bellegarde, „wenn ich einen so braven Offizier aus unserer Armee verlieren sollte," was mir sehr schmeichelhaft klang.

Andern Tags erhielt ich im Hofkriegsratspräsidium von dem Obristen Mertens meinen Urlaubspaß.

Ich verweilte noch einige Tage in Wien bei General Minutillo, wo ich täglich zu Gesellschaften geladen war. Dort

machte ich Bekanntschaft mit einem Fräulein Luise D., der Tochter eines bei Aspern gefallenen Obristen eines ungarischen Infanterieregiments. Die Mutter dieses Fräuleins lebte mit ihrer einzigen Tochter in Wien, wo sie täglich in das Minutillosche Haus kamen. Die Ärmste, nämlich das Fräulein, starb 1816 als Braut des Feldstabsarztes Dr. Währinger.

Ich trennte mich sehr schwer, als ich nach acht Tagen dieses Haus verließ, obschon ich ganz sicher auf des Königs Dispens rechnete und daher bald wieder nach Wien zurückzukehren hoffte.

Allein der Mensch denkt, Gott lenkt!

Es gestaltete sich alles ganz anders.

Schwierige Existenz im Heimatland.

Nach meiner Ankunft in München stieg ich bei meinem Onkel, dem Finanzministerialrate von Plank, Bruder meiner Mutter, ab, der mich andern Tags zum Kriegsminister G. d. K. von Triva führte.

Dieser General war damals der Liebling des Königs Max und der größte Gegner des damaligen Generalleutnants Grafen Wrede. Letzterer, damals noch wenig bekannt, hatte trotzdem einen wesentlichen Einfluß auf meine späteren unglücklichen Tage genommen. Triva war äußerst freundlich gegen mich, bezeugte große Freude darüber, daß ich, als österreichischer Kavallerieoffizier, der bayrischen Reiterei wesentliche Dienste zu leisten im stande sein würde und hieß mich sogleich mit ihm in seinem Wagen zum König fahren, um mich Seiner Majestät vorzustellen.

Der Monarch empfing mich äußerst huldvoll. Als ich dem Könige meine günstige Stellung in der österreichischen Armee vorgetragen hatte, welche mich in kurzem eine Eskadronskommandantenstelle erwarten lasse, bat ich Seine Majestät um die Erlaubnis, wieder in österreichische Dienste zurückkehren zu dürfen. Der König entgegnete jedoch ziemlich ernsten Tones:

„Mein Lieber, das kann nicht sein; ich habe beinahe alle meine Kavallerieoffiziere in Rußland eingebüßt und bedarf meiner Landeskinder selbst. Ich werde Dir auch gleich eine Eskadronskommandantenstelle geben. Der Kriegsminister wird Dir die

weitere Bestimmung eröffnen und ich werde für Dich sorgen."

Hier muß ich bemerken, daß der König Max, wenn er jemand gut wollte und geneigt war, sich immer des Wortes „Du" gegen ihn bediente, dies war, wie man mich später versicherte, ein Beweis königlicher Huld.

Mit König Max' ernsten Worten war ich entlassen und kehrte mit Triva in seine Wohnung im Kriegsgebäude zurück.

Dort machte mich der Minister mit dem Plane des Königs bekannt, nach welchem von mir in Freising ein National-Chevauxlegerregiment, ganz nach österreichischem Systeme und Reglement, und zwar zu sechs Eskadronen und einer Depoteskadron aufgestellt werden sollte. Hiezu würden die königlichen Landgerichte den Auftrag erhalten, Rekruten nach Freising zu stellen, sowie die königlichen Kriegsadministrationsbehörden angewiesen wären, Pferde einzukaufen und selbe sowie die Monturstücher, Leinwand, Zwilch, Sättel und Zeug samt Armaturen dahin abführen zu lassen, wo ein eigenes Monturskommissorium aufgestellt werden sollte. Von diesem hätte ich dann die für das neu zu errichtende Regiment erforderlichen Requisiten zu übernehmen.

Zur Realisierung dieses Planes wurde eine Frist von vier Wochen bestimmt. Da ich demnach vorderhand keine Beschäftigung in Freising gefunden hätte, erteilte mir Triva einen vierwöchentlichen Urlaub zu meiner Mutter nach Andermannsdorf, wo ich meine Einberufung nach Freising abwarten konnte.

Schon beim Zurückfahren mit Triva nach dessen Wohnung eröffnete er mir, daß ich ja keine weiteren Umstände wegen meines Übertrittes in bayrische Dienste mehr machen möge, da er des Königs festen Willen kenne und bei der geringsten Widerspenstigkeit meine Mutter ganz gewiß ihre Pension verlieren würde.

Somit blieb mir nichts übrig als auf meine Rückkehr nach Österreich zu verzichten, da ich es meiner guten Mutter als dankbarer Sohn schuldig zu sein glaubte, ihr jedes noch so harte Opfer zu bringen.

„Verlassen Sie sich auf mich" — sagte Triva — „Sie werden auch in Ihrem Vaterlande Ihre militärische Karrière machen."

Der nächste Posttag übernahm mein Quittierungsgesuch nach Wien und somit war mein Austritt aus Österreichs Kriegsheer ein fait accompli.

Wer mir vorausgesagt hätte, unter welchen Umständen ich wieder in dieses Heer eintreten würde!

Ich reiste den zweiten Tag darauf, noch in meiner österreichischen Kavallerieuniform, nach Landshut ab, besuchte dort meinen Jugendfreund Anselm Pollin, den ich seit 1799 nicht mehr gesehen hatte. Er war damals bei dem königlichen Landgerichte Landshut als Oberschreiber angestellt. Die Freude unseres Wiedersehens war unbeschreiblich; ich blieb einen ganzen Tag bei ihm, da wir uns gegenseitig so vieles mitzuteilen hatten.

Andern Tags eilte ich nach Andermannsdorf. Vor dem Pfarrhof stieg ich aus dem Wagen. Während ich über den Haushof ging, saß meine Mutter eben an einem, in diesen Hof gehenden Fenster des ersten Stockes, meine Schwester ihr zur Seite, beide mit Näharbeit beschäftigt.

„Siehe da" — sagte meine Mutter, wie sie mir nachher erzählte — „es kommt ein österreichischer Offizier, der bringt uns gewiß Nachricht von Johann."

Ich stieg die Treppe hinauf, wo meine Mutter und Schwester schon harrten, mich aber, da ich doch von den Kriegsstrapazen und militärischen Fatigen etwas gealtert und gebräunt war, gar nicht erkannten, wozu auch der Zeitraum von neun Jahren, seit ich meine Angehörigen im Jahre 1803

zum letzten Male gesehen hatte, das Seinige beigetragen haben mag.

Meine Mutter rief mir, während ich die Stiege hinaufging, entgegen: „Der Herr Offizier bringen mir gewiß Nachricht von meinem Sohn?" Ich bejahte dies, war aber von dem Wiedersehen meiner schlecht aussehenden alten Mutter so ergriffen, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr gerührt um den Hals zu fallen und zu sagen: „Ich bin es selbst, liebe Mutter!"

Die Freude war nun nicht zu schildern; die Rufe: „Mein Sohn!" „Mein Bruder!" setzten den ganzen Pfarrhof in Alarm. Aus einem der Zimmer stürzte Pfarrer Lautenschlager, aus einem anderen der Kaplan, aus der Küche die Mägde heraus, um mich, bekannt oder unbekannt, zu bewillkommnen. Wir gingen in des Pfarrers Zimmer und jetzt ging es an Fragen über Fragen; ich mußte viel erzählen, wie es mir in Rußland ergangen war. Man teilte mir die wechselnden Besorgnisse um mich mit, welche während der Feldzüge 1805, 1809 und 1812 Mutter und Schwester beunruhigt hatten. Sie wähnten mich mehrere Male tot, da so viele Gerüchte von Armeeniederlagen kaum einem anderen Gedanken mehr Raum ließen.

Freudig und mit dem wärmsten Anteil vernahmen alle, daß ich nunmehr in Bayern zu bleiben gedächte.

So verlebte ich vier Wochen äußerst angenehm in Andermannsdorf, wo mich die meisten meiner Jugendfreunde: Pollin, Schlögl und mehrere Schulkameraden aus Riedenburg, auch meines Bruders Sohn, Max, der damals noch in Landshut studierte, besuchten.

Endlich langte der Befehl des Ministers in Andermannsdorf ein, mich als Rittmeister-Eskadronskommandant nach Freising zu begeben, um dort das National-Chevauxlegerregiment aufzustellen, worüber mir auch mein Rittmeisters-

diplom zugestellt wurde. Mein Abschied aus österreichischen Diensten war mittlerweile beim Münchener Ministerium eingelaufen.

Ich reiste demnach nach Freising ab, equipierte mich dort, kaufte drei Reitpferde und begab mich dann, einer Order gemäß, nach München, um bei dem Kriegsminister von Triva die weiteren Instruktionen zu erhalten und mich dem König Max in Chevauxlegeruniform vorzustellen.

Diese Uniform war sehr elegant. Sie bestand aus einem schwarzen Tschako mit breiter, silberner Randborte und silbernen Fangschnüren, die bis auf die Brust herabreichten, wo selbe in silbernen Bouillontroddeln endeten. Am Tschako war ein weißer, schuhlanger Federbusch; weiters kam hiezu ein grünes Kollett mit krebsroten Aufschlägen und Reversen, silberne Schuppenepauletts, silberne Kartusche mit dem bayrischen Wappen von geschlagenem Silber, ein drei Zoll breites, mit Silberfäden und blauer Seide durchwirktes Riemenband, grüne Beinkleider mit zwei Reihen zollbreiter, krebsroter Streifen, endlich ein Säbel mit stählerner, blanker Scheide, woran ein silbern-blauseidenes Bouillonportepee hing, ähnlicher Säbelkuppelriemen mit zwei silbernen Löwenköpfen an den Haken und silbernen Sporen.

Der König sprach in gnädigen Ausdrücken mit mir und nahm mich beim Abschied freundlich bei der Hand:

„Wenn Du das Regiment formiert hast, und zwar mit der Sattlung, Zäumung und Packung ganz nach österreichischem System, dann mache mir die Meldung, damit Du mir das Régiment auf der Theresienwiese vorführen kannst. So oft Du nach München kommst, darfst Du jederzeit unangemeldet zu mir kommen. Triva wird Dich mit Deinen Instruktionen bekannt machen. Die Art und Weise, das Regiment zu formieren, bleibt jedoch ganz Dir über-

lassen, wenn sie auch hie und da von den Instruktionen abweichen sollte. — Nun, adieu!"

Als ich mich bei Triva meldete, übergab er mir einen Pack Instruktionen und Verordnungen, die ich, wieder in Freising angekommen, zu studieren begann.

Die mir erwachsenden Arbeiten und Verdrießlichkeiten aller Art werden jedem leicht begreiflich sein, wenn ich anführe, daß ich der einzige Offizier in Freising war, dem nur ein ausgedienter bayrischer Wachtmeister, Krenkl mit Namen, welcher früher bei Vinzent-Chevauxlegers in österreichischen Diensten eine Kapitulation vollbrachte, beigegeben war.

Ich wählte mir daher vor allem aus den jungen Rekruten, darunter Studierenden der Universität in Landshut, Leute, welche gute Schriften hatten, um sie als Chargen vorzumerken und zum Geschäft der Übernahme von Pferden, Mannschaft und Requisiten zu verwenden.

Dann nahm ich die Formierung der sieben Eskadronen vor, jede zu zweihundert Berittenen vom Wachtmeister abwärts. Für jede Eskadron bestimmte ich eine eigene Farbe der Pferde, und zwar für die erste Eskadron, die ich selbst kommandierte, lauter Rappen, für die zweite lichtbraune, für die dritte Fuchsen, für die vierte dunkelbraune, für die fünfte Schimmel, für die sechste Schecken und Falben, für die siebente, als Reserveeskadron, alle diese Farben vermengt. Die Rangierung geschah vom rechten zum linken Flügel; folglich erhielten die erste und zweite Eskadron die größten Leute und Pferde, die dritte und vierte mittelgroße, die fünfte und sechste die kleinsten, die siebente große und kleine durcheinander.

Dann bildete ich in jeder Eskadron vier Züge und teilte die Chargen gehörig ein.

Nun wurden alle Professionisten aus den Rekruten herausgezogen: Schneider, Schuster, Riemer, Sattler, Wagner, Tischler, Schmiede; jede dieser Arbeitsklassen erhielt im Schloß

zu Freising, welches mir nebst einer Stallung für vierhundert Pferde (vormalige Stallung des Fürstbischofs von Freising) zur Disposition eingeräumt war, ein eigenes großes Zimmer, oder, nach Bedarf der Profession, ein eigenes, gedecktes Lokal im Schloßhofe, sowie eine Schmiede.

Hierauf wurden Tücher, Leinwand, Zwirn, Leder, Eisen, Sättel und Riemzeug von der in Freising etablierten königlichen Ökonomiekommission gegen Quittungen in großen Quantitäten gefaßt und jeder Professionistenabteilung das Ihrige zugeteilt.

Jeder dieser Abteilungen wurde ein Wachtmeister, den ich selbst ernannte, als Vorstand zugewiesen, der für die erhaltenen Quantitäten verantwortlich war und daher seine eigenen Vormerkungen zu führen hatte, welche ich alle acht Tage revidierte.

Der Mannschaft wurde Maß genommen und nach demselben jeder Mann durch die Schneider montiert. Hemden und Gatyen wurden in natura gefaßt, die Halbstiefel durch die Schuster angepaßt. Für Armatur und Pferderüstung legte ich eigene Magazine an, aus welchen die Verteilung erfolgte.

Als jeder Mann vollständig montiert und armiert war, ging ich an die Ausrüstung der Pferde, welche mir von den königlichen Landgerichten gestellt wurden und die sowohl in den Schloßstallungen als auch in einer eigenen Kaserne in Freising untergebracht waren. Zäumung und Sattelung machten mir am meisten zu schaffen, da ich und Wachtmeister Krenkl die einzigen Sachverständigen waren, daher jedes Pferd einzeln durch unsere Hände passieren mußte. Auch die Adjustierung jedes einzelnen Mannes lag uns beiden ob. Wer derlei schwierige Aufgaben kennt, der wird sich nicht wundern, daß volle fünf Wochen verstrichen, bis alles in Ordnung war, obschon wir beide vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht damit beschäftigt waren.

Nachdem alles angezogen, die Pferde gezäumt, gesattelt und gepackt waren, fing ich den Unterricht mit den einzelnen Reitern an.

Sieben große Reitschulen, auf einer Ebene außerhalb Freising, unfern der Stadtkaserne, mit Sand angeführt und mit Planken umgeben, wie sie die österreichische Kavallerie in ihren Friedensstationen zu haben pflegt, dienten zum späteren Unterricht der Mannschaft, da ich vor allem den Unterricht mit den Chargen vornehmen mußte, um Abrichter für die gemeine Mannschaft zu gewinnen, wobei freilich, der Kürze der Zeit wegen, nur das Auf- und Absitzen, eine gerade Haltung zu Pferd, ein schöner Sitz und die Führung mittels Fußgelenks durch Reiten im Schritt, Trab, Galopp und der Karrière gelehrt werden konnte.

Ich würde ein zu großes Buch zusammenschreiben müssen, wollte ich mich diesfalls in nähere Details einlassen, daher sei es in Kürze gesagt, daß es mir mit unermüdlicher Tätigkeit gelang, nach einem Zeitraume von acht Wochen die Chargen, obschon sehr oberflächlich, doch so weit gebildet zu sehen, um jetzt durch sie unter meiner Oberaufsicht die Mannschaft vornehmen zu lassen. Ich konnte es dahin bringen, daß im vierten Monat die sieben Eskadronen, in Reih und Glied gestellt, Frontmärsche, Abschwenkungen, Aufschwenkungen, Kolonnenmärsche in allen Tempi und Reihenmärsche, wiewohl sehr mangelhaft, auszuführen vermochten.

Freilich hätte ein österreichischer Kavalleriegeneral beim ersten Blick viele Gebrechen wahrgenommen, allein das Regiment war wenigstens zu Pferd formiert und eine vollkommen befriedigende Richtung in Reih und Glied bewerkstelligt.

Meine Aufgabe war nach Möglichkeit gelöst und ich fuhr daher nach München, um den Kriegsminister Triva um Zuteilung von Offizieren zu bitten, worüber auf Befehl des Königs unter Trivas Vorsitz ein eigener Kriegsrat ge-

halten wurde, welchem der GLt. Wrede und mehrere Generale beisitzen mußten. Auch ich war vom Könige beauftragt, beizuwohnen.

Bei diesem Kriegsrate bemerkte ich leider, daß GLt. Wrede dem Minister Triva bei jeder Gelegenheit mächtig opponierte.

Alle Anträge Trivas wurden von Wrede entweder getadelt oder zurückgewiesen. So brachte ersterer die Einteilung mehrerer gedienter Offiziere von bayrischen Kavallerieregimentern in das Regiment Prinz Karl-Chevauxlegers, wie das von mir formierte Regiment in der Folge heißen sollte, in Antrag. — Wrede hingegen mit seinem bedeutenden Anhange von Generalen, wollte lauter junge bayrische Edelleute, die vor kurzem noch auf der Universität in Landshut studiert, und daher vom Kavalleriedienst gar keine Ahnung hatten, dem Regimente als Unter- und Oberleutnants zuteilen.

Gegen diesen Antrag Wredes, der mit Stimmenmehrheit angenommen wurde, protestierte ich. Da sich die Wredesche Partei durchaus nicht Trivas Vorschlag, altgediente Kavallerie-Ober- und Unteroffiziere dem Regimente als Subalterne beizugeben, anschließen wollte, ich aber von meiner Protestation auch nicht abgehen konnte, so mußte der Gegenstand dem Könige vorgetragen werden. Wrede benutzte seinen Einfluß auf den König, um ihn zu bestimmen, daß die Allerhöchste Entscheidung wenigstens nur auf die Hälfte gedienter Offiziere und auf die Hälfte Juristen und Zivilindividuen lautete.

Als mir Triva diesen königlichen Beschluß eröffnete, verfügte ich mich zu Sr. Majestät und machte dem Könige die Vorstellung, daß mir mit Offizieren, die nie bei der Kavallerie gedient hätten, gar nicht geholfen sei, da bei dem Umstande, als ohnehin nur alles mit großer Hast und daher sehr unvollständig und oberflächlich durchgeführt werden konnte, kenntnisvolle Offiziere zur Politur des noch rauhen Körpers unum-

gänglich nötig seien. Der König hörte mich ruhig an und billigte zuletzt meine Forderung, zwei Drittel gedienter und ein Drittel ungedienter Individuen als Offiziere für das Regiment zu bestimmen.

Über diesen geänderten Beschluß war Wrede höchst erbittert gegen mich. Er zeigte mir dies in hohem Grade dadurch, daß er mir in der Ratssitzung, in welcher diese Allerhöchste Willensmeinung Sr. Majestät am anderen Tage vorgetragen wurde, bitterböse zurief: „Herr Rittmeister! Diese mir von Ihnen gespielte Intrige soll Ihnen keine Rosen tragen.“ Und er hat sein Wort gehalten.

Ich entschuldigte mein Unterfangen damit, daß ich für die Errichtung des Regiments verantwortlich sei und sowohl Triva als auch einige Generale billigten meine Vorstellung, allein Wrede verließ den Sitzungssaal mit einem haßerfüllten, bösen Blick auf mich. Ich mußte mit Triva auf dessen Zimmer kommen, wo er mich über die Unbill Wredes zu trösten suchte. Der Kriegsminister lud mich auch zur Tafel ein. Nach derselben fuhr ich nach Freising zurück, da mir Triva versicherte, in einigen Tagen die Offiziere für das Regiment erwarten zu dürfen.

Ich setzte die Abrichtung der Leute und Pferde wie früher fort. Nach vier Tagen rückten von allen Seiten die für das Regiment bestimmten Subalternoffiziere ein, wobei ich vor allem darauf bedacht war, für die nicht gedienten Offiziere sogleich eine Schule zu errichten, in welcher ich selbst die Vorträge hielt, um diese Herren, welche größtenteils Juristen aber auch Handelskommis und Studenten waren, einigermaßen mit dem Kavalleriedienst bekannt zu machen.

Bald darauf erschien Major Graf Hegnenberg als Interimsregimentskommandant, ein Mann voll Biedersinn und militärischer Bildung, früher Major in einem österreichischen Kavallerieregimente. Von ihm erhielten meine bis-

herigen Arrangements volle Anerkennung und es wurde fortgefahren, auch unter seinem Regimentskommando nach meinem früheren Plane zu arbeiten.

Major Graf Hegnenberg und ich, wurden bald intime Freunde; er bewährte sich als solcher bis zu seinem Tode in der Schlacht von Hanau, worüber später berichtet wird.

Im sechsten Monat nach Formierung des Regiments erhielt Major Graf Hegnenberg die Kabinettsorder, sich mit mir an einem bestimmten Tage bei dem Könige einzufinden. Bei dieser Audienz befahl Se. Majestät, daß ihm das Regiment in acht Tagen auf der Theresienwiese bei München vorgeführt werden solle; nach der Audienz waren wir von Sr. Majestät zum Hofcercle eingeladen. Graf Hegnenberg war so loyal, den König zu bitten, daß ich, als der Errichter des Regiments, diese ehrenvolle Vorführung desselben vollziehen dürfe, worüber Se. Majestät dem Major das Allerhöchste Wohlgefallen zu erkennen gab und mir die Vorführung des Regiments übertrug.

Am Abend, während des Hofcercles, wobei auch Triva und Wrede zusammen erschienen, zeichnete mich der König sowie bei allen späteren Hofassembleen immer besonders huldvoll aus, nahm mich unter dem Arm und ging, mit mir sprechend, im Salon auf und ab und führte mich an diesem Abend auch Seiner Hoheit, dem Prinzen Karl, mit den Worten auf:

„Euer Liebden stelle ich hier den Errichter Ihres Regiments vor und Sie, Herr Rittmeister, sehen hier Ihren künftigen Regimentsinhaber."

Der junge, schöne Prinz war besonders herablassend gegen mich und sprach längere Zeit mit mir. Als sich der Köni entfernt hatte, führte er mich zu seiner Schwester, der Königin von Württemberg (Karoline, später Kaiserin von Österreich), welche im Salon, von einigen Hofdamen umgeben, traurig

und niedergeschlagen vor einem Spieltisch saß, ohne jedoch am Spiel teilzunehmen.

Diese herrliche Prinzessin, damals wegen der ungünstigen Vermählungsverhältnisse mit dem Württemberger König, die durch Napoleons Zwangsakte herbeigeführt waren, bei Hofe ziemlich vernachlässigt, unterhielt sich längere Zeit mit mir und sagte zum Abschied:

„Herr Rittmeister, ich freue mich, Sie bald an der Spitze des Regiments zu sehen."

Später fügte es sich, daß ich mit Major Hegnenberg in einen Zirkel der Generale kam, in welchem auch Triva und Wrede standen. Triva wendete sich zu mir und sagte:

„Sie werden sehen: als **Rittmeister** führen Sie das Regiment vor, als **Major** werden Sie es zurückführen."

Wrede, der diese Äußerung hörte, sah mich höhnisch ächelnd an und kehrte sich ostentativ um, gleich als wollte er sagen: daraus wird nichts.

Es ist auch nichts daraus geworden.

Ähnliche Glückwünsche von mehreren Seiten bestärkten mich in meiner dadurch hervorgebrachten Hoffnung, bald zum Major ernannt zu werden, umsomehr, als Triva an diesem Abende noch mehrmals darauf anspielte.

Andern Tags fuhren Hegnenberg und ich wieder nach Freising zurück, um alles zur Vorführung des Regiments zu veranlassen.

Die Königin Therese, die württembergische Königin Karoline und Prinz Karl sendeten nach einigen Tagen drei schöne Bänder für die drei Regimentsstandarten nach Freising. Vor dem en parade ausgerückten ganzen Regiment wurden sie durch den aus München, am fünften Tage nach dem letzterwähnten Hofcercle, in Freising angekommenen Generaladjutanten des Königs, Grafen Pappenheim, den Standarten feierlich angeheftet.

Am siebenten Tage war das Regiment auf dem Marsche nach Göding, eine Post von München, wo selbes über Nacht auf einer Wiese biwakierte, um andern Tags früh acht Uhr auf die Theresienwiese bei München abzurücken.

Dort war ein großes Zelt aufgeschlagen, unter welchem bereits der ganze königliche Hof versammelt war, umgeben von vielen Tausenden von Zusehern aus München. Dem Zelte gegenüber war das Leibregiment mit einer Musikbande en parade aufgestellt. Zwischen dem Zelte und diesem Regimente führte ich das National-Chevauxlegerregiment hindurch.

Ich ritt an der Tete. Der Stand an Subalternoffizieren war komplett, nur die Rittmeister-Eskadronskommandanten fehlten und wurden durch die ältesten Oberleutnants vertreten.

Als ich bei Seiner Majestät, dreimal salutierend, vorüber war, stellte ich mich mit gesenktem Säbel zur linken Seite des Königs, der einige Schritte vor dem Zelte zu Fuß hielt. Ich hatte seine häufigen Fragen über Offiziere, Mannschaft und Pferde zu beantworten, während das Regiment in Halbeskadronen im Schritt defilierte und die Musikbande des Leibregiments spielte, das Leibregiment selbst aber mit präsentiertem Gewehr dastand.

Major Hegnenberg, der schon früher zum König gerufen war und dort vom Pferde steigen mußte, war bemüht, die Herrschaften auf den regelmäßigen Kolonnenmarsch, auf die vortreffliche Haltung und Richtung der Mannschaft, auf die gute Zäumung und Packung der Pferde aufmerksam zu machen, und ich hörte von allen Seiten nur lebhafteste Äußerungen allgemeinen Wohlgefallens.

Ich muß gestehen, ich war selbst überrascht, mit welcher Präzision an diesem Tage die Halbeskadronen ihre Distanzen und Richtung eingehalten und wie sie fließend, ohne geringste Stockung, das Defilieren vollführt hatten.

Als mich der König mit den Worten entlassen hatte: „Herr Rittmeister, Sie haben meinem Wunsche vollkommen entsprochen, das Regiment ist brillant formiert", sprengte ich meinen fortmarschierenden Reitern nach, um das Regiment zum Aufmarschieren en fronte mittels einer Linksschwenkung zu kommandieren, was in der größten Schnelligkeit und mit der schönsten Richtung vollzogen wurde.

Ich ritt dann dem Könige, der mittlerweile in den Hofwagen gestiegen war, und auf der nämlichen Route, in der das Regiment aufmarschiert war, nachgefahren kam, im Galopp entgegen und begleitete ihn am rechten Wagenschlag längs der Regimentsfront mit gesenktem Säbel, wobei mir der König und die an seiner Seite sitzende Königin Therese die schmeichelhaftesten Äußerungen über das vortreffliche Aussehen des Regiments wiederholten.

Nachdem der königliche Wagen meinen rechten Flügel verlassen hatte und ich wieder vor die Mitte des Regiments zurückgesprengt war, kam der Kriegsminister Triva mit einem Gefolge von Generalen und Stabsoffizieren zu mir geritten, belobte mich neuerdings über das Aussehen des Regiments und verließ mich mit den Worten:

„Seine Majestät laden Sie heute mit dem ganze Offizierskorps des Regiments zur Hofsoiree."

Major Graf Hegnenberg übernahm nun wieder das Kommando des Regiments, welches er nach Göding zurückführte, wo im Biwak abgekocht wurde. Nachmittags führte ein einziger Offizier das Regiment nach Freising zurück, während wir anderen nach München ritten, dort im Gasthof zum „goldenen Adler" (Madame Albert) in der Kaufingergasse abstiegen, um zu dinieren und uns zur Hofcour für den Abend umzukleiden.

Zu jener Zeit war es Sitte, daß bei Hofcercles die Offiziere in eigenen Uniformen erscheinen mußten. Selbe be-

standen aus dreieckigen Offiziershüten mit weißen, herabhängenden Federbüschen, Fracks in der Farbe der Regimentsuniform mit der nämlichen Egalisierung wie bei den Kolletts, weißen, kurzen Beinkleidern, weißen Westen, weißseidenen Strümpfen und schwarzledernen Schuhen mit schwarzen Seidenmaschen, dann einem am Griffe vergoldeten Degen in Lederscheide an einer silbernen Kuppel und weißen Handschuhen.

Der König war abermals sehr gnädig gegen alle Offiziere des Regiments; wir wurden von allen Prinzen und Prinzessinen des Hauses mit seltener Herablassung und Freundlichkeit ausgezeichnet.

Alles gratulierte mir zum Major, nur GLt. Wrede ah mich gar nicht an und zeigte mir bei jeder Gelegenheit die ausgesprochenste Abneigung.

Einige Tage später, als wir uns schon in Freising im Regiment herumtummelten, kamen die für das Regiment bestimmten Rittmeister-Eskadronskommandanten sämtliche von anderen Chevauxlegerregimentern, wo sie bisher als Oberleutnants dienten, nunmehr avanciert nach Freising, um ihre Eskadronen zu übernehmen. Major Hegnenberg teilte ihnen ihre Eskadronen zu, wonach ich, als ältester Rittmeister, die erste erhielt. Wir standen noch zwei Monate in Freising, exerzierten täglich im ganzen Regiment, fuhren alle Samstag zu den Hofcercles nach München und lebten recht angenehm.

Um diese Zeit kam der dermalige Kreispräsident von Kempter, welcher damals noch als Jurist in Landshut studierte, und dessen Bruder Johann, den ich später in Brixen als Kommunalverwalter wiedersah, mit ihrem jüngsten Bruder Josef nach Freising, um letzteren als Kadetten im Regiment enrollieren zu lassen, wo er bei meiner Eskadron eingeteilt wurde.

Dieser achtzehnjährige Jüngling, schön wie Milch und Blut, wurde bald Junker und avancierte später bis zum

Rittmeister im Regiment. Später wurde er dann als Major außer Dienst pensioniert und starb im Jahre 1853 in Landshut.

Plötzlich verbreitete sich die Nachricht aus München, daß der Kriegsminister Triva beim König durch Wredes Intrigen in Ungnade gefallen und pensioniert worden sei.

Warum, blieb uns allen ein Geheimnis; selbst Triva, dem ich noch vor seinem Abtreten in München meine Aufwartung gemacht habe, äußerte sich nur in folgenden Worten gegen mich:

„Lieber Rittmeister! Intrigen und Kabalen des GLt. Wrede haben meinen Sturz herbeigeführt. Ich bedaure nur Sie, denn auch Sie werden als ein von mir protegierter Offizier bald die traurigen Folgen dessen zu fühlen haben."

Und Triva hatte wahr gesprochen, wie es sich später zeigte.

Wrede wurde Kriegsminister. Sein erstes Manöver bestand darin, daß er den Obristleutnant Baron W. von Kronprinz-Chevauxlegers als Obristen-Regimentskommandanten, den Major K. vom Gendarmerieregiment als Obristleutnant im Regiment ernannte, wodurch, da Hegnenberg auch bei uns blieb, mir das gehoffte Avancement zum Major gesperrt war.

Nun fingen die Schikanen gegen mich an.

Obrist W. war ein stolzer und boshafter Mann, ein abgesagter Feind aller Österreicher; er hatte in der bayrischen Armee den Ruf, ein herzloser Sekierer zu sein. Im Auftrag Wredes hob er gleich bei seinem Kommandoantritte das österreichische Kavalleriesystem auf, nach welchem das Regiment von mir organisiert war und führte das alte bayrische Kavalleriereglement ein. Sein erster Regimentsbefehl stellte die von mir eingeführte österreichische Zäumung, Sattelung und Packung ab und ordnete die bayrische Methode an.

Sein zweiter Regimentsbefehl gab die Rangsordnung der Rittmeister-Eskadronschefs bekannt, wonach ich der jüngste Rittmeister werden sollte, weil den früheren bayrischen Oberleutnants der Rang vor mir gebühre, da ich erst kurz in bayrischen Diensten sei. Ich sollte daher die erste Eskadron abgeben und die Reserveeskadron übernehmen.

Verletzt durch diese Verfügungen, erbat ich Urlaub nach München, begab mich zuerst zum Kriegsminister Wrede, meine Beschwerde vorzutragen, der mich aber stolz und höhnisch zurückwies, sodann direkt zum König.

Seine Majestät ließ mich augenblicklich vor und war über meinen Bericht nicht wenig erstaunt, da er von diesen Verfügungen gar keine Wissenschaft hatte. Er entließ mich mit der gütigen Versicherung, daß die Sache bald wieder in Ordnung sein würde.

Schon war ich an der Kabinettstür, als mich der König noch einmal zurückrief und mir befahl, nur in meiner Eskadron, nämlich in der ersten, die ich nicht abgeben sollte, das österreichische Kavalleriesystem beizubehalten, da sich Seine Majestät selbst von der Zweckmäßigkeit überzeugen wolle.

Der König ließ bei meinem Weggehen den Minister Wrede durch einen Flügeladjutanten rufen, ich aber reiste sogleich wieder nach Freising zurück und zeigte dem Obristen W. an, was der König mir bedeutet habe. Dies paßte dem letzteren nicht in den Kram; er erwartete daher vorerst die weiteren Orders aus München, welche auch am zweiten Tage wirklich beim Regimentskommando, ganz nach des Königs mündlichen Andeutungen, einliefen. Ich blieb demzufolge erster Rittmeister im Regiment und meine Eskadron behielt ihren österreichischen Organismus.

Neuerdings ein Greuel für Wrede und Obrist W.

Sechs Wochen später, erhielt das Regiment Order, in das Lager bei München zu rücken, wo unter dem Kommando

des Generalleutnants Wrede ein Armeekorps von 40.000 Mann aufgestellt werden sollte, welches, gegen Österreich bestimmt, nach Braunau marschieren sollte.

Der erste Marsch von Freising nach München lieferte einen genügenden Beweis der Richtigkeit meiner Opposition gegen das altbayrische Kavalleriesystem. Meine Eskadron zählte nicht ein einziges gedrücktes Pferd, während die übrigen fünf Eskadronen (die siebente blieb als Depot in Freising zurück), jede zu zehn bis fünfzehn an den Widerristen und am Rücken aufgedrückte Pferde nach diesem einzigen Marsche aufwiesen.

Die Infanterie bezog auf der Theresienwiese ein Lager, die Kavallerie hingegen in der Umgebung Münchens Kantonierungen, von wo aus täglich zu den Manövern auf diesen Lagerplatz marschiert werden mußte.

Anfangs manövrierte das Regiment Prinz Karl-Chevauxlegers täglich für sich allein, so wie jedes der übrigen Chevauxlegerregimenter, welche zu diesem Armeekorps bestimmt waren; erst später sollten gemeinschaftliche Manöver mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie ausgeführt werden.

Der König wohnte täglich dem Exerzieren der einzelnen Kavallerieregimenter bei und bemerkte, daß die erste Eskadron von den Prinz Karl-Chevauxlegers, so oft ein Frontmarsch mit dem ganzen Regiment gemacht wurde, immer in ihrer Richtung und geschlossen beisammen blieb, während die anderen Eskadronen auseinanderflatterten und kein Mann im stande war, sein Pferd in der Richtung zu erhalten. Diesen nämlichen Fehler beobachtete der König auch bei den übrigen Chevauxlegerregimentern.

Nach einem dieser Manöver rief mich der König zu sich und befragte mich über die Grundursache dieser auffallenden Differenz.

Ich setzte dem König die Nachteile der bayrischen Zäumung praktisch auseinander, zeigte, wie bei dem bayrischen System die Stangen alle durchfielen, weil sie entweder zu hoch oder

zu tief im Maule des Pferdes eingelegt waren, wodurch die Wirkung auf die Ganaschen gänzlich aufhöre und der Mann nicht mehr Meister seines Pferdes sein könne.

Um dem König auch Beweise der schlechten Sattlung und Packung nach bayrischem System geben zu können, bat ich den König, nach dem nächsten Manöver alle Eskadronen absatteln zu lassen, wobei sich zeigen dürfte, daß sich kaum zehn Pferde pro Eskadron ohne jämmerliche Druckschäden vorfinden würden.

Einzig und allein war dies dem Umstande zuzuschreiben, daß die Sättel nach bayrischem System nicht in der Mitte des Pferderückens auf die wohlausgestreifte Pferdedecke, sondern zu viel gegen den Widerrist gelegt und der Schweifriemen nicht genügend kurz angezogen wurde, um das Vorrutschen des Sattels zu verhindern; daß ferner die Mantelsäcke nach bayrischem System gleichmäßig voll angepackt und nicht, wie nach österreichischem, in der Mitte hohl gelassen wurden, damit der Mantelsack durch den mittleren Packriemen am Sattel aufgezogen und dadurch das Aufliegen auf dem Rücken des Pferdes vermieden bleibe. Man suche diese Pferdedrücke sorgfältig zu verbergen und sattle daher immer wieder auf die Druckschäden, wodurch das Übel in so hohem Grad vergrößert werde, daß in kurzem ganze Eskadronen undienstbar sein dürften.

Auf Grund dieser von mir erhaltenen Aufklärungen, die ich dem König zur Rettung meiner Ehre und zur Entwaffnung meiner Feinde geben mußte, befahl Seine Majestät eines Tages die Ausrückung aller sieben bayrischen Chevauxlegerregimenter; ihr wohnten der König, der Prinz Karl, Generalleutnant Wrede und andere bayrische Generale bei.

Jedes Regiment mußte anfangs eine Attacke produzieren.

Die sechs Chevauxlegerregimenter, welche noch vor kurzem aus Rußland mit zwei Dritteln Verlust an Mannschaft

und Pferden zurückgekommen und daher mit Rekruten und Remonten ergänzt waren, hatten wenigstens noch ein Drittel alter Mannschaft und Pferde, während die Prinz Karl-Chevauxlegers lauter Rekruten und Remonten hatten. Bei der nach der Reihe erfolgten Produktion der ersteren gingen ohne Ausnahme bei dem sogenannten Chok der Attacke (letzter Preller in Karrière) fast alle Pferde durch; es wurde Appell geblasen, jedoch nur wenige kamen zurück, da die Mannschaft nicht mehr im stande war, ihre Pferde zu halten, sondern diese schnurstracks ihren Kantonierungsstationen zuliefen. Unter den Ausreißern waren sogar viele Offiziere.

Nun kam die Reihe an unser Regiment.

Ich erinnerte meine auf österreichisch gezäumte Eskadron, ihre Pferde wohl im Zügel zu halten, hübsch aneinander geschlossen zu bleiben, sich beim Chok nicht zu erhitzen und auf „Appell" schnell zurückzukehren.

Meine Eskadron blieb auch wirklich gut beisammen; die übrigen fünf Eskadronen prellten auseinander und teilten gleiches Los mit den anderen Chevauxlegerregimentern, wo auch nur wenige Leute auf den Appell zur Estandarte zurückgelangten.

Dagegen fehlte von meiner Eskadron kein Mann; alles staunte über die Vorteile der österreichischen Zäumung. Ich selbst hatte es nicht so vollkommen erhofft.

Der König sprengte heran und rief mir laut zu: „Herr Rittmeister Grueber, Sie haben recht, die bayrische Zäumung taugt nichts; die österreichische Kavallerie ist eine ausgezeichnete, weltberühmte Truppe. Ich werde auch in meiner Armee das österreichische System einführen lassen."

Ich bemerkte bei diesem Anlaß in Wredes Mienen Grimm und Wut; mit flammenden Blicken ritt er an meiner Eskadron vorüber.

Für den morgigen Tag wurde abermals eine Ausrückung der Chevauxlegerregimenter angeordnet; die Reste der zu ihren Eskadronen zurückgekehrten Mannschaft rückten in ihre Kantonierungen ab. Ich allein führte meine Eskadron vollzählig dahin.

Auf allen Gesichtern las ich Neid und Haß gegen mich, nur der König, der mit seiner Suite eine Weile neben meiner Eskadron ritt, sprach sich sehr wohlwollend gegen mich aus.

Andern Tags ließ der König die sieben Chevauxlegerregimenter auf dem Lagerplatz en fronte aufstellen, ließ die Glieder öffnen und befahl, abzusatteln.

Nun war mein Sieg vollständig erfochten. Jedermann war betroffen von dem, was man jetzt sah. Fast alle Pferde waren schändlich aufgedrückt. Die Widerriste der Pferde waren größtenteils hoch angeschwollen, die Rücken fast durchgehends mit Eiter belegt, ein fauliger Gestank verbreitete sich in den vom König durchrittenen Gliedern. Nur meine Eskadron stand rein und ohne die geringste Verletzung da.

Selbst Wrede mußte jetzt gestehen, daß die schlechte Sattlung und Packung bei allen übrigen Eskadronen unverkennbar sei. Der König ritt, mit seiner rechten Hand immer an den Schenkel schlagend, durch die geöffneten Glieder; mit Recht konnte man die Eskadronen mehr als zur Hälfte undienstbar erklären.

Vor meiner Eskadron machte der König halt und sagte, sich zu Wrede wendend:

„Nun, lieber Wrede, werden wir doch die österreichische Packung und Sattlung als zweckmäßiger erkennen.“

Wrede stimmte mit verbissenem Zorn dem Ausspruche des Königs bei und ließ auf dessen Befehl wieder satteln und einrücken.

Die Manöver wurden eingestellt; die Kavallerieregimenter erhielten Befehl, ihre maroden Pferde vor allem heilen zu

lassen. Die ganze Lagerzeit über, welche noch vier Wochen dauerte, und während welcher Zeit, wie gesagt, alle Kavalleriemanöver eingestellt waren, sah man nur Infanterie und Artillerie in Tätigkeit. Meine Eskadron mußte die Ordonnanzen für die verschiedenen Generale u. s. w. stellen. Die anderen hatten gefüllte Marodenställe.

Der königliche Erlaß, daß, von nun an, bei der ganzen bayrischen Kavallerie Zäumung, Packung und Sattlung nach österreichischen Vorschriften einzuführen sei, machte eine fürchterliche Sensation in der Armee. Niemand konnte es entgehen, daß ich mir durch mein zweckmäßiges Verfahren Feinde über Feinde geschaffen hatte, welche mir unter dem Schutze eines so mächtigen Gönners wie Generalleutnant Wrede, früher oder später, sehr gefährlich werden mußten.

Die ganze bayrische Kavallerie war kompromittiert; alle Offiziere faßten einen Haß gegen mich, den sie bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen beflissen waren. Während meiner kaum zweijährigen Dienstzeit in Bayern wurde ich zu 21 Duellen hingerissen, indem man keinen Anstand nahm, mich wiederholt auf die empörendste Art zu beleidigen. Auch Wrede, welcher die Bloßstellung seiner Person nicht mit Stillschweigen ertragen konnte, äußerte öffentlich: „daß eine Zeit herannahen würde, wo des Österreichers Hochmut zu Falle kommen müsse."

Dies war Ermutigung genug für meine Feinde, die überzeugt sein konnten, daß Wrede ihnen immer die Stange halten würde, geschehe, was da wolle. Man nannte mich, obschon ich ein geborener Bayer war, nur mehr den österreichischen Windbeutel.

Einige bald darauf erlebte Auftritte will ich in nachstehendem darstellen:

Das erste Duell ward mir am zweiten Tage nach der vom König verfügten Absattelung der Regimenter zu teil.

Ich ging nämlich am Abend in das Hotel zum „goldenen Hahn“ in der Sendlingergasse, um dort zu soupieren. Bei meinem Eintritte in das Speisezimmer fand ich mehrere Kavallerieoffiziere an einem Tisch sitzen, die ich begrüßte, worauf ich mich zu ihnen setzen wollte. In einem Nu standen sie alle auf und schrieen dem Oberkellner zu: „Sperre uns ein anderes Zimmer auf, wo kein österreichischer Wind bläst“. Zum Beweis, daß alles schon früher verabredet war, möge dienen, daß sämtliche gleichzeitig das nämliche schrieen.

Ganz natürlich packte ich gleich den nächstbesten Schreier, einen gewissen Oberleutnant Baron L. von Kronprinz-Chevauxlegers, um ihn über diese Unart zur Rede zu stellen. Jetzt versammelten sich alle sogleich um mich und fingen, über die österreichischen Windbeuteleien, zu schimpfen an. Einige Minuten später standen sich L. und ich im großen Vorsaale mit eingelegten Säbelklingen gegenüber. Nach einem halbstündigen Kampf hieb ich ihm eine tüchtige Schramme über das Gesicht. Wir kehrten wieder ins Speisezimmer zurück, wo sich der Verwundete verbinden ließ; dann ritten alle samt und sonders mit dem Blessierten weg und ließen mich allein im Gasthofe zurück.

Ärgerlich über dieses insolente Benehmen, ging ich in mein Quartier, welches ich, eine Viertelstunde außerhalb München, im Schlosse des pensionierten bayrischen Obristen Grafen Buttler hatte.

Andern Tags früh, als ich eben das Bett verließ, stürmte Rittmeister Graf Ln. mit dem Leutnant Baron St., beide von unserem Regiment, in mein Zimmer, um mich herauszufordern, da ich gestern beim „goldenen Hahn“ das Prinz Karlsche Offizierskorps als „Esel“ beschimpft haben sollte. Die Sache verhielt sich aber anders.

Ich hatte den Oberleutnant L. über die mir von allen Seiten widerfahrene Beleidigung zur Rede gestellt, worauf mir

derselbe den Vorwurf machte, daß ich mit meinen österreichischen Windbeuteleien den König angestiftet habe, indem ich ihn glauben machte, daß nur die Österreicher reiten könnten. Auf dieses erwiderte ich nur, daß die Kavalleriemanöver der ganzen Zuseherwelt den glänzenden Erfolg der österreichischen Reitkunst vor Augen geführt hätten. Selbst Offiziere von Prinz Karl-Chevauxlegers, welche ihre Pferde nach bayrischem System gezäumt hatten, blieben bei den Attacken nicht mehr Meister ihrer Pferde, sondern jagten mit dem übrigen Schwarm der Ausreißer ihren Ställen zu, weil die Pferde machten, was sie wollten. Meine nach österreichischem System gezäumte Eskadron hatte ja meine Behauptungen vollkommen gerechtfertigt; wer das nicht anerkennen wolle, müsse im Hirn verschlagen sein.

Diese meine, in aufwallendem Zorn ausgestoßenen Reden wurden noch am nämlichen Abend den Prinz Karlschen Offizieren mitgeteilt, daher rührte diese Beschuldigung.

Ich kleidete mich an, wiederholte, was ich gestern zu L. gesagt hatte, ging mit Ln. und St. zu Rittmeister Sch., der im nämlichen Schloß sein Quartier hatte, und bat ihn, mir zu sekundieren. Im Schloßgarten legten wir unsere Klingen ein. St. wurde von mir in den rechten Arm gehauen, so daß ihm der Säbel entfiel.

Ln. als St . . s. Sekundant forderte mich hierauf für Nachmittag. Um 3 Uhr stand er mir mit seinem Sekundanten, Oberleutnant Baron W., unseres Regiments, im nämlichen Schloßgarten gegenüber. Auch er wurde mit einem tüchtigen Säbelhieb auf die rechte Hand abgeführt.

Am Abend dieses Tages ging ich mit der Familie Tuschl im Hofgarten promenieren. Da polterten uns zwei Kavallerieoffiziere von Kronprinz-Chevauxlegers, Rittmeister S. und Leutnant H. nach und sagten ganz laut: „Das ist wahr, zum Courmachen taugen die österreichischen Windbeutel

prächtig, aber wenn sie raufen sollen, verkriechen sie sich lieber unter die Weiberröcke."

Dies war unverkennbar auf mich gemünzt; ich wendete mich daher um:

„Meine Herren, ich bitte, mich hier in Ruhe zu lassen; ich stehe Ihnen morgen zu Diensten; sie wissen, wo ich bequartiert bin."

„Gut", schrie S., „morgen um acht Uhr früh in Ihrem Quartier"; damit entfernten sich die Beiden.

Andern Tags zur Stunde fanden sich diese zwei Offiziere auf meinem Zimmer ein. Wir gingen hierauf in den nahen Schloßgarten. S. erhielt nach kurzem Gefecht einen Hieb in die rechte Schulter. Beim Auseinandergehen fragte ich S., warum er mich denn eigentlich gefordert habe, worauf er mir trotzig erwiderte: „Weil Sie uns alle beim König für Dummköpfe erklärten."

Zu Mittag speiste ich, wie gewöhnlich, beim „goldenen Adler" an der table d'hôte. Mehrere Kavallerieoffiziere verschiedener Chevauxlegerregimenter, welche sonst nie hier waren, kamen an diesem Tage auch dahin. War es zufällig oder planmäßig, das weiß ich nicht, doch vermute ich letzteres, weil sie kaum Platz genommen hatten, als sie schon zu Beleidigungen gegen mich schritten. Sie knöpften ihre Uniformen auf und riefen laut: „Oberkellner, mache die Fenster auf, damit der österreichische, schwüle Wind, der am Tisch weht, leichter hinaus kann."

Ich merkte wohl, daß es mich anginge, blieb aber stumm und aß ruhig meine Suppe.

Da schüttete Rittmeister P. von König-Chevauxlegers, der mir vis-à-vis saß, sein Glas Wein absichtlich vor meinen Teller hin, mit den Worten: „Nach Wind folgt Regen, da kann sich der österreichische Kerl baden."

Jetzt übermannte mich die Hitze, ich erwiderte mit einem anderen Schimpf.

Nun gab ein Wort das andere, zuletzt wurde, für vier Uhr nachmittags, das Rendezvous beim chinesischen Turm im Englischen Garten bestimmt, wo ich es mit mehreren von ihnen zu tun bekommen sollte.

Ich entfernte mich, suchte Rittmeister Sch. als Sekundanten auf, und Schlag vier Uhr fanden wir uns an Ort und Stelle ein, wo sich fünf Offiziere, unsrer harrend, schon früher versammelt hatten.

Rittmeister P. stellte sich mir als erster, mit entblößtem Säbel, gegenüber. Beim zweiten Gange flog seine Mütze vom Kopf, er stürzte mit einem tüchtigen Hieb über die Stirne zu Boden. Der mitgebrachte Feldarzt trug ihn mit den anderen Offizieren in den Turm, um ihn zu verbinden.

Kaum war P. gefallen, als Rittmeister M. seine Stellung mir gegenüber nahm. Es währte kaum fünf Minuten, so lag sein Säbel auf der Erde und ein tiefer Hieb in den rechten Arm machte ihn kampfunfähig.

Jetzt eilte mir Oberleutnant Graf T., mit zwei Pistolen, wütend aus dem Turme entgegen und forderte mich auf, mich auf 15 Schritt mit ihm zu schießen. Mein Sekundant debattierte mit T. über den ersten Schuß, welchen letzterer in Anspruch nahm, da ich die Veranlassung zum Duell gegeben habe. Ich erwiderte auf seine Behauptung, daß P. mich durch das Hingießen des Weines beleidigt hatte. Um nicht lange zu streiten, schlug ich Losen vor. Das Los fiel für T., welcher schoß, aber fehlte; meine Kugel traf besser, sie zerschmetterte ihm den rechten Arm.

Nach diesem siebenten Duelle hatte ich einige Zeit Ruhe, was ich der späteren Audienz beim Könige zuschrieb, wovon ich gleich berichten werde.

Fast täglich sah ich mich von Offizieren meines oder anderer Regimenter beunruhigt; wollte ich nicht alle Tage Stänkereien ausgesetzt sein, so blieb mir nichts übrig, als

alle Gesellschaften zu meiden, in denen ich mit Kavallerie-offizieren zusammentreffen konnte.

Ich verkehrte daher hauptsächlich mit der Familie Tuschl. Herr von Tuschl war Ministerialsekretär und hatte eine Schwester meines ehemaligen Hofmeisters Lautenschlager zur Frau; er wohnte mit drei recht artigen Töchtern, Luise, Amalie und Kathi im Hotel zum „goldenen Adler". Dort brachte ich immer meine Freistunden zu, besuchte mit ihnen die schöne Umgebung Münchens und lebte, so lange das Lager dauerte, ganz abgeschlossen von jeder Offiziersgesellschaft.

Da ich dessenungeachtet während der Lagerzeit die obenerwähnten Duelle zu bestehen hatte, in denen ich das Glück hatte, meine Gegner immer mit blutigen Merkmalen wegzuschicken, so gab es natürlich hierüber viel Gerede, welches auch dem Könige zu Ohren kam.

Ich wurde eines Tages plötzlich durch einen Flügeladjutanten zu Sr. Majestät gerufen.

Bei meinem Eintritte in das Kabinett sagte mir der König in etwas barschem Tone:

„So wie ich hören muß, hauen Sie meine Offiziere brav zu Krüppeln zusammen; ist das vielleicht in der österreichischen Armee so Sitte?" —

Ich erwiderte: „In der österreichischen Armee ist es nicht zulässig, daß ganze Truppenkörper über einen Kameraden, gleich wie auf ein gehetztes Wild herfallen, um ihm den Garaus zu machen. Man schlägt sich dort, wenn es die Ehre erfordert, ohne gezwungen zu sein, sich täglich vor Hinterhalt sichern zu müssen.

Alle Offiziere der bayrischen Kavallerie haben sich gegen mich verschworen, weil sie sich durch Eurer Majestät Anordnung, das österreichische Kavalleriesystem einzuführen, kompromittiert glauben und

mich für die Urquelle ansehen, aus welcher Eure Majestät die Allerhöchsten Beschlüsse geschöpft haben. Täglich muß ich den darauf angelegten Plänen, mich entweder aus der Welt zu schaffen oder mich zum Krüppel zu hauen, mit gezogenem Säbel entgegentreten, da ich selbst in meinem Quartiere keine Ruhe habe. Man fordert mich durch die beleidigendsten Worte zu Duellen heraus, denen ich als Ehrenmann nicht ausweichen kann."

Nun erzählte ich alle bisherigen Zweikämpfe, wie sie oben geschildert sind und fügte zum Schlusse nur noch bei, daß Generalleutnant Wrede an der Spitze dieser feindlichen Bewegung stehe.

Der König, der mich anfangs mit „Sie" anredete, was ein Zeichen war, daß er gegen mich eingenommen sei, stand von seinem Sitze auf, nahm mich bei der Hand und sagte, gnädig wie immer:

„Lieber Grueber! Sei ruhig, ich werde der Sache noch näher auf den Grund sehen und Du kannst auf deines Königs Schutz rechnen."

Mit dieser Versicherung verließ ich das Kabinett; ich hörte noch den Auftrag des Königs an den Flügeladjutanten, daß man sogleich um den Generalleutnant Wrede schicken solle.

Was dann weiter verfügt wurde, weiß ich nicht, nur erfuhr ich später, daß andern Tags die Regimentskommandanten der sieben Chevauxlegerregimenter zu Wrede zitiert wurden, worauf mehrere Offiziere zu ihren Obristen berufen worden waren. — Für mich blieb alles ein Geheimnis, außer daß ich, von jener Zeit an, unangefochten blieb, selbst wenn ich in größere Offiziersversammlungen kam. Ich vermutete demnach, daß der König irgend eine bestimmte Order gegeben hatte.

Nach der vierten Lagerwoche erhielt Wrede den Befehl, mit der Armee nach Braunau abzumarschieren, und dort

gegen den österreichischen General FML. Fürsten Reuß-Greiz, der von Wien ein Armeekorps gegen Bayern führte, feindliche Stellung zu nehmen.

Der Aufbruch geschah an einem schönen Septembermorgen des Jahres 1813; ganz München war auf den Lagerplatz ausgewandert, um uns Lebewohl zu sagen. Wir defilierten vor dem König und marschierten dann, von Münchener Herren und Damen eine Strecke begleitet, gegen Braunau.

Auch ich war, an der Tete meiner Eskadron, von der Familie Tuschl umgeben, bis wir uns nach einer Stunde Wegs trennten, von welchem Moment an ich diese liebenswürdige Familie nie mehr wiedersah.

Herr von Tuschl starb im Laufe dieses Jahres; ich hörte später, daß auch seine Frau bald darauf mit Tod abging, die Mädchen sich aber alle verehlichten.

Wir machten bis Braunau forcierte Märsche. Unsere Kavallerie, welche seither die österreichische Sattlung und Packung beibehalten mußte, sah endlich die Vorteile derselben selbst ein, da sie, ungeachtet der angestrengten Tagmärsche, nur sehr wenig gedrückte Pferde als Marode mitführen mußte.

Vor Braunau sollte die Vorpostenlinie, dieses Städtchen im Rücken behaltend, aufgestellt werden, wozu Wrede das Leib-Infanterieregiment und Prinz Karl-Chevauxlegers bestimmte.

Von diesen beiden Regimentern stellte sich ein Bataillon und eine Eskadron auf dem rechten Innufer auf österreichischem Boden, ungefähr eine Stunde Wegs von Braunau, als Vorpostenkette auf; die übrigen Truppen biwakierten am linken Ufer hinter Braunau, wo Wrede sein Hauptquartier in einem Schlosse, unfern des bayrischen Ortes Thann, nahm.

Mir wurde die Ehre zu teil, bei der Vorpostenkette mit meiner Eskadron den Anfang zu machen. Ich stellte

mich demnach à cheval der nach Linz führenden Chaussee auf einem Felde auf.

Mein linker Flügel lehnte sich an das Bataillon des Leib-Regimentes, mein rechter war durch den Inn gedeckt. Ich poussierte von meinem Gros einen Leutnant mit seinem Zuge auf geeignete Distanz vor und ließ von diesem die einzelnen Vedetten unterhalten. Sodann beritt ich das Terrain, um Situationskenntnis im Falle eines Angriffes zu gewinnen. Während dieser Rekognoszierung kam ich in ein vom Feinde nicht besetztes Dorf, in dessen ersten Häusern ich Erkundigungen einzog und erfuhr, daß die österreichischen Vorposten eine Stunde Wegs von hier hielten. Ich ritt in den Pfarrhof, wo ich vom Ortspfarrer sehr freundlich aufgenommen wurde. Aus seinem Zimmer beobachtete ich mit dem Tubus ganz deutlich, wie, ungefähr eine halbe Stunde vom Orte entfernt, österreichische Ulanen eine Vedettekette gebildet hatten.

Der Pfarrer gab mir Auskunft, daß hinter diesen Vedetten, von einem kleinen Wäldchen gedeckt, eine Eskadron von Albert-Kürassieren und vier Eskadronen Meerveldt-Ulanen im Lager stünden, weiter rückwärts das Fürst Reußsche Armeekorps in Kantonierungen liege.

Wie schwer fiel es mir, einer Abteilung des Regimentes als Feind gegenüberzustehen, in welchem ich meine militärische Laufbahn begonnen und so angenehm gedient hatte. Das Regiment Albert-Kürassiere stand zwar bei Leipzig, wie ich später erfuhr, aber selbst bei dieser detachierten Eskadron konnte ich manchen guten Freund unter den Offizieren vermuten. Noch übler wurde mir zu Mute, wenn ich dachte, daß ich mit diesen weltberühmten Reitern zusammenstoßen würde, welche meine noch wenig eingeübte Eskadron schlimm zurichten konnten, so daß meine Ehre und Reputation auf dem Spiele stand.

Ich ritt, nachdem ich vom Pfarrer Abschied genommen hatte, zu meinen Vorposten zurück, belehrte sie für alle Fälle

eines feindlichen Angriffes und begab mich dann zum Gros meiner Eskadron.

Der erste Tag ging ruhig vorüber.

Andern Tags, als kaum der Morgen zu grauen begann, hörte ich auf meinem rechten Flügel lebhaftes Plänklerfeuer.

Ich ließ meine Eskadron aufsitzen, nahm den Oberleutnant Baron Weichs mit seinem Zuge und trabte vor, um zu sehen, was es eigentlich gäbe. Bei der Annäherung an unsere Plänkler konnte ich im Halbdunkel des Morgens mit Mühe ausnehmen, daß die vermeintlichen feindlichen Plänkler Kasketts mit weißen Federbüschen trugen; ich war sofort von dem Obwalten eines Mißverständnisses überzeugt.

Das Regiment Prinz Karl-Chevauxlegers hatte nämlich Tschakos mit weißen Federbüschen, die übrigen sechs Chevauxlegerregimenter aber Kasketts mit solchen Büschen. — Meine Rekruten hielten an dem düsteren Morgen diese Kopfbedeckung für österreichische Helme, da sie noch nie einen österreichischen Reiter gesehen hatten. So geschah es, daß eine aus dem Wredeschen Hauptquartier ausgeschickte Streifpatrouille von Kronprinz-Chevauxlegers verkannt und ohne weiteres mit Plänklerfeuer empfangen wurde, was die vermeintlichen Gegner, von gleichem Irrtum befangen, lebhaft erwiderten.

Ich sprengte schnell zum bayrischen Offizier vor; das Mißverständnis war bald behoben, nur hatte solches die unangenehme Folge, daß auch die feindliche Kavallerie alarmiert wurde und einige Abteilungen österreichischer Ulanen gegen uns vorrückten, welche sich jedoch nur in der Ferne aufstellten, ohne sich in eine Plänkelei einzulassen.

Ich führte meine Vedetten auf ihre Linie zurück und stellte das Feuern ein; die bayrische Streifpatrouille kehrte mit uns zurück.

Am vierten Tag, nachdem wir die Vorposten bezogen hatten, kam ein österreichischer Major als Parlamentär.

Nach der mir erstatteten Meldung sprengte ich mit Oberleutnant Baron Weichs bis zur äußersten meiner Vedetten vor; der österreichische Major war zur Überbringung einer Depesche an Generalleutnant Wrede beauftragt. Ich hieß Weichs des Majors Wagen besteigen und ihn in das bayrische Hauptquartier begleiten. Es war nachts elf Uhr; der Parlamentär hatte uns mit der angenehmen Nachricht überrascht, daß Österreich mit Bayern alliiert und daß Generalleutnant Raglovich, der mit seinem Korps der französischen Armee bis zur Schlacht von Leipzig zugeteilt war, im vollen Rückzug nach Bayern begriffen sei.

Nach Mitternacht brachte Oberleutnant Weichs nach seiner Rückkehr aus dem Hauptquartiere die dienstliche Bestätigung hievon. Allgemeiner Jubel erfüllte die finstere Nacht, als wir unseren Leuten diese Allianz bekanntmachten.

Ich begleitete den Major mit meinen Offizieren bis an die äußerste Vedette, welche ich, sogleich einzuziehen, Befehl erhielt. Mit Tagesanbruch marschierte ich mit meiner Eskadron zum Regimente zurück, welches am linken Innufer biwakierte.

Am nämlichen Tage vormittags kam schon das österreichische Armeekorps unter FML. Heinrich Fürsten zu Reuß-Greiz über den Inn anmarschiert. Hinter Braunau stand das Wredesche Armeekorps hart an der Straße im Lager. Wir Offiziere begaben uns alle vor, um unsere neuen Verbündeten herzlich zu begrüßen.

An der Tete marschierte die Eskadron der Albert-Kürassiere; ihre Offiziere, lauter alte Bekannte von mir, umarmten mich voll Freude. Der Zug des österreichischen Trains dauerte den ganzen Tag hindurch. Zwei Stunden über Braunau hinaus, seitwärts der Straße, bezog das österreichische Armeekorps sein erstes Biwak auf bayrischem Boden.

Des andern Tags, morgens 6 Uhr, brachen auch wir auf und marschierten noch eine Stunde über das österreichische Lager hinaus. Am dritten Tag setzten beide Armeekorps ihren Weg in Eilmärschen nach Würzburg fort, die Österreicher immer hinter uns, da die bayrische Armee die Avantgarde übernahm.

Hier muß ich noch einen Zug von Großmut des Kaisers Napoleon erwähnen, der bei den Bayern bekannt wurde. Als ihm nämlich vor der Schlacht bei Leipzig der Abfall des Königs von Bayern von seiner Armee und dessen Allianz mit Österreich angezeigt wurde, nahm er, was er leicht hätte tun können, den bayrischen General Raglovich mit seinen 4000 Mann nicht gefangen, sondern ließ ihn frei ziehen, so daß dieses Korps schon in der Schlacht bei Hanau gegen ihn kämpfen konnte.

Um 12 Uhr mittags wurde auf einer Ebene aufmarschiert, abgekocht und gefüttert, dann die ganze Nacht der Marsch durch den Geisenfelder Forst fortgesetzt. Während desselben ereignete sich ein komischer Vorfall, der aber für meine Eskadron große Nachteile hatte.

Das Regiment marschierte nämlich bei stockfinsterer Nacht en colonne durch diesen Forst. Jeder Mann hatte den Auftrag, seinen Vordermann gut im Auge zu behalten, um die Kolonne nicht zu verlieren.

Wie es bei solchen Nachtmärschen öfters vorkommt, mußte wegen verschiedener Hindernisse, die sich der Kolonne entgegenstellten, als z. B. Abwarten sich kreuzender Truppen, Wegräumen von Verhauen, Hohlwegen oder schmalen Brücken u. s. w. an der Tete manchmal angehalten werden, was sich dann durch die ganze Reihe nach rückwärts merkbar machte.

Ein Leutnant meiner Eskadron, der in der Reihenkolonne ritt, hatte einen Chevauxleger mit einem Schimmel zum Vordermann, den er immer scharf im Auge behielt. Dieser Offizier, ein früherer Handlungskommis aus München, war

sehr kurzsichtig. Einmal in dieser Nacht blieben wir ungewöhnlich lange stehen; ich ritt daher im Dunkeln längs meiner Eskadron nach der Tete vor, um zu sehen, was es gäbe. Als ich zu meinem Leutnant vorkam, fand ich ihn, auf dem Pferde schlafend, vor einer weißen Straßensäule stehen, welche an einem Kreuzwege aufgestellt war, wo sich diese Vizinalstraße rechts nach Ingolstadt und geradeaus nach Würzburg wendet. Die Kolonne vorwärts war aber verschwunden.

„Wo haben Sie denn Ihren Vordermann?" fragte ich meinen Leutnant. „Nun, hier vor mir sitzt er auf seinem Schimmel," antwortete er. „Aber, lieber Gott, das ist ja eine weiße Straßensäule, sehen Sie nur selbst."

Er rieb sich die Augen und staunte, als er seinen Irrtum wahrnahm, mich versichernd, er müsse im Schlafe, als die Kolonne sich wieder in Marsch gesetzt hatte, sein Pferd an der Säule gewendet haben, wodurch selbes stehen blieb.

Jetzt war guter Rat teuer, um mit Gewißheit zu erraten, welche Straße die Kolonne eingeschlagen habe. Beide Straßen waren, so viel man in der Finsternis durch Betasten des Bodens wahrnehmen konnte, gleichmäßig durchwühlt, weil wahrscheinlich beide Wege von Truppen benützt worden waren. Unglücklicherweise schlugen wir die Straße rechts ein und kamen mit Tagesanbruch aus dem Forste in ein Dorf, welches drei Stunden abseits von jenem Punkte lag, welchen das Regiment zum Biwakieren gewählt hatte.

Wir mußten also einen reitenden Boten mit uns nehmen, der uns auf Nebenwegen wieder auf die Würzburger Straße führte, wo wir nach einem dreistündigen Marsche endlich das Regiment, auf einem Felde lagernd, fanden. Das Regiment, welches in der Zwischenzeit die Pferde abgefüttert hatte, war aber wieder zum Abmarsche gerüstet. Meine Eskadron mußte mit den ohnehin äußerst ermüdeten Pferden ohne Futter bis zur nächsten Rast weiter mitmarschieren. Dies hatte die Zurück-

lassung von elf maroden Pferden zur Folge, welche erst vor Hanau wieder gesund zurückkamen.

Bei der vom Obristen eingeleiteten Untersuchung über diese Störung der Marschordnung wurde mein Offizier mit Profoßenarrest bestraft.

Am vierten Tage unseres Marsches von Braunau langten wir früh acht Uhr bei Vohburg an, wo wir ein Biwak bezogen, abkochten und fütterten und unseren Marsch dann wieder weiter nach Würzburg richteten.

Andern Tags, spät abends nach neun Uhr, traf unser Regiment in einem württembergischen Marktflecken, zwei Stunden seitwärts Würzburg, ein, wo dasselbe Kantonierungen beziehen sollte, weshalb Quartiermacher dahin abgehend gemacht waren.

Ich hatte das Glück oder Unglück, in einem prächtigen Gasthause bequartiert zu werden. Als ich vom Pferde stieg, leuchtete mir ein sehr freundlicher Wirt auf mein Zimmer. Im Vorsaal war schon ein Tisch für mich gedeckt. Wie staunte mein Wirt, als ich ihn, ihm für jedes Souper herzlich dankend, dringend bat, mich zu verlassen, damit ich schlafen gehen könnte. Ich vermochte vor Müdigkeit kaum die Augen offen zu behalten. Ein ungemein reinliches, mit den schönsten Bettlaken belegtes Flaumenbett nahm mich auf und ich schlief augenblicklich ein.

Eine Stunde mochte ich in Morpheus Armen geruht haben, als mich mein erster Wachtmeister, Windsberger, heftig rüttelte und mir den Regimentsbefehl mitteilte, sogleich nach Würzburg aufzubrechen, indem wir mit dem österreichischen Regimente Großherzog von Baden zur Bestürmung der dortigen Festung bestimmt seien.

Hätte ich mich nicht geschämt, da es vor den Feind ging, ich würde mich krank gemeldet haben, denn ich konnte mich gar nicht ermuntern und vor Müdigkeit kaum rühren.

Schon schmetterten die Trompeten auf der Gasse den Ruf zum Aufsitzen, schon hörte ich im Schlaf das Getrappel

meiner, sich vor dem Gasthause aufstellenden Eskadron und noch immer lag ich tief im Bett begraben. Mein Bursche weckte mich viermal, ich erwachte nicht. Endlich mußte es sein; der Wachtmeister erschien abermals, um mir zu melden, daß die Eskadron gestellt sei. Ich mußte mich unter Ärger und Verdruß der himmlischen Ruhe entreißen. Aufstehen, ankleiden und zu Pferde steigen war eins, aber zum ersten Male und aber auch nie wieder verwünschte ich das Soldatenleben.

Es goß, was es vom Himmel regnen konnte, doch mußten wir dem höllischen Gewitter Trotz bieten, dagegen half alles nichts. Auf dem Marsche hörten wir deutlich Kanonendonner. Der französische Festungskommandant von Würzburg ließ die nächtlichen Arbeiten des Zernierungskorps durch lebhaftes Feuer beunruhigen.

Mit Tagesanbruch standen wir vor der Festung, aber noch außer Schußweite.

Das österreichische Infanterieregiment Großherzog von Baden war eben beschäftigt, sich zum Sturme zu rüsten. Allerorten wurden Sturmleitern und Faschinen herbeigeschleppt; die bayrische Artillerie, welche die Festung schon zu beschießen begann, hatte bereits einige Breschen erzielt, um den Sturm zu erleichtern.

Allein um neun Uhr morgens wurde die weiße Fahne sichtbar; der französische Festungskommandant kapitulierte.

Sogleich brachen wir wieder auf, um nach Zurücklassung einer kleinen Besatzung von Baden-Infanterie, über Aschaffenburg nach Hanau, dem österreichisch-bayrischen Armeekorps zu folgen. Dieses war schon auf dem Marsche dahin, da sich die Nachricht von der bei Leipzig von den Franzosen verlorenen Schlacht und von der Retirade Napoleons gegen Hanau allgemein verbreitet hatte, weswegen unser Armeekorps den Durchbruch zu verhindern bestimmt war.

Die Chevauxlegerregimenter, welche unser Regiment bei Aschaffenburg eingeholt hatten, erhielten Order, im Trab

gegen Hanau vorzurücken. Als unser, an der Tete marschierendes Regiment in der Nähe dieser Stadt anlangte, war Napoleons Avantgarde schon eingetroffen.

Die Kavallerie mußte sich daher vor Hanau aufstellen, um die nachrückende Infanterie abzuwarten, bei deren Ankunft die Stadt mit Sturm genommen wurde. Unser Regiment rückte hierauf im Galopp vor, um die Straßen von Hanau zu reinigen und die Feinde gegen die Ebene zu werfen.

Wir ritten beim unteren Stadttor ein; der erste Zug meiner Eskadron fiel einem wohlangebrachten feindlichen Kartätschenschuß einer ober dem Tore placierten Kanone zum Opfer. Bis auf wenige Verwundete blieb alles tot liegen. Mit Blitzesschnelle setzte das en colonne aufmarschierte Chevauxlegerregiment Prinz Karl über die Leichen hinweg und die französische Kanone wurde genommen.

Wir verfolgten den fliehenden Feind bis auf die Ebene von Hanau, gegen Gelnhausen zu, faßten dort Posto, bis unsere nachrückende Armee das Schlachtfeld gänzlich besetzt hatte, um hier die feindliche Armee unter Napoleon zu erwarten.

Die Aufstellung in Schlachtordnung geschah mit der Front gegen den Wald, der vor Gelnhausen lag und schon von französischen Streifpatrouillen durchstöbert wurde. Im ersten Treffen standen die sieben bayrischen Chevauxlegerregimenter als linker Armeeflügel; rechts von uns, in gleicher Höhe, bildeten die österreichische und bayrische Infanterie das Zentrum und den rechten Armeeflügel. Im zweiten Treffen hielt eine Division Schwarzenberg- und eine Division Meerveldt-Ulanen, eine Eskadron Albert-Kürassiere und das Kürassierregiment Moritz Liechtenstein, dann zwei Divisionen Dragoner; rechts von diesen, als Zentrum und rechter Flügel, österreichische und bayrische Infanterie. Überall waren österreichische und bayrische Batterien dazwischen eingeteilt.

In dieser Stellung saß die Kavallerie ab, von der Infanterie wurden die Gewehre in Pyramiden gestellt, abgekocht und gefüttert, Lagerstroh herbeigeführt, für die Offiziere Strohbaracken errichtet und darunter bei heftigem Regenwetter ziemlich gut gelagert. Alles war so ruhig, als hätten wir den Feind gar nicht so nahe vor uns.

Unsere Vorpostenlinie war unfern der Waldlisière aufgestellt, kaum tausend Schritt vom ersten Treffen.

Nebst mehreren Streifpatrouillen der Infanterie wurde auch Major Graf Hegnenberg mit seiner Division beordert, eine Rekognoszierung gegen Gelnhausen zu machen, von welcher er nach Mitternacht wieder einrückte.

Meine Offiziere und ich lagen schon in unserer Baracke, als der Major, nachdem er seine Division auf ihren Biwakplatz geführt hatte, angeritten kam und einen Chevauxleger meiner Eskadron fragte, wo Rittmeister Grueber zu finden sei. Wir unter unserem Strohdache riefen ihm einstimmig zu: „Hier, Herr Major, ist unser Lager.“ Er stieg ab, ließ sein Pferd bei unseren — ebenso, wie diese, aufgezäumt — an einen der Marketenderwagen anbinden. Hierauf legte er sich zu uns ins Stroh.

Er erzählte die von ihm gemachten Beobachtungen, wie er sie beim Einrücken dem Obristen gemeldet hatte und sagte zu mir: „Lieber Grueber, heute bekommen wir noch einen heißen Tag, bei Gelnhausen wimmelt es von Franzosen.“

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als vor der Baracke ein Schuß fiel. Unsere Pferde waren dadurch sehr unruhig geworden; wir sprangen auf, um sie zu besänftigen. Bei genauerer Untersuchung zeigte es sich, daß das Pferd des Majors sich am Wagen gerieben, wodurch sich die an der Halfter befindliche Pistole plötzlich entladen hatte.

Von diesem Moment an, war der sonst so beherzte, tapfere Major äußerst kleinmütig. Wenn es Ahnungen gibt,

so war er von einer schlimmen befallen, denn er legte sich düster an meiner Seite wieder nieder und sagte, seine Pfeife Tabak ruhig schmauchend:

„Lieber Freund! es gilt heute mir."

Er nahm aus seiner Brieftasche ein Medaillon mit dem Porträt seiner Geliebten, einer gewissen Frau von Sch., einer Witwe, die ich sehr gut kannte, da sie schon in Freising immer bei ihm war, obschon er als Malteser-Ritter sie nicht ehelichen konnte. Er übergab mir das Medaillon mit der Bitte, es bei meiner seinerzeitigen Rückkehr nach München seiner Freundin zuzustellen und beizufügen, daß sein letzter Gedanke ihr gewidmet gewesen sei, denn er wisse bestimmt, daß er heute auf dem Schlachtfelde bleibe.

Ich stellte ihm vor, daß mich ja ein gleiches Los treffen könne und suchte überhaupt seine Schwermut zu bekämpfen, allein es war alles umsonst, ich mußte das Medaillon übernehmen und ihm die Erfüllung seines Wunsches versprechen.

Der Major sprach noch eine Weile mit mir; endlich schliefen wir beide ein.

Früh 6 Uhr hieß es plötzlich: „Aufsitzen!"; von den Vorposten hörte man schon das heftigste Plänklerfeuer. Unsere Handpferde gingen zurück und wir stellten uns in Schlachtordnung.

Es mag ungefähr 8 Uhr morgens gewesen sein, als vordringende feindliche Kavalleriemassen die Vorposten von der Lisière des Waldes zurückwarfen und eine lange Front feindlicher Reiterei auf der früher von den ersteren besetzten Linie aufmarschierte.

Die feindliche Artillerie fing aus dem Walde heraus mit Granaten zu feuern an, welche zum Teil in unsere Fronten einschlugen, zum Teil vor denselben niederfielen und beim Zerplatzen unsere Reihen lichteten.

Dieses Kanonenspiel währte kaum einige Minuten, als rechts und links neben der feindlichen Kavallerie auch In-

fanteriemassen aus dem Walde debouchierten und Front gegen uns formierten.

Noch immer stand unsere Armee untätig im Kanonenfeuer, auf den Angriffsbefehl des kommandierenden Generals harrend.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam Wrede mit seiner Suite herangesprengt und beorderte die erste Schlachtlinie zum Angriff.

Die sieben Chevauxlegerregimenter bliesen zur Attacke. Als wir den letzten Preller gegen die ruhig vor uns stehenden französischen Kavalleriefronten machten, schwenkten selbe rechts und links ab, worauf mehr als 300 hinter ihnen aufgefahrene und abgeprotzte Kanonen auf einmal ein mörderisches Kartätschenfeuer gegen uns eröffneten. Viele der Chevauxlegers, darunter auch unser Major Hegnenberg, blieben tot. Unsere ganze Kavallerie floh pêle-mêle zurück, um sich hinter der zweiten Schlachtlinie zu formieren.

Allein, wenige waren Meister ihrer Pferde, einige fünfzig Mann meiner Eskadron und vielleicht ebensoviele von jedem der anderen Regimenter hielten noch hinter dem zweiten Treffen stand, der Rest nahm Reißaus und formierte sich erst wieder hinter Hanau.

Die vorrückende österreichische Kavallerie des zweiten Treffens gewährte uns Muße, die wenigen Überbleibsel des ersten Treffens wieder zu formieren. Kaum hatten wir jedoch wieder eine schmale Frontlinie gebildet, als wir durch die zurückgeworfene österreichische Kavallerie neuerdings zur Retirade gezwungen wurden. Verfolgt von mörderischem Kartätschenfeuer und französischen Kavalleriemassen, wichen wir in größter Unordnung zurück.

Dem Flügeladjutanten Wredes, Obristleutnant Prinz zu Oettingen-Spielberg, riß eine Kanonenkugel den Kopf weg. Der General selbst, geriet in die sich fortwälzenden Kavalleriehaufen und wurde mitgetrieben.

Unter fürchterlichem Geschrei der uns verfolgenden feindlichen Kavallerie stürzte alles nach Hanau zurück; erst hinter dieser Stadt war eine Ralliierung möglich.

Auf gleiche Weise erging es unserem Zentrum und dem rechten Flügel. Napoleon warf sich mit seiner ganzen Macht, die er nach der Schlacht bei Leipzig bei Gelnhausen konzentriert hatte, auf die österreichisch-bayrische Armee, welche diesem Drucke nicht zu widerstehen im stande war, weil die bei Leipzig siegenden Österreicher, Russen und Preußen, selbst so erschöpft waren, daß sie, statt die französische Armee zu verfolgen, zwei Rasttage zur Erholung der Truppen halten mußten.

Hiedurch wurde es Napoleon möglich, bei seinem nun ganz gesicherten Rücken, das kleine, kaum 40.000 Mann starke österreichisch-bayrische Armeekorps mit seinen Massen zu vernichten.

Unsere Infanterie wurde größtenteils in die Kinzig und in den Mainfluß gesprengt, wo viele Tausende ihren Tod fanden.

Napoleon besetzte Hanau mit einigen Infanterieregimentern, zog aber mit dem Gros seiner Armee eilig gegen Frankfurt am Main, ohne sich weiter mit unserem ohnehin derouten Armeekorps zu beschäftigen.

Während unseres Rückzuges drang eine Pistolenkugel durch meinen Tschako, die meinen Scheitel blutig streifte, und zwar an der nämlichen Stelle, wo ich im Jahre 1805 bei Iglau eine ähnliche Kontusion erhalten hatte. Mein Mantel war von Kugeln durchlöchert. Meine Eskadronsoffiziere waren alle blessiert; Leutnant Braumüller, ein bayrischer Landrichtersohn, ward durch einen Musketenschuß — bei der linken Schulter hinein, bei der rechten heraus — derart verwundet, daß er zwar noch mit uns bis hinter Hanau reiten konnte, zwei Tage danach aber im Armeespitale zu Aschaffenburg starb.

Andern Tags ließ Wrede, der das zersprengte Armeekorps hinter Hanau wieder sammelte, die Stadt mit Sturm nehmen, den er in eigener Person anführte, wobei er selbst eine Kugel in den Unterleib erhielt, so daß er vom Kampfplatze nach Aschaffenburg zurückgetragen werden mußte und man lange an seiner Genesung zweifelte.

Nach Hanaus Wiedereroberung übernahm der österreichische FML. Graf Fresnel das Armeeoberkommando und General Raglovich das Kommando der bayrischen Armee. Die bayrische Kavallerie wurde zur Verfolgung der französischen Armee auf der Straße nach Frankfurt am Main nachgesendet.

Wir kamen bis Bergen, erbeuteten einige 1000 Traineurs und zurückgebliebene Bagagewagen, allein die Hauptarmee war nicht mehr einzuholen.

In Bergen machte das Regiment Prinz Karl-Chevauxlegers halt; von hier wurden einige Leute auf das Hanauer Schlachtfeld zurückgesendet, um über die gefallenen Offiziere Gewißheit zu erhalten.

Es gelang ihnen aber nur, den Major Hegnenberg auf dem Felde der Ehre wiederzuerkennen, der ganz nackt aufgefunden wurde.

Man brachte unseren guten Major, der einen Kugelschuß durch die Brust erhalten hatte, auf einem Ziehkarren nach Bergen, wo wir ihn mit allen militärischen Ehren bestatteten.

Ich verlor an Hegnenberg meinen einzigen, wahren Freund, den ich im Regiment hatte, und war über seinen Verlust untröstlich.

In Bergen standen wir volle acht Tage, um die von Leipzig nachrückende österreichische Armee abzuwarten und vereint mit ihr gegen Frankreich vorzurücken.

Nach Ankunft der alliierten Heeresmacht marschierten wir über Sachsenhausen nach Frankfurt und Offenburg. Bei

Kehl am Rhein wurde ich mit meiner Eskadron dem Zernierungskorps unter den Befehlen eines württembergischen Generals zugeteilt, während mein Regiment bei Freiburg kantonierte.

Ich wurde jeden zweiten Tag von einem württembergischen Lancierrittmeister mit seiner Eskadron abgelöst, dann bezog ich jedesmal eine Kantonierung in einem, eine Stunde entfernten Dorfe.

So währte es acht Tage. Ich war eben wieder einmal von der Zernierung in mein Dörfchen zurückgekehrt, als heftiges Kanonen- und Kleingewehrfeuer von der Festung Kehl her ertönte.

Ich machte mit meiner Eskadron, ohne einzuquartieren, gleich wieder rechtsum und trabte zurück, da ich einen Ausfall der Franzosen vermutete und mich auch nicht getäuscht hatte, indem mir schon auf halbem Wege eine Kavallerieordonnanz entgegen galoppierte mit der Order des kommandierenden Generals, schleunigst zum Soutien einzurücken.

Als ich mich dem vorher verlassenen Platze näherte, war der württembergische Lancierrittmeister, von feindlicher Kavallerie gedrängt, im vollen Rückzuge begriffen. Ich ließ daher meine Eskadron aufmarschieren, attackierte, warf den Feind über den Haufen und verfolgte bis zum ersten Laufgraben vor der Festung. Dort stellte sich die französische Kavallerie wieder; auch ich ralliierte meine Eskadron hundert Schritte rückwärts, ließ zum zweiten Male zur Attacke blasen, da der Feind sich gegen mich in Bewegung setzte und warf ihn mit Hilfe der mittlerweile in seine Flanke attakkierenden Lanciereskadron abermals zurück.

Während des Choks verlor ich aber durch einen aus der Festung gegen uns gerichteten Kartätschenschuß mein herrliches Pferd, einen wunderschönen Rappen.

Für diesen Verlust erhielt ich später vom Könige eine Entschädigung von 36 Louisdors.

Ich ließ das tote Tier schnell absatteln, rüstete mit den abgenommenen Sachen das Pferd eines Korporals meiner Eskadron und bestieg es sofort, da ich bei dem vorangegangenen Sturze keinen Schaden erlitten hatte. Hierauf führte ich meine Eskadron wieder auf den ursprünglichen Platz zurück.

Von meiner Mannschaft vermißte ich 1 Korporal und 30 Gemeine, außer dem Leutnant Corsé waren hievon 27 Mann blessiert, der Korporal und 3 Mann aber tot.

Wir blieben den ganzen Abend über ruhig mit den Württembergern auf unserem Aufstellungsplatze stehen. In der Nacht kam ein uns ablösendes neues Zernierungskorps, aus österreichischen Truppen bestehend, an.

Andern Tags früh rückte ich zu meinem Regiment bei Freiburg ab, von wo wir vereint mit den Österreichern nach Basel marschierten.

Bei Hüningen blieb mein Regiment mit fünf Eskadronen abermals zur Blockade zurück, während ich mit meiner Eskadron zur Blockade von Belfort kommandiert wurde.

Ohne besondere Ereignisse, außer einigen unbedeutenden Ausfällen der Franzosen, welche nur Plänkeleien hervorriefen, zufolge deren ich mit meiner Eskadron wohl einige Male ausrücken mußte, ohne daß es zu einem Gefechte kam, stand ich fünf Tage vor der Festung im Biwak. Am sechsten Tage wieder durch österreichische Truppen abgelöst, wurde ich zu meinem Regiment einberufen, mit welchem wir über die Vogesen bis Epinal marschierten, wo wir wegen der vereisten Gebirgswege ein äußerst gefährliches Marschieren hatten.

Unsere Pferde stürzten infolge zu wenig geschärfter Hufeisen sehr oft zu Boden und mußten daher über die steilen Abhänge geführt werden. Beschädigungen und Beinbrüche bei Pferden und Mannschaft kamen mehrfach vor.

Wir marschierten bis Nancy, wo wir uns mit unserer und der österreichischen Hauptarmee unter FM. Fürst Schwarzen-

berg wieder vereinigten und die Richtung gegen Bar sur Aube einschlugen. Dortselbst nahm das bayrische Korps Position im ersten, die österreichische Armee im zweiten Treffen.

Bevor es zum Angriff kam, beritt FM. Schwarzenberg mit seinem Generalquartiermeister, FML. Grafen Radetzky, unsere Front. Gerade vor meiner Eskadron, welche am rechten Fügel der ordre de bataille stand, machte Schwarzenberg halt und Radetzky entfaltete die Karte.

Auf den Höhen vor Bar sur Aube, welcher Ort von den Franzosen besetzt war, wurden feindliche Abteilungen bemerkbar. Radetzky erließ jetzt seine Dispositionen.

Ich sah meinen ehemaligen Obristen, drei Schritte vor mir, Befehle an den bayrischen Interimskommandanten GLt. Raglovich erteilen.

Zeit und Umstände erlaubten nicht, mich dem Feldmarschalleutnant vorzustellen, ich schaute ihn nur mit innigstem Freuden- und Anhänglichkeitsgefühl an. Später sah ich den gefeierten Helden nie wieder.

Gemäß der von Radetzky getroffenen Disposition wurde unser Regiment zum Angriffe auf eine sich zunächst unserer Flanke formierende Infanteriemasse beordert; Obrist W. ließ das Regiment dahin abschwenken. Wir marschierten mit Halbeskadronen en colonne über die Anhöhe hinauf, wo wir in die Regimentsfront aufdeployierten und die Infanteriemasse attackierten, dieselbe glücklich warfen und gegen Bar sur Aube hinabjagten.

Zu gleicher Zeit engagierte sich auf der ganzen Linie das Treffen, in welchem die Franzosen mit Verlust zurückgedrängt, Bar sur Aube mit Sturm genommen und die feindliche Armee bis Brienne zurückgeworfen wurde.

Unser Regiment verfolgte die von uns zurückgetriebene Infanterie über die Anhöhe hinab, worauf wir uns mit der nachgerückten Armee in der Ebene hinter Bar sur Aube wieder vereinigten.

Da das bayrische Armeekorps in diesem Treffen am meisten zu tun bekommen hatte, so wurde dasselbe nach der Schlacht in der Umgebung von Bar sur Aube einquartiert, während die österreichische und russische Armee den Feind bis Brienne verfolgte.

Unser Regiment wurde bei dieser Gelegenheit in Bar sur Aube selbst bequartiert; ich kam mit meinen drei Eskadronsoffizieren in ein herrliches Quartier zu einem Kaufmann, namens Delvar, der uns die zwei Tage unseres dortigen Aufenthaltes fürstlich bewirtete.

Er hatte eine sehr gemütliche Gattin, seine drei hübschen Töchter, zwischen 16 und 20 Jahren, machten uns den Aufenthalt bei ihm durch ihr schönes Klavierspiel und ebensolchen Gesang sehr angenehm.

Als unser Regiment am dritten Tage wieder der großen Armee nach Brienne nachmarschieren mußte, bepackte Delvar mich und meine Offiziere mit Champagner und Schinken und lud uns ein, sein Haus ja gewiß zu besuchen, wenn wir wieder einmal zurückkommmen sollten.

Von diesem Kaufmanne werde ich später wieder erzählen, als er mein und eines bayrischen Majors Lebensretter wurde.

Bei Brienne angekommen, rückten wir an den rechten Flügel der großen Armee. Kaum waren wir in unserer Aufstellung, als sich auch das Gefecht auf der ganzen Linie, welche von österreichischen, russischen, preußischen und bayrischen Truppen besetzt war, lebhaft entwickelte.

Brienne ward mit Sturm genommen und der Feind nach Troyes zurückgeworfen.

Bei dem Sturme, welcher vom bayrischen Leibregiment ausgeführt wurde, blieb mein guter Freund, Hauptmann Baron Bechmann, auf dem Wahlplatze.

Man trug ihn tot an unserer Front vorüber, was mich ungemein ergriff. Er war mit mir im Kadettenkorps in

München gewesen und einer von denen, welche damals mit mir zu Fahnenjunkern ausgemustert wurden.

Gleich darauf mußte ich mit meiner Eskadron die in das Gefecht vorrückende bayrische Batterie des Hauptmanns Valois als Soutien begleiten.

Der Hauptmann ließ die Batterie auf einer kleinen Anhöhe vor Brienne auffahren und abprotzen; er wollte eben einem Feldstücke die Richtung geben, als eine Kanonenkugel seinen Kopf zerschmetterte.

So verlor ich in einem Zwischenraum von kaum einer Stunde zwei alte, liebe Bekannte, da auch Valois mit mir im Münchner Kadettenkorps den ersten militärischen Unterricht genossen hatte. Er wurde damals als Junker zur Artillerie ausgemustert; im Kadettenkorps büßte er durch meine Schuld das linke Auge ein.

Wie sich die Sache verhalten hatte, will ich hier erzählen.

Ich wurde wegen eines Vergehens, ich glaube wegen einer Balgerei mit einem Kameraden in die prison gesperrt. Die prison war eine kleine Nische, die höchstens zwei nebeneinander stehenden Knaben Raum bot. Sie war mit einer Tür verschlossen, in welche ein rundes Loch in der Größe eines bayrischen Talers geschnitten war, um etwas Licht und Luft in die Nische zu bringen. Vor diese Lichtöffnung kam nun Valois mehrere Male, um hineinzusehen und mich über meinen Arrest auszulachen. Ich warnte ihn, mich in Ruhe zu lassen, er aber setzte seinen Spott über mich fort. Da ich dessen überdrüssig ward, nahm ich mein Federmesser und erklärte ihm, daß ich, wenn er nochmals hereinschauen sollte, auf ihn hinausstechen würde. Valois kehrte sich nicht an meine Drohung, sondern vermehrte seine lästigen Besuche. Da stach ich einmal hinaus und gerade in sein linkes Auge. Nun brach der Lärm los, die Professoren kamen herbei,

Valois wurde in das Spitalzimmer gebracht, sein Auge war verloren. Nach durchgeführter Untersuchung verwies man ihm sein Benehmen, mir aber wurde eine Rutenstrafe von 15 Streichen diktiert und solenniter vollzogen. —

Ich kehre wieder zu der abgebrochenen Schilderung zurück.

Nach dem verhängnisvollen Kanonenschuß wurde die feindliche Batterie von einer russischen Abteilung genommen, die Franzosen mußten die Stadt gänzlich räumen.

Unser Regiment machte in der Zwischenzeit einige glückliche Attacken auf die fliehenden Feinde. Da ich zur Deckung der Artillerie aufgestellt war, konnte ich leider nicht beiwohnen, daher ich auch bei dieser Affäre mit meiner Eskadron zu gar nichts kam.

Nach der Schlacht rückte ich wieder zum Regiment ein, welches außerhalb Brienne biwakierte. Während des Abkochens ging ich mit einigen Offizieren in die Stadt zurück, um das dortige Militärinstitut zu besichtigen. Allein dasselbe war gänzlich ausgeplündert und wir sahen nur noch die leeren Fächer des so berühmten Münzenkabinetts und zerstörtes Mobiliar.

Ein alter Hausmeister kam endlich aus einem Keller, wohin er sich während des Sturmes verkrochen hatte, zum Vorschein und führte uns im Hause herum, zeigte die Lehrzimmer, in denen Napoleon als Eleve studiert hatte. Sogar seine Bettstatt wurde vorgewiesen, welche, seit er Kaiser war, in einem besonderen Zimmer aufbewahrt worden war.

Der Hausmeister beteuerte, daß die Plünderung und Verwüstung des Hauses von französischen Voltigeurs vor ihrem Abzuge erfolgt war, und daß die schöne Münzensammlung vom französischen General Mortier selbst mitgenommen worden sei, „wahrscheinlich um sie dem Kaiser Napoleon zu übergeben.“ (!?)

Auf unserem Rückweg ins Lager hörten wir aus einem Hause unaufhörliches Gewimmer. Fenster und Türen waren, wie in allen Häusern des Orts, zerschlagen, also überall freier Eingang.

Bei unserem Eintritte fanden wir in einer ebenerdigen Küche drei schwer verwundete Franzosen, welche beim Sturm das Haus verteidigt und sich dann, verwundet, unter dem Herde verkrochen hatten.

Wir riefen Leute von unseren, in der Stadt herumschlendernden Truppen und ließen die Verwundeten in unser Lager tragen, wo sie von einem Arzt verbunden und in das Armeespital gebracht wurden. Nach der Äußerung des Arztes werden sie jedoch schwerlich die Nacht überlebt haben.

Wir hatten wenigstens unsere Menschenpflicht erfüllt.

Im Lager, wohin von allen Seiten feindliche und eigene Blessierte gebracht wurden, sah ich unter anderem einen österreichischen Husaren, dem das rechte Bein oberhalb des Knies amputiert werden mußte. In meinem Leben habe ich keinen Menschen mit mehr Resignation und Kaltblütigkeit angetroffen als diesen bedauernswerten Kriegsgefährten. Er rauchte während der Amputation mit stoischem Gleichmut seine Pfeife, verzog während der ganzen Operation keine Miene und nur beim Absägen des Schenkelbeins sagte er ganz kalt: „Eb adta, das tut weh!", rauchte aber immer fort.

Was mich auf diesem Schlachtfelde, auf dem wir biwakierten, am meisten entsetzte, weil ich es vielleicht bei anderen Gelegenheiten nicht mit so viel Muße bemerken konnte, waren die vielen zerquetschten Leichen, über welche die Kanonen mit ihren Bespannungen gefahren sein mußten, da die Plätze, auf denen sie lagen, von Gedärmen und blutigen Hirnschalen bedeckt waren.

Nachts 11 Uhr, brach die Armee gegen Troyes auf, allein da unser linker Flügel bei Chaumont zurückgeschlagen

wurde, so mußten wir, um nicht im Rücken angegriffen zu werden in Eilmärschen wieder nach Bar sur Aube zurückkehren, wo wir andern Tags um 9 Uhr abends ankamen.

Bei unserem Durchmarsche durch letzteren Ort wurde von den Einwohnern aus den Fenstern auf unsere Leute gefeuert, wobei ein dem General Raglovich beigegebener Flügeladjutant des Generals Wrede gleichfalls vom Pferde herabgeschossen wurde und tot liegen blieb.

Die Armee zog trotz dieses Feuerns unaufgehalten durch die Stadt und nahm jenseits derselben in einer Entfernung von einer Viertelstunde wieder Aufstellung.

Raglovich, empört über das Benehmen der Stadt, welches uns mehrere Tote und Verwundete gekostet hatte, machte der Armee bekannt, daß er morgen früh Bar sur Aube, welches in der Nacht von den nachrückenden Franzosen wieder besetzt wurde, erstürmen und, nach Eroberung der Stadt, diese durch drei Stunden werde plündern lassen.

Bei dieser Kundmachung ward mir und meinen Offizieren besonders bange um die vortreffliche Familie des früher erwähnten Kaufmanns Delvar, der gewiß an diesen Vorfällen nicht den geringsten Anteil genommen haben mochte; wir beschlossen einstimmig, seine Familie bei einer wirklichen Plünderung zu retten, koste es, was es wolle.

Andern Tags, um 8 Uhr früh, wurde Bar sur Aube von zwei bayrischen Infanterieregimentern erstürmt und die in der Stadt gewesene feindliche Infanterie von unserer Kavallerie verfolgt.

Prinz Karl-Chevauxlegers jagten während des Sturmes eine herbeigeeilte französische Kavallerieabteilung durch eine brillante Attacke in die Flucht, wodurch eine allgemeine Verwirrung in der feindlichen, hinter Bar sur Aube aufgestellten französischen Armee erzeugt und dieselbe zum augenblicklichen Rückzug bis Vendeuvre veranlaßt wurde.

Bei letzterem Ort nahm der Feind wieder Position; allein, da mittlerweile der rechte feindliche Flügel durch die österreichisch-russische Armee gänzlich zurückgeschlagen worden war, mußten die Franzosen ihre Position schnell verlassen, ohne den Angriff unserer bayrischen Armee, die gegen Vendeuvre vorrückte, abzuwarten.

Die feindliche Armee retirierte bis Troyes, ohne anzuhalten, die bayrische Armee folgte über Vendeuvre hinaus.

Nun wurde Kronprinz-Infanterie und Prinz Karl-Chevauxlegers zum Rückmarsch nach Bar sur Aube bestimmt und erhielten die Order, daß vor der Stadt die Infanterie ihre Gewehre in Pyramiden zu setzen, die Kavallerie ihre Pferde zu kuppeln habe, wonach die Mannschaft durch drei Stunden in der Stadt plündern dürfe.

Während sich diese bewilligte Plünderung vorbereitete, sprengte ich mit Leutnant Corsé und sechs Gemeinen meiner Eskadron eiligst in die Stadt und postierte mich vor dem Eingange in das Haus des Kaufmanns Delvar.

Nun erschienen mit vielem Lärm die Plünderer wie eine zügellose Horde wilder Tiere, rechts und links wurden Türen und Fenster eingeschlagen und aufgesprengt. Vor dem Hause des Kaufmanns standen wir als sauvegarde und sowie sich ein Trupp Plünderer nähern wollte, ritt ich ihm jedesmal entgegen und rief befehlend, dieses Haus müsse verschont bleiben, es sei zum Quartier für den von Aschaffenburg nachrückenden, blessierten FM. Wrede bestimmt.

Wrede, damals kaum geheilt, war wirklich auf dem Wege von seinem Krankenlager zur Armee, was allgemein bekannt war, und so wurde dieses Haus, das einzige in der Stadt, gerettet.

Die drei Stunden waren endlich verflossen. Die schönsten Möbel, besonders Fortepianos, Spiegel und Sofas, waren teils zu den Fenstern hinausgeworfen worden, teils in die Biwaks geschleppt und dort verbrannt. In den Kellern

fanden sich die herrlichsten Champagnerweine in Bouteillen, welche zu Tausenden auf Schubkarren in die Biwaks geführt wurden, nachdem sich die Plünderer schon in den Kellern toll und voll betrunken hatten, so daß man die größte Mühe hatte, die Leute, als nach Ablauf der dritten Stunde die wirbelnden Trommeln und schmetternden Trompeten das Ende der Plünderung signalisierten, überhaupt aufzufinden.

Patrouillen durchzogen jetzt die Stadt und holten die Mannschaft aus Häusern und Kellern heraus.

Es ist nichts demoralisierender für eine Truppe als eine solche Plünderung. Alle Subordination wird durch die Trunkenheit vernichtet; es war schauderhaft, dieser Leute Ausgelassenheit, Unverschämtheit und Roheit zum höchsten Grad steigen zu sehen. Vorsichtshalber wurde ein ganzes Bataillon von Kronprinz-Infanterie im Biwak zurückbehalten, von dem kein Mann zur Plünderung gehen durfte, was dem klugen General Haller, der das Plünderungsdetachement kommandierte, zu verdanken war, denn sonst wäre kein Mann mehr in das Lager zurückgekommen.

Man mußte vor allem darauf bedacht sein, die Leute bei ihrer Rückkehr schlafen zu machen, denn es war ein Greuel, die verschiedenartigsten Ungezogenheiten der Plünderer, welche die Vernunft verloren hatten, mit Stillschweigen übergehen zu müssen.

Bei einem jetzt erfolgten feindlichen Überfall wäre außer dem erwähnten Reservebataillon nicht ein Mann dienstbar befunden worden.

Die einbrechende Nacht brachte endlich Ruhe in das Lager; mit Ausnahme der Offiziere und des Reservebataillons lag alles in tiefem Schlafe.

Als die Stadt wieder geräumt war, klopfte ich an die Tür des Hauses, gab mich in französischer Sprache zu erkennen und versicherte, daß nun nichts mehr zu befürchten sei.

Ich werde das beseligende Gefühl nie vergessen, das ich empfand, als sich auf meine Worte die Haustür öffnete und der alte Kaufmann mit Frau und Töchtern, leichenblaß vor ausgestandenem Schrecken, laut weinend auf mich zustürzten und mich, da ich zu Pferde war, bei Händen und Füßen packten, um mit heißer Rührung ihren Dank auszusprechen.

Der alte Mann ergriff meine zum Abschied gereichte Hand mit einer Hast, als wolle er mich vom Pferde ziehen und küßte sie mit den Worten:

„In meinem Leben werde ich Ihren Schutz nicht vergessen. Während der ganzen Plünderungszeit standen wir alle hinter dieser Haustür in bangster Erwartung und hörten recht gut, wie Sie die auf unser Haus losstürmenden Plünderer immer zurückwiesen; wir erkannten Sie augenblicklich an Ihrer Stimme und beteten auf den Knieen zu Gott, daß er Sie in Ihrem gewagten Unternehmen beschützen möge, zweifelten aber, daß Sie diesen wilden Rotten widerstehen könnten."

Nach diesen bewegten Worten verabschiedete ich mich und kehrte ins Lager zurück.

Bei Anbruch des Tages wurde die Truppe aufgestellt; wenige Leute vermochten sich gerade zu halten.

Mehr als hundert Mann mußten in das Armeespital gebracht werden, welches in einem, der Fenster und Türen beraubten, großen, fast ganz zerstörten Hause etabliert war; die Kranken mußten also bei offenen Fenstern und Türen liegen.

Beim Abmarsch trug fast jeder Mann fünf bis sechs Bouteillen Champagner, mit Stricken über die Schulter gebunden, welche von den in das Biwak gebrachten Vorräten mitgenommen wurden, wobei aber noch viele hundert Flaschen zurückgelassen werden mußten, weil es an Transportmitteln fehlte.

Wir trafen unsere Armee bei Vendeuvre, wo der Champagner an die Kameraden anderer Regimenter verteilt wurde, weil die Plünderer bis zum Ekel davon getrunken hatten.

Bei meinem Eintreffen im Lager mokierten sich die Herren Kameraden, besonders Obristleutnant K., Rittmeister P., Oberleutnant W. und Leutnant St. auf sehr beleidigende Weise über den Schutz, den ich dem Kaufmann Delvar hatte angedeihen lassen, so daß ich, ihrer Schmähungen überdrüssig, alle vier Offiziere noch im Lager zu Vendeuvre herausforderte.

Am Nachmittage gingen wir in ein nahegelegenes Wäldchen, wo wir uns mehrere Stunden herumschlugen und ich so glücklich war, jedem dieser Herren einen kleinen Hieb beizubringen, was sie sehr erbitterte, da sie anerkennen mußten, daß mir keiner im Säbelfechten gewachsen sei.

Fünf Tage später verunglimpften mich während des Marsches der Rittmeister Wch., der Oberleutnant H., der Oberleutnant W., der Oberleutnant Baron G., der Leutnant St. und Leutnant von P. abermals wegen meiner, Delvar geleisteten Hilfe auf die ehrenrührigste Art. Es kam noch am nämlichen Tage nachmittags mit allen sechs Offizieren zum Duell, wozu wir einen ganz in der Nähe unseres Biwaks gelegenen Bauernhof wählten.

Jeder meiner Angreifer ging mit blutenden Wunden fort; Leutnant St., der noch vom letzten Duell seinen linken Arm in der Schlinge trug, mußte mit einem Hiebe in den rechten Arm in das Armeespital zurückgebracht werden.

Von nun an hatte ich Ruhe, bis ich wieder von Freiburg zum Regimente einrückte, wovon seinerzeit Erwähnung geschehen wird.

Der Beweis tritt unverkennbar vor Augen, daß es schon längst auf meinen Sturz abgesehen war.

Am nächsten Tage wurde nach Troyes vorgerückt, die feindliche Armee nach Erstürmung dieser Stadt, zwei Stunden Wegs kämpfend, zurückgeworfen; unser Regiment wurde vom feindlichen Kanonenfeuer hart mitgenommen, indem wir 4 Offiziere und gegen 120 Mann verloren.

Hier muß ich eines drolligen Umstandes erwähnen, der den Beweis liefern wird, daß der Soldat bei Schlachten großen moralischen Mutes bedarf, und daß mancher Mensch angeborene Furcht durchaus nicht zu besiegen vermag.

Bei Troyes hatten wir durch das feindliche Kanonenfeuer viel zu leiden, da unser Regiment durch zwei Stunden in demselben untätig stehen mußte. Kleine Platzveränderungen brachten uns nicht aus der Schußlinie; bei meiner Eskadron zählte ich allein 34 Tote.

Da beobachtete ich, wie ein, im zweiten Gliede stehender Gemeiner, Hofer mit Namen, von Profession ein Schneider, beständig in größter Unruhe mit seinem Pferde hin und her rückte, während die feindlichen Kanonenkugeln in die Front schlugen. Bei früheren ähnlichen Kanonaden hatte er sein Pferd nach und nach zurückgezogen und sich unbemerkt entfernt, bis vorne guter Wind wehte, wo er dann plötzlich wieder bei der Eskadron erschien. Dies war mir angezeigt worden.

„Hofer," sagte ich jetzt zu ihm, „nehmt Euch in acht, und reitet nicht wieder zum Teufel, denn jeder Mann, der sich auf diese Art aus dem Staube macht, wird erschossen."

„Ja," klagte er, „es ist hier kein Spaß, die dummen Kerle schießen uns ja alle tot."

Kaum gesagt, riß eine Kugel neben ihm abermals zwei Mann vom Pferde.

Jetzt war es mit meinem Schneider aus; er zog sein Pferd aus dem Gliede zurück, und ohne zu hören, sprengte er, was das Pferd laufen konnte, fort bis zu unserer Bagage, welche eine Stunde weiter rückwärts aufgestellt war.

Nach der Schlacht ließ ihn der Obrist durch eine Eskorte abholen und, obwohl er das Durchgehen seines Pferdes, welches er nicht mehr zu halten vermochte, zur Entschuldigung nehmen wollte, wurde er, und zwar unter gerechter Berücksichtigung seiner angeborenen Furchtsamkeit, nicht zum Tode,

sondern nur zu fünfzig Stockstreichen abgeurteilt, dann ein- für allemal zur Bagagewache kommandiert, da er offenherzig gestand, er könne nicht stehen bleiben, wenn die Kugeln so wüten, und sollte es sein Leben kosten, er müsse davonreiten.

Dem mittlerweile zur Armee eingerückten Feldmarschall Wrede kam es nun plötzlich in den Sinn, mit den Bayern als Erster in Paris sein zu wollen, weil die Franzosen, von Troyes an, wirklich einen fluchtähnlichen Rückzug vollführten, da sie auf der ganzen Linie von den großen Armeen der Österreicher, Russen und Preußen total geschlagen waren.

Wrede brach also mit seinem Korps auf, verließ die österreichische Armee, an die wir angelehnt waren, in der Nacht und marschierte über Dannemarie geradewegs auf der Straße nach Paris zu, während die große Armee bei Troyes, Châlons sur Marne und Epernay stehen blieb.

Napoleon erhielt von diesem tollkühnen Marsche der Bayern Nachricht und warf den Marschall Marmont mit einer Armeedivision zwischen das bayrische Korps und die große Armee, um uns von letzterer abzuschneiden und aufzureiben.

Wrede erhielt jedoch hievon ebenfalls Kunde und ließ sein Korps am sechsten Tage seines Marsches wieder rechtsum machen, um die bedrohte Kommunikation mit der großen Armee wieder zu gewinnen.

Allein jetzt hieß es, sich erst wieder den Weg durch Marmonts Truppen zu bahnen.

Zu unserem Glück war dieses feindliche Korps noch nicht gänzlich in seiner neuen Aufstellungslinie bei Dannemarie angekommen; wir hatten es nur mit seiner kaum viertausend Mann zählenden Avantgarde zu tun, welche den Ort besetzt hatte und uns den freien Rückmarsch streitig machte, um unsere Wiedervereinigung mit der österreichischen Armee, welche mittlerweile bis Bray sur Seine vorgerückt war, zu hindern.

Wrede griff diese uns in den Weg getretene Avantgarde mit dem ganzen Armeekorps rasch an, sprengte sie auseinander und eilte im Sturmschritt auf der Straße von Dannemarie gegen Bray sur Seine.

Es war bereits Nacht, als unser Armeekorps, zwei Stunden von dem letzterwähnten Ort, über einen kleinen Fluß setzte, dessen Name mir unbekannt blieb.

Nachdem auch unsere Arrièregarde mit den bei ihr eingeteilten Prinz Karl-Chevauxlegers hinübergekommen war, wurden die von unseren Pontoniers geschlagenen drei Laufbrücken abgebrochen.

Glücklich und mit wenigem Verlust war es den Bayern gelungen, sich durchzuschlagen. Das Korps setzte seinen Marsch nach Bray fort und nur ein Bataillon Infanterie und eine Eskadron Kavallerie sollten am diesseitigen Ufer des Flusses zur Deckung des Rückzuges vorderhand stehen bleiben.

Ich erhielt den Befehl, mich mit meiner Eskadron an das hiezu bestimmte Infanteriebataillon anzuschließen und mit demselben die Vorpostenkette zu unterhalten.

Um Mitternacht, als wir Kavallerieoffiziere mit dem Bataillonskommandanten, einem bayrischen Major und seinen Offizieren gemütlich beim Wachtfeuer saßen und nur hie und da zwischen unseren Vedetten diesseits und den feindlichen Vedetten jenseits des Flusses Schüsse gewechselt wurden, kam ein bayrischer Offizier des Generalstabes mit dem Befehle, daß der Major mit seinem Bataillon in aller Stille nach Bray sur Seine einzurücken, ich aber die Vorpostenkette allein zu übernehmen habe; andern Tags sollte ich mich, wenn ich vom Feinde angegriffen würde, gleichfalls plänkelnd, in der Art zurückziehen, daß ich die bereits mit Brennmaterial versehene Brücke über die Seine bei Bray zeitlich genug erreiche, ohne mit dem Feinde zugleich dort einzutreffen, weil diese Brücke sogleich nach meinem Übergange zerstört würde.

Ich lege hier eine Skizze bei, um anschaulich zu machen, wie ich meine Vorposten aufstellte und wie ich andern Tags meinen Rückzug bewerkstelligte.

Ich postierte eine Vedettenkette längs des Flusses (c) und zog mich unter Vorpoussierung dreier Posten, von je einem Korporal und zehn Gemeinen (d), mit dem Gros meiner Eskadron ungefähr tausend Schritt auf der Straße nach Bray zurück (f und i).

Bei Tagesanbruch bemerkte ich, daß auf den jenseitigen Höhen von Dannemarie (a) französische Truppen in eine Frontlinie aufdeployierten.

In meiner rechten Flanke lag ein großer Wald, ungefähr fünfhundert Schritt von meinem Aufstellungspunkte, der sich wahrscheinlich so weit ausdehnte, daß mich der Feind unbemerkt umgehen und von Bray sur Seine abschneiden konnte.

Ich detachierte daher den Leutnant von P. mit einem Korporal und fünfzehn Gemeinen zur Rekognoszierung dieses Waldes, weil ich eine französische Kavallerieabteilung von den Höhen links abmarschieren gesehen, wodurch sich meine Besorgnis gesteigert hatte.

Die feindlichen Vedetten (b) fingen mit den meinigen zu plänkeln an und suchten, allerdings vergebens, eine Furt durch den reißenden Fluß.

Mein Rekognoszierungsdetachement war kaum im nahen Walde, unseren Augen entzogen, als von Bray her eine starke Kavallerieabteilung heransprengte.

Als selbe näher kam, erkannte ich den Großfürsten Konstantin, der eine Suite von vielleicht sechzig Reitern, Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, Kosaken 2c. 2c. hinter sich hatte.

Ich sprengte ihm mit gesenktem Säbel entgegen; er ritt vor die Front meiner Eskadron, welche schlagfertig aufgesessen war und fragte mich in französischer Sprache, wie stark ich das feindliche Korps schätze. „Es ist Marmont," erwähnte

er, „der euch Bayern gestern den Weg versperren wollte, aber etwas zu spät kam."

Ich erwiderte Seiner Kaiserlichen Hoheit, daß ich den Aufmarsch des Feindes genau beobachtet hätte und daß das Korps gewiß zehn- bis fünzehntausend Mann zählen dürfte.

„A bah," erwiderte der Prinz, „nicht sechstausend Mann."

Später zeigte es sich, daß die Franzosen hier achtzehntausend Mann stark waren.

„Wie steht es hier, wie sieht es in Ihrer rechten Flanke aus, können Sie nicht umgangen und abgeschnitten werden?"

Ich meldete die von mir gemachten Beobachtungen und daß ich eine ähnliche Besorgnis selbst hegte, daher ich eine Offizierspatrouille ausgesendet hätte. Se. Kaiserliche Hoheit möge nur eine kleine Weile verziehen, es müsse in kurzer Zeit Rapport von meinem detachierten Offizier einlaufen.

„Davon kann ich mich selbst überzeugen," entgegnete der Großfürst, wendete sein Pferd und im Galopp ging es mit einer Suite dem Walde zu.

Ich verlor den Prinzen bald aus den Augen und richtete nun meine ganze Aufmerksamkeit nur auf den mir gegenüberstehenden Feind, der sich mit mehreren Abteilungen über die Höhen herab in Bewegung zu setzen begann, jedoch, ohne Brücken zu schlagen, nicht über den reißenden Fluß zu gelangen vermochte.

Es währte nicht zwanzig Minuteu, als ein Kosak ventre à terre aus dem Walde auf meine Eskadron zugejagt kam, schon von ferne rufend: „Prinz fang, Prinz fang!"

Nicht langen Besinnens, da ich augenblicklich des Prinzen Gefangennahme vermutete, nahm ich zwei Züge meiner Eskadron, die andern zwei meinem Oberleutnant W. zur Beobachtung unseres feindlichen vis à vis überlassend, und galoppierte nach dem Walde, in welchem ich, als ich etwas

tiefer hineinkam, noch die Queue der französischen Kavalleriekolonne wahrnahm.

Ich schlug mit meiner Truppe schnell einen Seitenweg links im Walde ein, der dieser Kolonne in die Flanke führen mußte, und war so glücklich, auf eine Waldblöße zu kommen, über welche der Feind mit der gefangenen russischen Suite gerade vorübersprengen wollte. Ich befahl meinem Trompeter „Attacke" zu blasen und mit verhängtem Zügel und unter fürchterlichem „Hurra" stürzten meine Leute auf den Gegner los, welcher, einen Hinterhalt vermutend, rechts und links auseinanderstob und in den gegenüberliegenden Waldteil fliehen wollte.

Von dorther kam eben mein zur Rekognoszierung entsendeter Leutnant von P., der mit seiner Patrouille zu weit nach rechts gelangt war und daher nicht früher auf die feindliche Kolonne stoßen konnte. Nunmehr auf dem Rückmarsche begriffen, und durch unseren Attackelärm herbeigerufen, brach er mit seinem kleinen Kommando heraus und brachte nun eine völlige Verwirrung in die feindliche Kavallerieabteilung. Alles suchte sich zu retten, wodurch der Großfürst mit seiner Suite, die noch nicht desarmiert war, Gelegenheit fand, sich uns anzuschließen.

Wir verfolgten die Fliehenden nicht nur eine Strecke, sondern nahmen ihnen auch 15 Gefangene ab und kehrten mit ihnen siegreich zur Eskadron zurück. Ich hatte nur sieben leicht Blessierte, während die Franzosen sicher das Dreifache verloren.

In der Zwischenzeit schlugen die französischen Pontoniers, unter lebhaftem Gewehrfeuer auf meine Vedetten, schleunigst vier Laufbrücken, setzten auf denselben leichte Kavallerie über, welche meine Vedetten zurückdrängte und auch mich zum Rückzuge mit der Eskadron veranlaßte, da ich der Übermacht nicht mehr standhalten konnte.

Der Großfürst, dessen Suite unsere 15 Gefangenen mit sich ins Hauptquartier führte, dankte mir in den verbindlichsten Ausdrücken und eilte nach Bray sur Seine zurück.

Ich marschierte, nachdem ich meine Vedetten mittels Appell eingezogen hatte, durch das rückwärts liegende Dörfchen (Plan g). Als ich die Brücke über einen hinter dem Dorfe fließenden Bach (Plan h) passiert hatte, ließ ich diese mit Leiterwagen verrammeln, welche ich schon früher aus dem Dorfe, für den Fall meines Rückzuges, dahin gebracht hatte und nahm hinter dem Bache eine neue Aufstellung, meine Vedetten vorne, die Eskadron ungefähr 1000 Schritte hinter ihnen, um den Feind abzuwarten.

Auf einmal langten, wie vom Himmel gefallen, sieben österreichische Dragoner mit mehreren zu einer österreichischen Artilleriebespannung gehörigen Handpferden vor der verrammelten Brücke an und setzten, von einer feindlichen Kavallerieabteilung hitzig verfolgt, hart neben der Brücke durch den Bach. Auf der nämlichen Fährte folgte ihnen die feindliche Kavallerie, welcher ich aber keine Zeit ließ, sich gehörig zu formieren, da sie stärker war als ich, sondern rückte schnell mit meiner Eskadron zur Attacke vor, warf den Feind über den Bach wieder zurück, während die Dragoner mit ihren Zugpferden davoneilten und so der Gefangenschaft entgingen.

Als ich mich nach dieser Attacke wieder auf meinem früheren Platz (Plan k) ralliierte, folgte der Feind mit überlegener Kavallerie abermals über den Bach und machte die verbarrikadierte Brücke für die Infanterie frei. Da ich dieser Übermacht ohnedies nicht mehr widerstehen konnte, zog ich mich plänkelnd gegen Bray sur Seine zurück. Als ich noch ungefähr 2000 Schritt von der Seinebrücke entfernt war, ließ ich meine Plänklerkette durch Appell einberufen und ritt im Galopp zurück.

Der letzte Mann meiner Eskadron hatte kaum die Brücke verlassen, als diese in die Luft flog und die mich verfolgenden

französischen chasseurs à cheval mir von dem jenseitigen Ufer den Abschied mit Pistolen nachsendeten.

Ich marschierte nun der Stadt Bray zu, vor welcher ich schon ein bayrisches Linienregiment (Kronprinz) aufgestellt und eine Menge Generale verschiedener Puissancen (Österreich, Rußland, Preußen, Bayern, Württemberg, Baden) in einem Haufen versammelt sah. Die Entfernung der Brücke von der Stadt betrug nämlich nur einige tausend Schritt.

Ich erkannte bei meiner Annäherung den Großfürsten Konstantin, den bayrischen Prinzen Karl — unsern Regimentsinhaber — den bayrischen Generalfeldmarschall Fürst Wrede und bemerkte außerdem noch viele Generale und Stabsoffiziere.

Meine Eskadron defilierte in ganzen Zügen; ich blieb mit gesenktem Säbel an des Prinzen Karl Seite stehen, der mir freundlich zurief:

„Herr Rittmeister, Sie haben sich sehr brav gehalten, Se. Kaiserliche Hoheit der Großfürst hat Ihnen den Wladimir-Orden zugesichert."

Der letzte Zug meiner Eskadron war eben vorüber, als der Großfürst auf mich zuging und mir in französischer Sprache sagte:

„Für die Hilfe wird die Belohnung folgen."

Erst später, als ich mich schon in Wien befand, wurde mir der Wladimir-Orden von meinem Regimentskommando mit einem ganz kurzen Schreiben übersendet.

Ich rückte dann mit der Eskadron zu meinem Regiment ins Lager ein.

Nach einigen Tagen setzte sich die große Armee der Verbündeten wieder gegen Paris in Bewegung.

Nach manchen glücklichen Gefechten, an denen die Bayern jedoch wenig Anteil genommen hatten, da sie den rechten Flügel der großen Armee bildeten, welcher keinen großen Widerstand fand, rückten wir gegen die Höhen des Mont-

martre vor, von wo aus ganz Paris mit seinem Häusermeer übersehen werden konnte.

Dort kam auch die bayrische Armee nochmals zum Handkuß.

Die Franzosen rauften wie die Löwen, und noch spät abends, zehn Uhr, machten Prinz Karl-Chevauxlegers im Dunkel der Nacht eine Attacke auf ein französisch-polnisches Lancierregiment, wobei wir mit diesem und später, mit von französischer und bayrischer Seite herbeigeeilten Kavallerieregimentern in ein solches pêle-mêle verwickelt wurden, daß alles untereinander kam und man nicht mehr zu unterscheiden im stande war, ob man sich neben Freund oder Feind befinde.

In diesem argen Trubel wurde ich durch einen leichten Säbelhieb am rechten Daumengelenk, zu gleicher Zeit aber von einem vermutlich auf dem Boden gelegenen Lancier mit seiner Lanze durch einen Stich von unten am Mund in der Art verwundet, daß mir der obere Zahnkiefer gesprengt, die oberen drei Stockzähne ausgestoßen und das rechte Backenbein stark verletzt wurde.

Um diesen, sich immer mehr und mehr verwirrenden Knäuel endlich aufzulösen, wurde von beiden Seiten mit Kartätschen hineingefeuert, worauf endlich alles zur Truppe zurückkehrte, denn vorher wurde das Appellblasen von niemand beachtet.

Auch ich stürzte beinahe sinnlos aus der Melee heraus und fiel auf dem Formierungsplatz des Regiments ohnmächtig vom Pferde.

Der herbeigerufene Regimentsarzt ließ mich durch drei Chevauxlegers in ein nahegelegenes Dorf in ein kleines Bauernhaus zurückbringen, dessen Bewohner entflohen waren, untersuchte dort meine Wunden, reinigte sie mit Wasser und Essig und verband sie.

Die Geschwulst nahm so schnell überhand, daß ich nach einer schmerzlich durchwachten Nacht andern Tags früh nicht

mehr auf dem rechten Auge sehen und wegen der verletzten Zungennerven auch kein Wort mehr sprechen konnte.

Der Regimentsarzt brachte andern Tags den kaiserlich österreichischen Stabsarzt Hödl mit, den nämlichen, der im Jahre 1800, zu jener Zeit österreichischer Regimentsarzt, meine erste Wunde am linken Fuß geheilt hatte, obwohl er mir damals den Fuß amputieren wollte.

Danach nahm ich aus meiner Schreibtafel ein Blatt Papier und gab mich schriftlich dem Stabsarzt zu erkennen, der über das Zusammentreffen ungemein erfreut war. So fügte es sich also, daß Hödl meine erste Wunde als Kadett und meine letzte als Rittmeister unter seine Hände bekam.

Ich habe diesen geschickten Arzt später nicht mehr gesehen, sondern erfuhr nur, daß er im Jahre 1816 gestorben sei.

In das Dorf wurden mehrere Blessierte gebracht, daher man Wagen requirierte, um uns in das Armeespital in Châlons sur Marne abzuführen. Da jedoch die Bewohner teils verlaufen, teils in Kellern versteckt waren, so währte es einige Zeit, bis man mit Mühe zwei Wagen auftreiben konnte. Diese wurden so mit Verwundeten vollgepackt, daß ich und Major Pelikan von Kronprinz-Infanterie, der in der nämlichen Affäre einen Musketenschuß durch den Hals erhalten hatte, uns entschlossen, lieber auf unsere Pferde zu steigen. Obschon uns jeder Tritt des Pferdes unsinnige Schmerzen verursachte, wollten wir den Marsch nach Châlons zu Pferde machen.

Wir ließen die Wagen mit den Blessierten wegfahren und folgten ihnen eine Stunde später nach.

Dieser Entschluß war unser Glück, denn als wir abends in die Gegend der Grenze des Departements Champagne kamen, erfuhren wir, daß die Bauern im Rücken der Armee in vollem Aufstande seien und alles, was ihnen von unseren Leuten in die Hände gefallen war, erschlagen hätten.

Dies erzählte man uns in einem Dorfe, wo wir beide ein wenig anhielten, um unsere Pferde abzufüttern.

Noch hatten diese ihr Futter nicht ganz verzehrt, als ein bayrischer Blessierter, der auf einem der vor uns abgefahrenen Wagen lag und drei Säbelhiebe im Gesicht hatte, in das Dorf zurückkam und uns erzählte, daß in einem, kaum eine halbe Stunde von unserem damaligen Aufenthaltsorte entfernten, schon im Departement Champagne gelegenen Walde die zwei Wagen von Bauern angefallen und die darauf gelegenen Blessierten alle erschlagen worden wären.

Er habe noch, zu rechter Zeit vom Wagen zu springen und sich im Dickicht des Waldes unbemerkt zu verbergen, Gelegenheit gefunden und nach dem Massaker, als die Bauern mit den erschlagenen Blessierten weiterfuhren, sich hieher geschleppt.

Wir änderten sogleich unsere Route gegen Verdun zu, nahmen den verwundeten Soldaten mit uns, wo er sich abwechselnd bald auf mein, bald auf des Majors Pferd hinter den Sattel placierte.

Im Dorfe Petit Epernay, wo wir spät in der Nacht ankamen und übernachten wollten, sagte uns der brave Wirt, ein Elsässer, der sehr gut Deutsch sprach, daß auch in dortiger Gegend alles im Aufstande sei. Er verschaffte uns daher einen verläßlichen Führer, dem wir 100 Francs zusicherten, wenn er uns über das Gebirge nach Bar sur Aube bringen würde, wo ich bei Kaufmann Delvar eine gute Aufnahme zu finden hoffte.

Dieser Führer, der alle Wege und Stege sehr gut kannte, eilte immer, wenn wir an ein Haus oder Dorf gelangten, einige Schritte voraus, um zu untersuchen, ob guter Wind gehe.

So hinterlegten wir sehr beschwerliche, wegen unserer Blessuren sehr schmerzhafte, fünftägige, unausgesetzte Märsche, während welcher wir nur zweimal des Tages unsere Pferde

abfütterten und uns mit etwas Wein und Suppe labten. Unser Führer suchte hiezu gutgesinnte Bauern auf. Die Nächte mußten wir aber immer unter Gottes freiem Himmel zubringen. Endlich kamen wir in Bar sur Aube an.

Meine Erwartung wurde nicht getäuscht, und das alte Sprichwort: „Eine Hand wäscht die andere" bewährte sich auch hier.

Als wir den Ort vor uns gewahrten, hielten wir in einem einzeln stehenden Bauernhause an, welches uns der Führer als das Haus seines Bruders und also ganz gefahrlos bezeichnete.

Wir wollten unseren Führer mit dem Hause des Kaufmannes Delvar bekannt machen und schrieben ein kleines Billett folgenden Inhalts: „An Herrn Delvar, Handelsmann in Bar sur Aube, vom königlich bayrischen Rittmeister Grueber von Prinz Karl-Chevauxlegers. Überbringer wird meine Bitte mündlich vortragen."

Mit diesem Billett eilte unser Führer zur Stadt und wir folgten ihm bis auf einige hundert Schritte vor die Tore derselben, wo wir uns in einem dort befindlichen Gebüsche verborgen hielten, bis der Führer mit einer Antwort zurückkehren würde.

Unser redlicher Führer fand das Haus in kurzer Zeit und war nicht zehn Minuten abwesend, als er schon mit unserem alten Kaufherrn selbst zurückkam, welcher sich nach der vom Führer erhaltenen Auskunft beeilte, uns selbst abzuholen.

Er war ungemein erfreut, als er mich wieder sah und machte uns die Mitteilung, daß auch in und um Bar sur Aube ein allgemeiner Bauernaufstand tobe; das Militärspital in der Stadt sei schon ein Opfer des Bauerngrimmes geworden. Da er gegen unseren Führer sehr mißtrauisch war, so machte er uns eine Scheinerklärung, daß er uns unmöglich

in sein Haus aufnehmen könne, daß er uns aber durch einen vertrauten Diener weiter nach Nancy werde geleiten lassen, daher wir unseren dermaligen Führer nun hier entlohnen und entlassen möchten.

Wir bezahlten ihn statt der akkordierten 100 Francs mit 130 Francs, um ihn dadurch fernerem Stillschweigen geneigter zu machen. Wir folgten nun dem Kaufmann nach, der uns in aller Stille längs der Stadtmauer zu einer kleinen Tür führte, durch welche wir in ein, rückwärts seines Hauses gelegenes einstöckiges Gartenhaus gelangten, wo er uns erst entdeckte, daß unsere Weiterbeförderung nach Nancy nur vor unserem Führer zum Vorwand genommen wurde, damit er uns mit aller möglichen Vorsicht hier im Salon verborgen halten könne, ohne an die rebellischen Bauern verraten zu werden.

Die hohe Stadtmauer bildete die Umfassung des Gartens. Wir bekamen ein sehr hübsch eingerichtetes Zimmer. Zu ebener Erde war ein leerer Raum, wo gewöhnlich die Gartengerätschaften aufbewahrt wurden. Dieser wurde für unsere Pferde bestimmt; unser blessierter Gemeiner erhielt eine Bettstelle in einem ebenerdigen Kämmerchen zugesichert.

Wir mußten uns vorläufig ganz still verhalten. Delvar verschloß alle Fenster mit Laden und ließ uns dann kurze Zeit allein, um in sein Vorderhaus zu eilen und nach wenigen Minuten mit Frau und Töchtern wieder zu kommen, welche uns nach herzlicher Begrüßung alle notwendigen Sachen nach und nach zutrugen. Unter Tags sahen wir niemand vom Hause, aber abends kamen täglich Frau und Töchter mit frischen Speisen und Getränken, welche immer in so großen Quantitäten gebracht wurden, daß wir andern Tags noch kalte Küche davon erübrigten.

Das größte Mißbehagen fühlten wir dadurch, daß der Salon, der allerdings heizbar gewesen wäre, um durch den

Rauch kein Aufsehen zu machen, in den kalten November- und Dezembertagen nicht beheizt werden durfte, daher wir den ganzen Tag in unseren sehr federreichen Betten liegen mußten, um uns zu erwärmen.

Die guten Leute waren äußerst furchtsam und getrauten sich auch nicht, einen Arzt zu uns zu rufen; wir mußten uns mit der Pflege der Kaufmannsfrau begnügen, welche täglich unsere Wunden reinigte und bepflasterte, wovon wir freilich wenig Erfolg verspürten.

Das meiste unserer herrlichen Küche wurde in der ersten Woche immer unserem blessierten Gemeinen zu teil, da weder ich, noch der Major, außer Suppe und Saucen etwas zu uns nehmen konnten, was dem Manne, der nur Säbelhiebe im Gesicht hatte, sehr gut zu statten kam.

Dieser dankbare Mensch wartete dagegen unsere Pferde. Erst in der zweiten Woche waren wir im stande, sehr weich gekochte Speisen zu genießen, da bei uns beiden die Geschwulst im Innern des Mundes und Halses bedeutend abgelaufen war; die Eiterung unserer Wunden nahm aber, von Tag zu Tag, mehr zu und ich befürchtete, mein rechtes Auge zu verlieren, da ich auf demselben gar keinen Schein mehr hatte und dasselbe sowie das Backenbein mit Geschwüren bedeckt waren. Die gute Frau Delvar bemühte sich täglich, aber fruchtlos, diese ekelhaften Stellen zu reinigen.

In der dritten Woche konnten wir schon weichgesottenes Fleisch konsumieren, auch kalter Braten, wenn er weich war, mundete uns. So ging es, von Woche zu Woche, mit dem Schlucken und Verdauen zwar besser, aber die Suppurationen in den Wunden wurden in eben dem Grade heftiger.

Endlich nach sechs Wochen kam unsere Erlösung.

Fürst Schwarzenberg entsendete unter FML. Alois Fürsten zu Liechtenstein ein fliegendes Korps von 6000 Mann in die Provinz Champagne, welches die rebellischen Bauern

wieder zur Ruhe und Ordnung brachte und diese Gegenden wieder sicherte.

Beim Einmarsch des Korps in Bar sur Aube zeigte unser Kaufherr dem Fürsten unser sechswöchentliches Verweilen in seinem Hause an und bat um einen Militärarzt.

Der Fürst belobte das menschenfreundliche Benehmen unseres Hausherrn und schickte uns sogleich einen Regimentsarzt, der unsere Wunden untersuchte und sie besonders bei mir etwas bedenklich fand. Wir wurden aus dem Gartensalon in das Haus des Kaufherrn einquartiert, wo wir zwei schöne Zimmer bezogen, die wir aber nur noch vier Tage bewohnten, weil wir auf Anraten des Regimentsarztes in das Armeespital nach Basel instradiert wurden. Trotz unserer Schwäche wollten wir die Reise dahin wieder auf unseren Pferden antreten.

Fürst Liechtenstein besuchte mich am dritten Tage nach seiner Einrückung als alten Bekannten aus der russischen Kampagne. Da ich dem Fürsten die edle Behandlung unseres Hausherrn neuerdings erzählte, von welcher er schon durch den Regimentsarzt Kenntnis hatte, dankte ersterer der achtungswerten Familie im Namen der Armee, und versprach, diese ehrenvolle Handlungsweise dem Feldmarschall mitzuteilen, um eine besondere Belohnung zu erwirken. Dies lehnte jedoch der Kaufmann ab, da er seinerzeit nach der Räumung der Provinz durch die eigenen Bewohner nur Schlimmes zu ertragen haben würde.

Wir schieden mit Tränen von diesen biederen Leuten, von denen ich leider gar nichts mehr in Erfahrung brachte, nachdem drei Briefe, die ich später schrieb, stets unbeantwortet blieben. Wahrscheinlich sind sie gar nicht an ihn gelangt, oder er getraute sich nicht, sie zu beantworten, oder gingen die Antworten verloren.

Von Bar sur Aube in Basel angekommen, wurden wir wegen Überfüllung des Armeespitales mit österreichischen Blessierten nach Freiburg im Breisgau instradiert.

Meine fünf Handpferde, welche während der Schlacht am Montmartre beim Armeedepot in der Gegend von Châlons sur Marne standen und die ich daher schon verloren glaubte, da auch in jenen Gegenden die Bauern sich erhoben hatten, erschienen acht Tage nach meiner Ankunft in Freiburg mit den zwei Reitknechten wohlbehalten daselbst. Die zwei Burschen hatten, als der Aufstand sich regte, die Flucht über das Gebirge nach Basel ergriffen, wo sie in einem Gasthause schon acht Wochen bequartiert lagen. Zufällig erfuhren sie meinen Durchritt nach Freiburg, wohin sie mir dann folgten.

In Freiburg fanden wir den Leutnant Corsé meiner Eskadron, der schon in der zweiten Affäre von Bar sur Aube blessiert wurde. In das Feldspital in Freiburg sollten nur Österreicher aufgenommen werden, durch seine Bekanntschaft mit dem österreichischen Platzobristen erwirkte Corsé, daß auch wir Bayern im dortigen Feldspital einen Platz erhielten, d. h. in der Stadt bequartiert und von österreichischen Ärzten behandelt wurden.

Ich kam in den Gasthof „zum Schnecken"; der kaiserliche Oberarzt Dr. Sinmayer, welchen ich noch von den Herzog Albert-Kürassieren kannte, wo er Unterarzt war, wurde zu meiner Behandlung bestimmt.

Meine Wunde hatte indessen den höchsten Entzündungsgrad erreicht; durch vier Wochen litt ich die wütendsten Schmerzen.

Endlich in der fünften Woche meines beständigen Betthütens, ich unterlag heftigen Kopffiebern, zeigten die Heilmittel ein günstiges Resultat und ich genas mit jedem Tage zusehends.

Mein Leutnant Corsé war in der Zwischenzeit von seiner Verwundung ganz hergestellt und wollte zum Regiment einrücken, welches nach geschlossenem Frieden von Paris nach Speyer verlegt wurde, allein da mir mein Arzt versicherte,

12*

daß ich in zehn bis zwölf Tagen ebenfalls zum Regimente würde abgehen können, so beredete ich Corsé, diese kurze Zeit noch in Freiburg zu verweilen, um dann gemeinsam nach Speyer abzumarschieren.

Wie oft habe ich später bedauert, ihn dazu bewogen zu haben,' da ich glaubte, mir sein späteres Unglück zur Last legen zu müssen. Ich will des Vorfalles, der sich um acht Tage später ereignete, in gedrängter Kürze erwähnen.

Freiburg war ausschließlich als Feldspital für österreichische Verwundete bestimmt und daher vom österreichischen Armeekommando jede Truppeneinquartierung verboten.

Einige Tage später, nachdem mir Corsé versprochen hatte, bis zu meiner gänzlichen Herstellung in Freiburg zu bleiben, kam der russische Kosakengeneral Prinz Yermoloff mit einem Kosakenpulk nach Freiburg und forderte für längere Zeit die Einquartierung in der Stadt.

Da die Munizipalität dies unter Vorweisung des österreichischen Armeekommandodispens ablehnte, so quartierte sich Yermoloff mit Gewalt ein; für seine Person bezog er den Gasthof zum „Zähringer Löwen". Da in der inneren Stadt alle Privathäuser mit verwundeten Offizieren belegt, die Mannschaften vom Feldwebel abwärts in der zum Spital hergerichteten Kaserne untergebracht waren, so ließ er seine Kosaken in der, nach Basel zu gelegenen, Vorstadt bequartieren.

Die österreichischen Offiziere, welche sich größtenteils auf dem Wege der Rekonvaleszenz befanden, fühlten sich davon umsomehr tuschiert, als Prinz Yermoloff gleich am ersten Tage seiner gewaltsamen Einquartierung die Order kundgemacht hatte, daß täglich um 8 Uhr abends alle Gasthäuser gesperrt sein sollten. Man war bisher oft bis nach Mitternacht in den verschiedenen Gasthäusern unter Spiel und Konversation beisammen geblieben und sollte nun in der bisherigen Gepflogenheit durch Willkür gestört werden.

Major Pelikan, Leutnant Corsé und ich waren anfangs die einzigen bayrischen Offiziere, erst vor kurzem war auch noch ein bayrischer Leutnant H. in das österreichische Feldspital aufgenommen worden.

Es war am zweiten Tage nach Yermoloffs Einmarsch, als ich zum ersten Male abends das Theater besuchte. Ich staunte, als ich beim Eintritt alle österreichischen Offiziere mit umgeschnallten Säbeln erblickte, was, wie ich wußte, sonst nie der Fall war, weshalb auch ich ohne Säbel gekommen war.

Mehrere Offiziere sprangen gleich auf mich zu, darunter auch der k. k. Oberleutnant Betzek, ein geborener Freiburger, als Major in Pension zu Kufstein erst unlängst gestorben. Dieser sagte mir, ich möchte nur auch meinen Säbel holen, denn heute würde es zu einer Affäre mit den Kosaken kommen, welche sich unterfangen hätten, gestern abends einen österreichischen rekonvaleszenten Kavallerieoffizier durch eine ihrer Patrouillen aus dem „Zähringer Löwen" auf die Gasse hinauszuwerfen.

Ich eilte in meine Wohnung, nahm meinen Säbel und kehrte wieder in das Theater zurück.

Betzek teilte mir nun den Plan des Offizierskorps mit, nach dem Theater sich zum „Zähringer Löwen" zu begeben und dort in corpore abzuwarten, ob man sie auch heute abschaffen würde, wo dann die russische Patrouille zum Gasthofe hinausgeworfen werden sollte.

Nach dem Theater versammelten sich die Offiziere auf dem Platze vor dem Theatergebäude. Ich billigte zwar den gefaßten Plan, jedoch mit der einzigen Abänderung, daß ich den Gasthof zu den „zwei Schwertern", gerade dem „Zähringer Löwen" gegenüber, als Rendezvous vorschlug, um keinen positiven Anlaß zu Streitigkeiten zu geben, indem die Russen, unter dem Vorwande, ihrem im „Zähringer Löwen" bequartierten General Ruhe zu schaffen, in der Folge immerhin

einigen Grund zu Feindseligkeiten anführen könnten, falls ein, von einer oder der anderen Seite verübter Exzeß zur späteren Untersuchung kommen sollte.

Alles trat meiner Meinung bei und so schritten wir, samt und sonders über 200 Offiziere, zu den „zwei Schwertern", ließen uns in diesem großartigen Hotel die zwei oberen großen Säle öffnen und placierten uns mit umgeschnallten Säbeln an die Tische. Es wurde getrunken, gespielt und gesungen, kurz: wir saßen recht fröhlich und heiter beisammen.

Nach 8 Uhr erwarteten wir die russische Abschaffungspatrouille, die aber nicht erschien.

Es schlug 12 Uhr Mitternacht und wir hörten Säbelgeklirr über die Treppe heraufkommen.

Wir machten uns alle kampffertig und warteten in gespannter Aufregung. Allein statt der Patrouille erschienen acht Kosakenoffiziere, begrüßten uns als Kriegskameraden recht freundlich und erbaten sich, da sie als Livländer alle gut Deutsch sprachen, die Erlaubnis, an unserer Gesellschaft teilnehmen zu dürfen.

Wir standen alle von unseren Sitzen auf und bewillkommten sie ebenso freundschaftlich. Wir ließen ihnen Champagner vorsetzen; sie waren die Ersten, die dem Kaiser von Österreich, dem Feldmarschall Schwarzenberg und dem Feldmarschall Wrede lebhafte Toaste ausbrachten.

Wir erwiderten diese mit solchen auf ihren Kaiser, auf Feldmarschall Paskiewitsch, der mit uns nach Frankreich gezogen war, sowie auf ihr Offizierskorps und waren recht heiter und gemütlich mit ihnen, bis die zweite Morgenstunde schlug. Jetzt brachen wir alle auf und gingen nach Hause. Vor dem Gasthofe beurlaubten sich die Kosakenoffiziere und zogen ebenfalls ihrer Wege.

Mein Leutnant Corsé, der mit Betzek in ein und dem nämlichen Hause bequartiert war, ging, wie uns der letztere

später erzählte, Arm in Arm mit ihm, bis zu ihrer Wohnung. Vom Champagner waren beide benebelt. Als sie zu ihrem Hause kamen, schlug Corsé vor, nach dem „Zähringer Löwen“ umzukehren, um sich auch dort umzusehen. Betzek stimmte mit ein, und da sie in jenem Gasthofe zu ebener Erde noch Licht sahen, traten sie ein.

Ein Kosakenoffizier, jedoch keiner von denen, die früher bei uns waren, saß ganz allein an einem Tische, auf welchem viele Weingläser standen, ein Beweis, daß früher eine größere Gesellschaft, und zwar vermutlich die bei uns erschienenen acht Offiziere, gezecht haben dürften.

Corsé und Betzek nahmen an einem anderen Tische Platz, dem Russen vis-à-vis, und forderten vom Kellner Wein.

Hierauf verlangte der stark betrunkene Kosakenoffizier eine Flasche Champagner, schlug mit einem Messer den Hals derselben ab, schenkte sich einige Gläser nacheinander ein, die er immer gleich hinunterstürzte und warf schließlich die halbentleerte Flasche nach dem Tisch, an welchem Corsé und Betzek saßen.

Ganz natürlich sprangen die beiden von ihren Sitzen auf und stürzten auf den Russen los.

Nun muß bemerkt werden, daß sich, wie überall in den Freiburger Gasthöfen, in der Stube eine in den Keller hinabführende Tür befand.

Hinter dieser Tür waren, ohne Zweifel mit Wissen des Kellners, sieben bewaffnete Kosaken, wie sich bei der späteren Untersuchung ergab, schon den ganzen Tag über verborgen, weil sie, wie am Vorabend, österreichische Offiziere erwarteten.

Während sich Corsé und Betzek dem russischen Offizier nahten, stießen die Kosaken die Kellertür auf und drangen mit entblößten Säbeln auf die beiden Offiziere ein, welche kaum Zeit fanden, die ihren zu ziehen.

Sie fochten kurze Zeit mit den zahlreichen Gegnern, wurden jedoch von der Übermacht in eine Ecke der Stube

gedrängt, wo Corsé einen Hieb über die Stirne erhielt und tot zur Erde fiel, während Betzek, mit sieben Stichwunden bedeckt, entwaffnet und besinnungslos, zum Fenster auf die Straße hinausgeworfen wurde.

Eine vorübergehende, österreichische Patrouille machte sofort Lärm.

Ich mochte unterdessen schon eine halbe Stunde fest geschlafen haben, als man heftig an meine Zimmertür klopfte. Es war mein Hauswirt, der mich bat, aufzumachen, worauf er mir mitteilte, daß die ganze Stadt über die mir nun zu Ohren kommenden, im „Zähringer Löwen" verübten Untaten in Aufruhr sei.

Im nämlichen Momente ertönte auch schon das Sturmgeläute von den Türmen und ein fürchterliches Lärmen auf der Straße. Ich konnte mir den ganzen Vorfall nicht zusammenreimen, kleidete mich aber schnell an und eilte nach dem „Zähringer Löwen".

Die ganze, über die gewaltsame Einquartierung des Prinzen Yermoloff ohnehin erbitterte Bürgerschaft war unter Waffen und hatte sich unter wildem Geschrei bei dem erwähnten Gasthof gesammelt.

Das Hotel war verschlossen. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß die Kosaken aus der Baseler Vorstadt angesprengt kämen.

Die bewaffneten Bürger hießen die unbewaffneten Zuläufer Platz machen und harrten mit geladenen Gewehren der avisierten Kosaken.

Diese sprengten auch bald mit gefällten Lanzen beim Baseler Tor herein, machten aber beim Erblicken so vieler, gegen sie in Anschlag liegender Gewehrläufe „Halt" und wendeten nach einem kleinen Stillstand nach der Vorstadt um.

Nun ging es drunter und drüber. Alles stürmte gegen den „Zähringer Löwen". Man versuchte, die geschlossene

Haustür mit den Gewehrkolben einzustoßen und sich des dort wohnenden Prinzen Yermoloff zu bemächtigen, der ganz gewiß ein Opfer der Volkswut geworden wäre. Die Haustür gab zum Glück nicht nach; man wollte nun die geschlossenen Fensterladen einschlagen, aber auch diesem Versuch widerstanden die festen, mit Eisenblech beschlagenen Fensterbalken.

In der Zwischenzeit ritt der Platzkommandant, ein österreichischer Obrist, mit einigen bei ihm kommandierten österreichischen Dragonern unter das Volk und ersuchte, sich zu beruhigen und versprach strenge Bestrafung und Genugtuung; schließlich forderte er ruhiges Auseinandergehen. Niemand rührte sich jedoch vom Platze.

Prinz Yermoloff öffnete unterdessen ein Fenster im ersten Stocke seiner Wohnung und ersuchte mit lauter Stimme den Platzkommandanten, sich zu ihm hinauf zu bemühen.

Im nämlichen Augenblick fielen einige Gewehrschüsse gegen Yermoloff, der sich eiligst vom Fenster zurückzog, da die Kugeln hart an seiner Seite in die Fensterbalken schlugen.

Der Platzkommandant wendete sich abermals an den tobenden Bürgerhaufen, welcher den unbedingten Abmarsch des Prinzen mit seinen Kosaken forderte.

Nach langem Mühen und unter Zutun des Freiburger Bürgermeisters und einiger Geistlichen gelang es endlich, das Volk zu bewegen, sich zurückzuziehen, um mit Yermoloff im Gasthofe unterhandeln zu können. Die bewaffneten Bürger gingen nach Hause und das Volk zerstreute sich.

Als die Gasse geräumt war, begab sich der Platzobrist mit mir und einem österreichischen Hauptmann zum Prinzen Yermoloff, um von ihm sofortigen Abzug zu fordern.

Das Haustor wurde hinter uns wieder geschlossen. Der Prinz war sehr ergriffen und gestand alles zu, was verlangt wurde, so auch die unverweilte Arretierung und Auslieferung des betreffenden Kosakenoffiziers und seiner sieben Leute.

Diese acht Individuen wurden dem Platzobristen vom russischen Adjutanten übergeben und unter Militäreskorte in die Fronfeste abgeführt.

Der Kosakenpulk erhielt die Order, sich vor dem „Zähringer Löwen" zum Abmarsch aufzustellen, wo sich Yermoloff, nachdem er sich wegen Aufgeregtheit eine Ader hatte öffnen lassen, an ihre Tete setzte und mit seinem ungefähr 500 Mann starken Pulk ruhig zum Kinzinger Tor auf der Straße nach Offenburg abrückte.

Die in der Straße gewesenen Bürger und der Volkshaufe hatte sich mittlerweile unbemerkt in den Gärten außerhalb des Tores, welche rechts und links des Weges nach Offenburg liegen und mit kleinen Steinmauern versehen sind, gesammelt.

Als die im Trab herannahende Kosakenkolonne vorüber kam, erhob sich alles und bediente die Kosaken mit einem Steinregen von beiden Seiten, so daß sie im förmlichen Sinne des Wortes Gassen laufen mußten, wobei mancher übel zugerichtet worden sein mag. Der Marsch wurde in stärkster Karrière bis hinter diese Gärten fortgesetzt.

Andern Tags wurde Leutnant Corsé mit allen militärischen Ehren zu Grabe geleitet, wobei das ganze österreichische Offizierskorps und alle Honoratioren der Stadt unter großem Zulaufe und allgemeiner Teilnahme des Volkes die Begleitung bildeten. Der Stadtpfarrer führte mit seinen Kaplänen den Leichenkondukt und hielt die Exequien.

Am vierten Tage nach der Ermordung Corsés kam der kaiserliche russische GLt. Baron Ertl mit einem Stabsauditor nach Freiburg, da selber, über die an das österreichische Hauptquartier von diesem Vorfalle erstattete Anzeige des Platzkommandos, als Untersuchungskommissär vom Kaiser Alexander abgeordnet wurde, der uns allen die eklatanteste Satisfaktion zugesichert hatte.

Es wurde auch sogleich eine Untersuchungskommission von drei russischen und drei österreichischen Offizieren unter dem Präsidium eines russischen Stabsoffiziers mit allen Gliedern eines Kriegsgerichts zusammengesetzt, in welches auch österreichische Mannschaft vom Feldwebel abwärts gewählt wurde. Das kundgemachte Urteil verlangte, daß sowohl der Offizier als die sieben Kosaken mit dem Tode durch Pulver und Blei bestraft werden sollten. Der Kellner wurde freigesprochen, da es sich herausstellte, daß er mit Gewalt, und zwar unter Androhung des Todes, zur Mithilfe, respektive Verbergung der Mörder gezwungen worden war.

Die Exekution hatte im Fort Louis, wo eine russische Garnison stand und wohin die acht Verurteilten in Eisen abgeführt wurden, am achten Tage nach der Publikation des Urteils vollzogen zu werden. Als Zeugen wurden vom Feldmarschall drei österreichische Offiziere nach Fort Louis beordert.

Bei ihrem Eintreffen wurde denselben bedeutet, daß die russische Garnison bereits zwei Tage vorher, samt den acht zum Tode Verurteilten, nach Warschau abmarschiert sei, wo dann die Exekution stattfinden würde.

Später verrauchte der ganze Eklat und alles fiel der Vergessenheit anheim.

Ich verließ nach einigen Tagen Freiburg und reiste zu meinem Regimente, welches mittlerweile von Paris nach Speyer zurückmarschiert war, um meine Eskadron wieder zu übernehmen.

Noch am nämlichen Abend, an welchem ich mich bei meinem Obersten meldete, hatte ich schon wieder neue Beleidigungen erfahren. Im Gasthause hatte man mich gleich damit begrüßt: „Warum hat nicht lieber Sie der Teufel geholt, statt unseres armen Corsé!“

Zwei am nächsten Nachmittage stattgefundene Duelle waren die Folge dieser Äußerung. Jeder der beiden Herren

bekam einen tüchtigen Hieb in den rechten Arm, sonderbarerweise beide auf dem nämlichen Fleck.

Nach diesen Duellen rückte ich zu meiner Eskadron ein, welche im Dorfe Germersheim, zwei Stunden von Speyer entfernt, bequartiert war, und während meiner Abwesenheit von Oberleutnant Baron P. kommandiert wurde.

In diesem Dorfe hatte Baron Perglas, der in Mannheim domizilierte, ein Prachtschloß, in welchem ich den ganzen ersten Stock zu meiner Disposition hatte. Derselbe bestand aus einer Enfilade von sechs schön möblierten Zimmern, in der Mitte ein großer Speisesaal, von wo aus man über zwölf Stufen in den herrlichen, nach französischem Geschmack angelegten Garten hinabsteigen konnte.

Mein erster Wachtmeister Windsberger war zu ebener Erde in einem Zimmer bequartiert; ich ließ diesen braven Unteroffizier, der mir mit wahrer Kindesliebe zugetan war, täglich mit mir am Tische speisen.

In diesem prachtvollen Schlosse lag ich vier Monate im Quartier; im zweiten Monate meines Aufenthaltes kam der Baron mit seinen zwei liebenswürdigen Töchtern Amalie und Polixena, um im Sommer hier zu verweilen.

Als die Herrschaften wieder abgereist waren, wurde ich mit meiner Eskadron nach Maikammer, vier Stunden von Germersheim, verlegt. Dort fand ich bei einem alten, pensionierten badischen Hofrat ein sehr gutes Quartier, wo ich immer an seinen vortrefflichen Tisch gezogen wurde.

Täglich nach Tisch ritt ich zu meinem Kameraden, Rittmeister Sch., welcher eine Stunde von Maikammer in einem hübschen Marktflecken im Quartier lag und seine Frau und unverheiratete Schwester bei sich hatte.

Mit diesem Fräulein, Bernhardine Freiin v. Sch., trug sich ein sehr unglückliches Ereignis zu.

Es war nämlich eines schönen Nachmittags, als wir, was früher schon öfter geschah, mitsammen einen Spazierritt machten. Ihr Bruder, der Rittmeister, begleitete uns manches Mal und auch andere Offiziere des Regiments schlossen sich der Kavalkade an.

Gerade an diesem Nachmittag war ihr Bruder nicht aufgelegt, den Ritt mitzumachen, und da auch sonst kein Offizier zugegen war, das Fräulein aber durchaus reiten wollte, so ritten wir zwei mit einem Reitknechte ab.

Wir kamen aus dem Marktflecken auf eine schöne Ebene; Bernhardine wünschte zu traben, ersuchte mich aber, wie immer, etwas zurückzubleiben, da sich ihr Pferd erhitze, wenn selbes knapp an seiner Seite ein mittrabendes Pferd bemerke.

Ich ritt daher, einige zwanzig Schritt hinter ihr, nach.

Ich vermute, daß dem Fräulein während des Trabens nicht wohl geworden sein mußte, da ich wahrnahm, daß sie mit ihrem, im Bügel stehenden Fuß das Pferd durch öfteres Berühren sehr beunruhigte, dabei auch die Zügel gänzlich nachließ und sich mit beiden Händen am Ausbuge des Sattels festhielt.

Ich rief Bernhardine zu, die Zügel in der Hand zu behalten, allein ohne mich zu hören trabte sie schnell und immer schneller, bis zuletzt das Pferd in Galopp einfiel und ich bemerken konnte, daß der Gaul bald in Karrière übergehen würde. Jetzt sprengte ich vor, um das Pferd einzuholen und die Zügel zu nehmen, aber in dem Momente, stürzte das Pferd und das Fräulein flog weit im Bogen auf die Straße.

Ich sprang schnell aus dem Sattel, wollte Bernhardine aufheben, allein sie lag regungslos, da sie sich im Sturze das Genick gebrochen hatte.

Noch heute schaudere ich bei der Erinnerung an diese Katastrophe und überlasse dem Leser, meine Gefühle zu beurteilen.

Schnell entsendete ich den Reitknecht in das Städtchen um einen Chirurgen, der bei seiner Ankunft leider nichts mehr helfen, sondern nur den Tod der Ärmsten bestätigen konnte. Durch die aus dem Städtchen herbeigeeilte Menschenmenge glaubte ich bestimmt, daß sich der Ruf unseres Unglücks schon in der Stadt verbreitet haben mußte und kehrte tief traurig in das Haus Sch. . . s zurück, wo ich alles in der aufgeregtesten Stimmung zu treffen vermutete.

Allein, war es Zufall oder vorsichtige Schonung seitens der Leute, niemand wußte noch etwas, wie ich beim Absteigen im Haushofe erfuhr. Desto schwerer wurde mir meine Aufgabe, der ruhig im Zimmer sitzenden Familie das Unglück mitzuteilen.

Mein verstörtes Aussehen fiel augenblicklich auf.

Ich weiß selbst nicht mehr, auf welche Art ich das schreckliche Ereignis vorbrachte; kurz, die mir gemachten bitteren Vorwürfe trieben mich zuletzt aus dem Hause und die Familie Sch. faßte ein unzerstörbares Haßgefühl gegen mich, was um so unsinniger war, als ich selbst an diesem Unglück ganz unschuldig und davon so angegriffen war, daß ich mehrere Tage krank im Bette bleiben mußte.

Die Aufzeichnungen fahren nun in der Schilderung der wenig erquicklichen Verhältnisse fort, die sich aus der Unbeliebtheit Gruebers im Regimente ergaben. Da sich hiebei nur frühere Vorgänge wiederholen, die zur Verschärfung der gegenseitigen Beziehungen führten, soll es unterlassen werden, das Kapitel endloser Reibungen im einzelnen wiederzugeben.

Man kann den Standpunkt der Offiziere von Prinz Karl-Chevauxlegers begreifen; der für sie als Ausländer geltende Grueber hatte ihnen trotz sonstiger, hoher Tüchtigkeit doch schon recht unangenehme Stunden bereitet, wiewohl der Ausgangspunkt aller Konflikte ihm nicht zu Lasten geschrieben werden darf. König Max Josef hatte dem Rittmeister absichtslos durch die Anerkennung der Überlegenheit seiner aus Österreich mitgebrachten

kavalleristischen Anschauungen über die bisher in Bayern richtunggebenden Prinzipien eine außerordentlich schwierige Position bereitet. Ob sich der durch fortgesetzte Anfeindungen schwergereizte Mann in allen seinen zahlreichen Ehrenhändeln nicht gelegentlich auch von seinem Temperament hinreißen ließ und dann die unleidliche Situation zum Teil mitverschuldete, läßt sich schwer nachweisen.

Sein zwanzigstes Duell focht er mit seinem Obristen aus, den er blutig zurichtete. Als es in der weiteren Folge noch zu einem Zweikampfe mit dem im Regimente dienenden Neffen des Königs, Oberleutnant Grafen v. Zweybrücken, kam, der mit des letzteren fast tödlicher Verwundung endigte, war Gruebers Verbleiben in der bayrischen Armee unmöglich geworden.

Mit knapper Not konnte er aus Speyer entkommen. Seine Reise ging über Mannheim, Stuttgart und Braunau gegen Wien.

Die Schilderungen seiner nächsten Schicksale möge der Leser wieder aus seinen eigenen Aufzeichnungen erfahren.

Meine Absicht war, dem eben in Wien beim Monarchen-Kongresse anwesenden König Max über die letzten Vorfälle Aufschluß zu geben, ihn um Begnadigung zu bitten und im schlimmsten Falle wieder österreichische Dienste zu nehmen.

Meine Reise ging ohne Anstand bis Strengberg in Niederösterreich vor sich, allein dort traf ich unglückseligerweise den ehemaligen Oberleutnant Kramer von Albert-Kürassieren als Postmeister, der mich als alten Kriegskameraden in seiner Herzensgüte beredete, ein paar Tage bei ihm zu verweilen, was ich in der Freude des Wiedersehens um so bereitwilliger zusagte, als ich von der angestrengten Reise und den erlittenen Widerwärtigkeiten ganz erschöpft war.

Allein ich hätte bedenken sollen, daß es von größter Wichtigkeit war, dem König Max die erste Nachricht von meinem Mißgeschicke zu bringen und alle Veranlassungen hiezu aufzuklären, indem der erste Eindruck der mächtigste und dauerndste ist.

Zu spät gelangte ich zu dieser Überzeugung.

Den zweiten Tag meiner Ankunft in Strengberg passierte ein bayrischer Kurier die dortige Post; mir wurde es klar, daß dieser wahrscheinlich den Tod des Oberleutnants Grafen Zweybrücken zur Kenntnis Wredes und somit auch des Königs bringen dürfte.

Ich hatte weder Rast noch Ruhe mehr und reiste noch am nämlichen Abend ebenfalls nach Wien ab; es war leider schon zu spät.

In Wien stieg ich bei Kaufmann v. L. ab, dem Schwager des Generals Minutillo, wo ich mit aller Freundschaft und Teilnahme aufgenommen wurde. Es war abends 6 Uhr (14. Dezember 1814), als ich mit L. zu General Minutillo in das Schwarzspanierhaus am Glacis eilte; auch dort wurde mir die herzlichste Aufnahme zu teil.

Andern Tags früh war mein erster Gang zu Feldmarschall Wrede, der am Kohlmarkte wohnte.

Sein Kammerdiener, der mir sagte, daß der Fürst noch zu Bette sei, meldete mich, um eine spätere Stunde für meinen Empfang zu erbitten.

Es verstrichen kaum zehn Minuten, als der Feldmarschall selbst aus einem Nebenkabinett eintrat und, mich erblickend, mit Staunen bemerkte, wie er nicht gewußt hätte, daß mir ein Urlaub bewilligt worden sei.

Ich erzählte ihm den ganzen Vorfall mit Zweybrücken und schloß meinen Bericht mit den Worten: „Wenn Euer Durchlaucht erlauben, will ich versuchen, bei Sr. Majestät dem Könige vorzukommen und um Gnade zu bitten.“

Der Fürst fragte mich, ob Zweybrücken tot sei. Als ich beteuerte, hievon nichts Bestimmtes sagen zu können, erwiderte er nur:

„Jeder Versuch wird fruchtlos sein, ich rate Ihnen, zum Regiment zurückzukehren, sich dem Kriegsgerichte zu stellen,

denn Sie werden keine Audienz bekommen, da der König Nachricht hat, daß es mit seinem Neffen übel stünde."

Was ich in Strengberg vermutete, fand ich durch diese Äußerung bestätigt.

Der Fürst entließ mich und ich eilte in die Hofburg, wo der König Max im Amalienhofe seine Appartements bezogen hatte.

Im Vorzimmer traf ich den bayrischen GLt. Grafen Pappenheim, einen biederen, edlen Mann, der mir schon zu Trivas Zeiten öfters sein Wohlwollen zu erkennen gegeben hatte.

Er war damals erster Generaladjutant des Königs.

Freundlich trat er mir entgegen, bedauerte mich wegen des unglücklichen Vorfalles mit dem Neffen des Königs, welchem bereits die Nachricht zugekommen sei, daß Zweybrücken rettungslos verloren wäre. Er ging jedoch in das königliche Kabinett, um für mich bei Sr. Majestät Einlaß zu erbitten; nach wenigen Augenblicken kehrte er mit dem Bedeuten zurück, daß mich Se. Majestät um 10 Uhr erwarte.

Ich empfahl mich der Fürsorge des Generalleutnants, die er mir wohlwollendst zusicherte, und verließ das Vorzimmer. Als ich über die große Burgtreppe hinabging, stieg eben FM. Wrede en pleine parade herauf.

Schlag 10 Uhr erschien ich abermals in des Königs antichambre; der gute GLt. Graf Pappenheim kam mir mit freundlicher, aber trüber Miene entgegen, nahm mich bei der Hand und sagte:

„Lieber Rittmeister! Der König läßt Sie nicht vor, man hat alles hintertrieben. Se. Majestät befehlen Ihnen, den Rat des Feldmarschalls zu befolgen und sich in Bayern dem Kriegsgericht zu stellen. Der Feldmarschall hat dem Könige eine vom ganzen Offizierskorps des Prinz Karl-Chevauxlegerregiments unterfertigte Beschwerdeschrift übergeben, worin

Sie als ein unverbesserlicher querelleur geschildert werden, da Sie während Ihrer Dienstleistung im Regiment einundzwanzigmal zu Duellen herausgefordert und manchen Offizier dienstuntauglich gemacht hätten, daß endlich Graf Zweybrücken nur als Opfer Ihrer unbezähmbaren Leidenschaft und Unverträglichkeit gefallen sei."

Ich bestätigte dem Generalleutnant die Zahl der Duelle, bewies ihm aber, daß ich nie die beleidigende Veranlassung hiezu gegeben hatte.

Nachdem ich ihm das Duell mit dem Obristen detailliert hatte, fragte ich ihn: „Würden Euer Exzellenz in diesem Falle anders gehandelt haben?", worauf er erwiderte: „Wahrhaftig, nein; wenn sich das alles so verhält, wie Sie es schildern, so durften Sie gar nicht anders handeln; ich werde dem Könige alles vorbringen, allein, ob meine Verwendung bei so mächtigen Gegnern, die Sie zu verfolgen scheinen, etwas fruchten wird, daran zweifle ich sehr."

Pappenheim billigte mein Vorhaben, wieder in österreichische Militärdienste zu treten, und sagte mir, daß ich ihm ein Quittierungsgesuch überbringen möge, er wolle sich bemühen, vom Könige meine Entlassung aus bayrischen Diensten zu erwirken.

Andern Tags überbrachte ich dem GLt. Pappenheim mein Quittierungsgesuch; acht Tage später, erhielt ich durch seine Verwendung die königliche Demission, worauf ich meine weiteren Versuche begann, um in österreichische Dienste als Offizier eintreten zu können.

Mein erster Gang mit General Baron Minutillo war zu Feldmarschall Schwarzenberg.

Ich trug ihm meine Verhältnisse wahr und offen vor, doch war ich kaum mit meinem Vortrage zu Ende, als mir der Fürst entgegnete, daß ihm um meine Person wahrhaft leid sei. Er kenne mich aus der russischen Kampagne als

einen ausgezeichneten Offizier, allein er glaube, in diesem Momente zu meinen Gunsten durchaus nichts tun zu können, ohne Se. Majestät, den König von Bayern, zu brüskieren. Feldmarschall Wrede sei schon vor einigen Tagen bei ihm gewesen, habe ihm des Königs tiefe Entrüstung über mich kundgegeben, da, nach inzwischen eingelaufenen Nachrichten, sein Neffe, wenn er nicht sterben sollte, doch für seine Lebenszeit gänzlich dienstunbrauchbar bleiben würde.

Fürst Schwarzenberg wies mich zu dem Großfürsten Konstantin, der eben auch in Wien anwesend war, damit er mich, der durch ihn den Wladimir-Orden erhalten hatte, in russische Dienste nehme.

Traurig verließ ich mit Minutillo das Palais und suchte das Hotel des kaiserlich-russischen Gesandten, Fürsten Rasumovski, auf, um ihn zu bitten, mich dem Großfürsten vorzustellen.

Rasumovski, ein bekannter Menschenfreund, dem ich meine unglückliche Lage unumwunden erzählte und die Veranlassung meiner russischen Dekorierung bekanntgab, lud mich ein, mit ihm am nämlichen Nachmittage zum Großfürsten zu fahren.

Als wir in dessen Wohnung angelangt waren, mußte ich im Vorzimmer warten, während er sich in die inneren Gemächer begab. Ungefähr nach zehn Minuten kam ein Adjutant heraus, der mich eintreten hieß. Ich nahte mich dem Großfürsten — in bayrischer Rittmeisteruniform, den Wladimir-Orden auf der Brust. Er erkannte mich sogleich und hielt die wärmsten Lobreden über mein tapferes Benehmen bei Bray sur Seine; den Fürsten Rasumovski ersuchte er, mich um 6 Uhr abends in das Quartier Sr. Majestät, des Kaisers Alexander, zu bringen und in der dortigen antichambre seiner zu harren.

Schlag 6 Uhr waren wir dort. Der Generaladjutant Fürst Wolkonski empfing uns mit der Mitteilung, daß Groß-

fürst Konstantin sich eben bei Sr. Majestät befinde und befohlen habe, unsere Ankunft zu melden. Nach kaum fünf Minuten erschien ein russischer Ordonnanzoffizier und führte den Gesandten und mich durch drei große Zimmer in des Kaisers Kabinett.

Der Kaiser stand an der Seite des Großfürsten, an einen Tisch gelehnt, und sagte mir in höchst gnädigen Ausdrücken, daß er mich zum Rittmeister im donischen Kosakenpulk ernannt habe, welches dermalen in Warschau liege; das weitere würde mir Fürst Rasumovski bekanntgeben. Ich dankte für die Allerhöchste Gnade und entfernte mich.

Fürst Rasumovski kam beiläufig nach einer halben Stunde mit einem Kosakenoffizier meines künftigen Regimentes, der bei Sr. Majestät als Ordonnanzoffizier diente, aus den kaiserlichen Gemächern heraus und bedeutete mir, mich vorläufig nach der Uniform dieses Offiziers zu equipieren, meine dermalige Wohnung demselben bekanntzugeben und mich bereitzuhalten, in längstens fünf Tagen auf erfolgenden Ruf als Kurier mit Depeschen nach Warschau abzureisen und dort hierauf zu meinem Regimente einzurücken.

In drei Tagen war ich als Kosakenrittmeister equipiert.

Mittlerweile bat ich den Flügeladjutanten des FM. Wrede, Rittmeister von Besserer, der vielleicht in der ganzen bayrischen Armee mein einziger Freund war, um seine Verwendung, daß meine in Maikammer zurückgebliebenen sechs Reitpferde, die Monturen und Pferderüstungssachen veräußert und der Erlös an Kaufmann von L. übersendet werden möge, was er mir auch versprach.

Wer war glücklicher als ich, seit ich meiner Anstellung in russischen Diensten sicher zu sein glaubte. Mein Aufenthalt bei L. gehörte, von diesem Momente an, zur angenehmsten Zeit meines Lebens. Ich machte dem General Minutillo, gleich als ich am dritten Tage meine vollständige Kosaken-

adjustierung erhalten hatte, meine Aufwartung und unterhielt mich diesen Abend herrlich, ohne zu ahnen, welch bittere Zukunft meiner in nächster Zeit harre; von allen Seiten nahm ich die herzlichsten Glückwünsche entgegen.

Glück und Glas — wie leicht bricht das!

Drei Tage nach meiner Audienz bei Kaiser Alexander ereignete sich zwischen dem Großfürsten Konstantin und dem damaligen Obristen von Konstantin-Kürassieren, Fürsten Alfred Windischgrätz, die bekannte peinliche Geschichte auf dem Exerzierplatz bei Simmering. Großfürst Konstantin erhielt von Kaiser Alexander Befehl, den österreichischen Hof augenblicklich zu verlassen und sogleich nach Rußland abzureisen.

Ich bedauerte den Vorfall sehr, dachte aber nicht daran, daß er auf mein Geschick Einfluß haben könne. Ich erwartete nur den Auftrag, nach Rußland abzureisen und dem Großfürsten zu folgen.

Am fünften Tage nach meiner Audienz beim Zaren saßen wir eben bei L. zu Tische, als der Bediente einen russischen Offizier anmeldete.

Ich ging in das Vorzimmer; der Russe brachte mir die Weisung, sogleich zum Fürsten Wolkonski zu kommen. Wir alle vermuteten nichts anderes, als die Weisung zum Antritt meiner Kurierreise; ich folgte daher vergnügt meinem Führer.

In meiner Uniform als Kosakenoffizier, welche in einem schwarzen Waffenrock mit silbernen Bouillon-Epauletts, silbernen Schnüren und Knöpfen, silberner Säbelkuppel und derlei Kartusche bestand, trat ich beim Fürsten ein. Bei meinem Anblick rief dieser ganz betroffen: „Schon equipiert!" — „Lieber Freund", fuhr er fort, „Ihre Angelegenheit in Bayern, von der Sie uns in Kenntnis gesetzt haben, berührt den König von Bayern zu sehr, als daß Se. Majestät, unser Kaiser, es nicht als eine grobe Verletzung der königlichen

Person ansehen müßte, wenn er nicht an dem Schicksale des Grafen Zweybrücken den wärmsten Anteil nähme. Se. Majestät können Sie daher vorderhand nicht in unsere Armee aufnehmen. Suchen Sie einstweilen Ihr Leben auf irgendeine Art zu fristen, bis die Sache etwas mehr verraucht ist. Kommen Sie allenfalls in einem Jahre nach Warschau, dort hat Großfürst Konstantin seinen Sitz, dann wird Ihre Anstellung in unseren Diensten keinem Anstande unterliegen."

Ich war wie von einem Donnerschlag getroffen und verließ das Zimmer des Fürsten wie betäubt. Ich weiß nicht einmal, ob ich mich verbeugt hatte, als ich wegging. Wie eine Bildsäule blieb ich im Gange an einem Fenster stehen; der Verzweiflung nahe, konnte ich keinen Gedanken fassen. Jetzt war alles verloren; ich stand am Rande eines tiefen Abgrundes, aus welchem mir allgemeine Verachtung, Geringschätzung, Spott und Hohn und zuletzt der Bettelstab entgegenblickten.

Wäre der Großfürst noch in Wien gewesen, so hätten sich die Verhältnisse gewiß günstiger gestaltet, jetzt wußte ich nichts anzufangen. Ich schämte mich, in das Haus L . . . s zurückzukehren, ich schämte mich, auf die Gasse zu treten, ich glaubte, jeder Mensch sehe meine Entehrung auf meine Stirne geschrieben. — So stand ich vernichtet, an das Fenster gelehnt, ohne zu bemerken, was um mich vorging, obwohl beständig Leute im Gange vorübereilten.

Eine lange Weile mag so verflossen sein, als mich plötzlich eine Hand an der Schulter berührte und jemand in herzlichem Tone zu mir sagte: „Nicht so kleinlaut, junger Mann." Es war Fürst Wolkonski selbst, dem wahrscheinlich meine verzweiflungsvolle Stellung durch eine der vorübergehenden Personen gemeldet war. Ich sammelte meinen Geist, sah dem Fürsten mit stierem Blicke ins Gesicht, konnte aber nicht sprechen. Der Fürst nahm mich bei der Hand und führte mich in sein Zimmer zurück. Dort mußte ich auf

einem Sofa an seiner Seite Platz nehmen und er fing an, wahrhaft von Teilnahme gerührt, mir vorzustellen, daß ich vielleicht in russischen Diensten als Deutscher ebenfalls sehr unangenehm gedient haben würde, erzählte mir mehrere Beispiele hierüber, kurz, er gab sich alle Mühe, mich aufzurichten. Endlich gewann ich so viel Zuversicht und Herrschaft über meinen Gram, daß ich, mit Tränen im Auge, danken konnte und mich so ziemlich gefaßt entfernte.

Eine harte Zeit brach nun für meinen armen Onkel an. Zunächst begleiteten seine Unternehmungen lauter Fehlschläge.

Bei Kaufmann L. wurde er wenige Tage nach den bitteren Eröffnungen des Fürsten Wolkonski mit dem Güterdirektor einer gräflichen Herrschaft in Schlesien bekannt, der ihn auf einer erledigten Kontrollorstelle zu verwenden beabsichtigte. Als man sich zur Abreise nach Teschen anschickte, erhielt der Direktor von den Erben seines inzwischen verstorbenen Herrn die Nachricht, daß er selbst entlassen sei. Damit waren auch Gruebers Aussichten vernichtet.

Zwischen L. und ihn war eine Verstimmung getreten, die Grueber seiner einzigen Stütze beraubte.

Er wurde jetzt Tagschreiber bei einem Advokaten, logierte als Aftermieter in einem Dachzimmer und nährte sich aus einer Garküche.

In diese Zeit gehört auch ein Versuch des einstigen Rittmeisters, bei der Bühne ein Unterkommen zu finden. Das Probespiel vor dem Regisseur des Leopoldstädter Theaters fiel zur Zufriedenheit aus. Ehe es aber noch zu dem festgesetzten Auftreten kam, sank Grueber der Mut; er fürchtete, von seinen ehemaligen Kameraden erkannt zu werden und trat zurück.

Elf entbehrungsreiche Monate leistete er nun schon Diurnistendienste bei seinem Advokaten.

In einer weltentsagenden Anwandlung wollte er als Laienbruder in das Wiener Franziskanerkloster aufgenommen werden; den vernünftigen Einwendungen eines Ordensbruders gelang es jedoch, ihn von seinem Entschlusse abzubringen.

Durch Vermittlung des wieder mit ihm ausgesöhnten Kaufmanns L. erhielt Grueber eine Stelle als Wegmauteinnehmer in Schwarzenau in Niederösterreich, die er nach drei Vierteljahren mit einer solchen als Postexpeditor in Schrems vertauschte.

Eine interessante Begegnung erwähnen nun meines Onkels Aufzeichnungen.

Während meines Aufenthaltes in Schrems wurde ich eines Tages zum Fürst Schwarzenbergschen Oberamtmann nach Wittingau zu einem Fischfange eingeladen, weil alle Jahre einige fürstliche Teiche abgelassen, die großen Fische ausgehoben und die kleinen wieder in andere Teiche eingesetzt wurden, wobei es jederzeit festliche Mahle gab.

Am Tage der Fischerei ging nach der Tafel alles mit den Beamten der Herrschaft unter voranziehender türkischer Musik zu den bestimmten Teichen, welche mittlerweile schon abgelaufen waren, so daß man die lebenden Fische, Karpfen, Hechte, Schleien u. s. w. zu Tausenden auf dem trockenen Teichboden liegen sah.

Unter einem hohen Baume am Ufer war ein großer, langer Tisch mit verschiedenen Papieren, Schriften, Schreibmaterialien 2c. aufgestellt, wo der Oberamtmann mit seinem Amtspersonale Platz genommen hatte, während die Gäste um den Tisch herumstanden, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Am untersten Ende saß ein alter Mann, dessen Physiognomie mir augenblicklich als bekannt auffiel, dessen militärische Haltung den alten Soldaten verriet.

Dieser Greis hatte die Aufgabe, in ein vor ihm liegendes Protokoll die Gattungen der aus dem Teiche in Körben an das Ufer gebrachten und dort überzählten Fische nach den Rubriken einzutragen.

Wiederholt wies ihn der Oberamtmann wegen ungeschickter Eintragungen zurecht.

Mir war leid um diesen Alten; es sei ein Tagschreiber, wurde mir auf meine Frage von meinem Nachbar berichtet, früher wäre er General in der Armee gewesen und wegen der Mackschen Kapitulation von Ulm im Jahre 1805 kassiert und mit Festungsarrest bestraft worden. Weil er nichts zu leben hatte, nahm ihn der Oberamtmann aus Mitleid in seinen Dienst.

„Großer Gott,“ rief ich leise meinem Nachbar zu, „das ist ja der FML. Baron Auffenberg, ich erkenne ihn an seinen Säbelhieben im Gesicht, er war unser Divisionär, als wir bei Ulm standen.“

Ich war ungemein ergriffen, als ich diesen Mann erkannte, den ich so oft vor unserer Front hin und her galoppieren gesehen hatte, einen Mann, welchen man vor wenigen Jahren als einen der ausgezeichnetsten Feldherren nicht genug zu ehren wußte und der so oft für seinen Kaiser und sein Vaterland geblutet hatte. Der Gedanke, wie tief ein Mensch im Unglück sinken könne, erzeugte in mir eine derartige Verstimmung, daß ich auf der ganzen Rückfahrt nach Schrems nicht eine Silbe sprechen konnte.

Das spätere Schicksal Auffenbergs ist ebenfalls bemerkenswert.

Mehrere Jahre nach dem glücklich erfochtenen Siege bei Leipzig kam einmal bei Hofe die Sprache auf jene Kriegsepoche, wo sich Napoleons Glückstage ihrem Ende zuneigten. Kaiser Franz stellte an einen höheren General, der sich in der Völkerschlacht durch vortreffliche Dispositionen mit hohem Ruhm bedeckt hatte, die Frage, wer denn sein Lehrmeister in der Taktik gewesen sei.

Der Gefragte erwiderte dem Kaiser, daß es der leider unglückliche General Auffenberg war, welcher seit Jahren in Wittingau bei der Schwarzenbergschen Oberamtmannschaft sein Leben friste.

Der Kaiser bestimmte augenblicklich einen jährlichen Gnadengehalt von 4000 fl. aus den Kammergeldern. Auffenbergs Zukunft wäre geborgen gewesen, hätte der erwähnte General in seiner Gutherzigkeit nicht die Unvorsichtigkeit begangen, sofort eine Estafette an Auffenberg nach Wittingau abzusenden, um ihn von diesem Gnadenakte in Kenntnis zu setzen. — Auffenberg war durch sein Unglück zu sehr an den Nerven geschwächt, um die plötzliche Freude zu ertragen, er ward beim Durchlesen dieser Nachricht vom Nervenschlage getroffen und augenblicklich tot.

Volle acht Monate blieb Grueber als Postexpeditor in Schrems. Kurze Zeit wurde er hierauf als Diurnist beim Wiener Stadtmagistrat verwendet und sodann über Empfehlung des Bürgermeisters bei der niederösterreichischen Provinzial-Staatsbuchhaltung angestellt.

Die Aufzeichnungen fahren nun fort:

Während ich bei dieser Hofstelle arbeitete, verbreitete sich das Gerücht, daß Kaiser Franz sich mit der Königin von Württemberg, der bayrischen Prinzessin Karolina, vermählen würde und daß man König Max zur Vermählungsfeier in Wien erwarte.

L., bei dem ich abermals Tisch und Wohnung wie früher hatte, riet mir, mich an die junge Kaiserin zu wenden, um bei König Max Gnade für mich zu erwirken, damit ich wieder als Rittmeister in die bayrische Armee eintreten dürfe.

Es wurden mir durch General Minutillo und L. alle Wege geebnet, um durch die künftige Obersthofmeisterin der Kaiserin, Gräfin Lažansky, eine Audienz zu erhalten.

Die Kaiserin empfing mich äußerst gnädig, erkannte mich sogleich als den ehemaligen Rittmeister, der so oft gelegentlich der Hofcercles in München in Allerhöchstihrer Gesellschaft weilen durfte, mit dem sie wiederholt während der Hofsoireen am Spieltische sich zu unterhalten geruht hatte. Sie versprach

mir, sich bei der nächstfolgenden Ankunft ihres Vaters, des Königs Max, für mich zu verwenden.

Ich setzte meine Arbeiten bei der Staatsbuchhaltung einstweilen fort und fand ein hinlängliches Auskommen, um mir sogar etwas für die Zukunft zurückzulegen, da ich weder für Wohnung noch für Kost etwas auszulegen bedurfte, indem ich bei Minutillo und L. alles fand.

So verstrichen die Tage, bis König Max endlich wirklich auf Besuch zur Kaiserin nach Wien kam, da er zu den Vermählungsfeierlichkeiten nicht erschienen war.

Am 21. April 1817, ich habe diesen Tag in meinem Tagebuche besonders vorgemerkt, folglich nach einem bald dreijährigen, teils in äußerster Armut, teils wieder in besseren Verhältnissen, jedoch immer ungewiß und kummervoll verlebten Zeitraum, wurde ich zur Gräfin Lažansky gerufen. Sie empfing mich abermals sehr gütig und sagte mir, daß sich Ihre Majestät die Kaiserin gleich bei Ankunft des Königs an ihn gewendet habe, und zwar um Erfüllung der ersten Bitte als Kaiserin, aber auch sogleich die Antwort erhalten hatte: „Es sei alles gewährt, nur dürfe es den Rittmeister Grueber nicht berühren.“ —

Die Gräfin übergab mir im Auftrage der Kaiserin eine Rolle mit 25 Dukaten mit dem Befehle, mich nunmehr bei irgend einem österreichischen Regiment als Gemeinen enrollieren zu lassen, Ihre Majestät werden dafür Sorge tragen, daß ich binnen Jahr und Tag wieder eine Offiziersstelle in Österreich erhalten sollte. Dann würde sie das weitere durch Feldmarschall Fürst Schwarzenberg einleiten, um den König zu überzeugen, daß die Beschwerdeschrift des bayrischen Offizierskorps von Prinz Karl-Chevauxlegers nicht gerechtfertigt sei.

Ich verließ die Gräfin unter tausend Dankesäußerungen, ging zur Provinzialstaatsbuchhaltung zurück, gab dort mein Enthebungsgesuch ein und ging geradewegs noch am nämlichen

Tage in die Leopoldstädter Kavalleriekaserne, wo damals eben, zwei Tage vorher, Prinz Koburg-Ulanen zur Aufwartung eingerückt waren.

Mit meinen Zeugnissen in der Tasche, welche ich, von meiner früheren österreichischen Militärperiode her, von Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, FML. Alois Fürst Liechtenstein, Prinz Hohenzollern, FML. v. Siegenthal, Oberst Krotyherr und Kuttalek sowie General Minutillo besaß, ließ ich mich bei Oberst Baron Hammerstein anmelden.

Ich trug demselben meine Verhältnisse wahr und offen vor und bat ihn, mich als Gemeinen zum Regiment assentieren zu lassen, wobei ich ihn von dem erhaltenen Auftrage Ihrer Majestät, der Kaiserin, in Kenntnis setzte.

Wiedereintritt in österreichische Dienste als gemeiner Ulan.

Oberst Baron Hammerstein, etwas mißtrauisch, ob sich alles so verhalte, wie ich ihm erzählt hatte, ließ mich dennoch durch den Regimentsadjutanten zum Feldkriegskommissär führen, wo ich ärztlich untersucht und bei befundener Tauglichkeit als Gemeiner zum Regiment assentiert wurde.

Ich wurde bei der Obrist-(1.)Eskadron eingeteilt, erhielt mein Pferd, Montur, Armatur und Rüstung und war seelenvergnügt, weil ich wieder Soldat war.

Volle sieben Monate verstrichen. — Ich lebte im vollsten Sinne des Wortes als Gemeiner, der sein Pferd, Montur und Armatur selbst putzen und alle Dienste eines Gemeinen versehen mußte, obschon mir Oberst Hammerstein bei meiner Aufnahme die Versicherung gab, er werde genaue Nachforschungen anstellen, und wenn sich alles so verhalte, wie ich vorgetragen hatte, werde er für mich zu sorgen wissen. Doch schien es mir, als bekümmere sich keine menschliche Seele um mich. Um das Maß meines Leidens voll zu machen, stand ich unter einem Korporal, der mich auf alle möglichen Arten zu seckieren suchte, der mir mehrere Male, wenn ich Zimmertour hatte, mit dem Stocke drohte, weil er das Zimmer nicht rein genug gekehrt fand, der mit seiner Hand, in der er Staub und Asche verborgen hielt, öfters meinem Pferde im Stalle über den Rücken fuhr und mir dann boshafterweise schlechtes Putzen zur Last legte.

Erst jetzt lernte ich die schwere Aufgabe kennen, die mir, da ich ja früher Eskadronskommandant war, als Gemeiner zu lösen aufgebürdet war. Manchmal glaubte ich, meinen elenden Peiniger zu Boden werfen zu sollen, doch meiner Zukunft wegen mäßigte ich mich, um ja keinen Subordinationsfehler zu begehen, der mein zu hoffendes Avancement für immer vernichten konnte. So ertrug ich die größten Unarten dieses Korporals mit Engelsgeduld.

Zuletzt wurde es mir aber doch zu arg.

Ich war über meine Lage der Verzweiflung nahe, da ich wähnte, der Oberst sei vielleicht bei seinen Nachforschungen über meine bayrischen Dienste ebenfalls ungünstig und falsch berichtet worden. Ich hielt mich für ganz vergessen, weil sich niemand um mich bekümmerte.

Die so lange bewährte Geistesstärke schwand mit einem Male und voller Lebensüberdruß bemächtigte sich meiner. Voll Mißmut stand ich eines Morgens auf, nahm meine Pistole von der Wand, steckte eine scharfe Patrone zu mir, warf meinen Mantel um und ging festen Entschlusses zum Kasernentor, um in den nahegelegenen Augarten zu gelangen, wo ich mit mir ein Ende machen wollte.

Auf dem Wege dahin begegnete mir mein Zugskommandant, Oberleutnant Wipperferde, der aus den verstörten Gesichtszügen meinen Seelenzustand wahrgenommen haben mag.

Er hielt mich an, wobei er, als in der Zugluft mein Mantel auseinanderflatterte, meine in der Hand gehaltene Pistole entdeckte.

Er nahm mich beim Arm, führte mich auf sein, in der Kaserne gelegenes Zimmer und forderte mich teilnahmsvoll auf, ihm alles zu gestehen.

Ich sprach ihm von den unaufhörlichen Neckereien des Korporals und auch von meiner Vermutung, daß der Oberst durch unrichtige Auskünfte gegen mich eingenommen sein

dürfte, erleichterte mir mit einem Wort auf diese Art mein Gemüt.

Wipperferde tröstete mich, ließ den Korporal vorrufen, setzte ihn nach näheren Erhebungen über seine leidenschaftliche Behandlung meiner Person in Arrest, teilte mich einer anderen Korporalschaft zu und gab mir zugleich bekannt, daß der Oberst sehr ehrenvolle Auskünfte über mich eingeholt habe, und daß ich nächster Tage eine Änderung meines Schicksals erfahren würde.

Diese Mitteilung ermutigte mich wieder etwas. Wirklich wurde ich schon andern Tags zum Obersten gerufen, der mich mit freundlicher Miene ansprach:

„Mein lieber Grueber! Ich habe über Ihre Angelegenheit mehrseitige Erhebungen gemacht, die mich genügend überzeugten, daß man von Seite des bayrischen Offizierskorps mit Ihnen übel verfahren ist. Über Ihre frühere Konduite als österreichischer Offizier habe ich beim Hofkriegsrate erhoben, daß man Ihnen nur alles Rühmliche und Gute nachsagen kann, auch ließ mich Ihre Majestät, die Kaiserin, rufen und empfahl Sie mir besonders. Ihre bisherige Aufführung in meinem Regimente war sehr lobenswert. Da Sie schon früher durch mehrere Jahre Regimentsadjutant bei Herzog Albert-Kürassieren waren, folglich den österreichischen Kavalleriedienst genau kennen, werde ich Sie für den Major Prinzen Oettingen-Wallerstein, dessen Division zu Salzburg detachiert ist, als Adjutant bestimmen. Vorderhand ernenne ich Sie zum Korporal, sehr bald werde ich Sie zum Wachtmeister befördern. Machen Sie sich bereit, in drei Tagen geht der Prinz zu seiner Division ab.“

Vom Obersten entlassen, begab ich mich zum Prinzen Oettingen, welcher, wie der Oberst, in der Kaserne wohnte, mich ungemein freundlich aufnahm und mich gleich einem Offizier behandelte.

Ich erhielt von diesem jungen, äußerst liebenswürdigen Prinzen die Erlaubnis, welche dieser schon früher beim Obersten eingeholt hatte, mich als Kadett zu equipieren.

Am 1. November 1817 kamen wir in Salzburg an, wo ich bei meiner Tante, Baronin Grimming, meines Vaters Schwester, in Kost und Quartier genommen wurde und die ganze Zeit unserer dortigen Garnisonierung verblieb.

Schon am 24. November erschien der Regimentsbefehl aus Wien, mit welchem ich zum wirklichen Wachtmeister avancierte.

In dieser Eigenschaft fungierte ich als Adjutant des Prinzen bis zum 18. April 1818, an welchem Tage die Nachricht meiner Beförderung zum Unterleutnant im Regimente aus Wien eintraf.

In einem besonderen Pakete folgten in diesem Regimentsbefehle 1500 fl. K.-M. von Ihrer Majestät, der Kaiserin, zu meiner Equipierung mit. In ihrem Auftrage wurde ich vom Regimentskommandanten verständigt, den ganzen Vorfall mit Oberleutnant Graf Zweybrücken zu Papier zu bringen, die Beschwerdeschrift der Prinz Karl-Chevauxlegers, wovon mir durch die Gnade der Kaiserin eine Abschrift eingehändigt wurde, punktweise zu widerlegen.

Meine Detailschilderung wurde vom Regimentskommando dem Fürsten Schwarzenberg zugestellt und später, auf mir unbekanntem Wege, dem Könige Max von Bayern zur Kenntnis gebracht.

Ich erwähne hier nur noch, daß ich noch zur Zeit, als ich Wachtmeister war, die Erlaubnis des Kaisers Franz, d. d. Werschetz, den 8. Oktober 1817, zum Tragen des in bayrischen Diensten als Rittmeister erhaltenen kaiserlich-russischen St. Wladimir-Ordens 4. Klasse samt Kokarde und des bayrischen Armeekreuzes für die Jahre 1813 und 1814 erhielt.

Am 1. Mai 1818 marschierten wir, abgelöst durch eine Division Klenau-Chevauxlegers, von Salzburg nach Saaz in Böhmen, wo wir bei unserem Eintreffen schon den mittlerweile aus Wien dahin versetzten Regimentsstab fanden. Unsere Division rückte vor das Quartier des Obersten, um von ihm besichtigt zu werden.

Dieser blieb vor mir stehen, belobte mich über meine gut geführte Adjutantur und kündigte mir an, daß ich von Oberleutnant Fausch die Regimentsadjutantur zu übernehmen habe.

Die über Nacht in Saaz bequartierte Majorsdivision marschierte andern Tags in ihre Kantonierungsstation Podersam und Umgebung, ich aber blieb als Regimentsadjutant beim Stabe zurück.

Was inzwischen hinsichtlich meiner vom Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg beim König von Bayern eingeleitet ward, war mir bisher ganz unbekannt geblieben, als plötzlich eine geheime hofkriegsrätliche Order beim Regimente einlief. Es hieß darin, daß Se. Majestät, der König von Bayern, dem Offizierskorps des bayrischen Chevauxlegerregimentes Prinz Karl den Befehl erteilt habe, durch das Los aus seiner Mitte einen Offizier zu wählen, der sich mit dem österreichischen Leutnant von Grueber an der Grenze Böhmens, bei Eger, auf Leben und Tod zu schlagen habe, weil dasselbe in der Beschwerdeschrift gegen ihn ungerechtfertigte Vorwürfe erhoben hatte. Se. Majestät, der Kaiser, wolle diesem Duell kein Hindernis in den Weg legen, befehlen jedoch, daß dasselbe ohne Eklat vollführt werde.

Nun nahmen die Korrespondenzen unseres Offizierskorps mit dem bayrischen Obersten W., als früheren Regimentskommandanten der Prinz Karl-Chevauxlegers, ihren Anfang.

Mittlerweile war das bayrische Regiment aufgelöst und die Offiziere desselben in die anderen Chevauxlegerregimenter eingereiht worden. Daher verzögerte sich das Losen, weil die betreffenden Offiziere in verschiedenen Stationen von Bayern und der Rheinpfalz disloziert waren.

Erst im März 1819 kam die Verständigung, daß Oberleutnant Baron P. von Kronprinz-Chevauxlegers durch das Los zu meinem Gegner bestimmt sei; er würde mit zwei Sekundanten am 19. März 1819 bei Eger an der bayrischen Grenze eintreffen, wo man mich ebenfalls mit zwei Sekundanten erwarte.

Rittmeister Graf Wengierski und Oberleutnant von Freislich wurden zu meinen Sekundanten gewählt.

Wir drei reisten von Saaz mit der Post nach Eger ab, den strengen hofkriegsrätlichen Befehl in der Tasche, kein Aufsehen zu machen, sondern alles in größter Stille abzutun.

Es war am 17. März 1819, nachts 11 Uhr, als wir in Eger im Hotel zu den „zwei Prinzen" einfuhren. Der aus dem ebenerdigen Gastlokale, mit einem Lichte in der Hand, zu unserem Wagen eilende Oberkellner empfing uns mit den Worten:

„Ach! Endlich die Herren Ulanenoffiziere, die schon lange erwartet werden."

Wir sahen einander ganz erstaunt an; dann fragte Rittmeister Wengierski:

„Von wem werden wir erwartet?"

„Bayrische Kavallerieoffiziere, die schon vor zwei Tagen in dem nächsten, an der Grenze gelegenen, bayrischen Dorfe angekommen sind, haben gestern und heute schon mehrmals einen Boten hereingeschickt, um sich in den hiesigen Hotels zu erkundigen, ob noch keine österreichischen Ulanenoffiziere angekommen seien; sie wären gekommen, um einen dieser Offiziere niederzuschießen."

Artige Bewillkommnung! Wir wollten im Stillen unbemerkt nach Eger gelangen, während alles schon von dem bevorstehenden Zweikampfe wußte.

Ärgerlich stiegen wir aus dem Wagen und ließen uns ein Zimmer mit drei Betten geben. Wengierski schrieb augenblicklich ein Billett an die bayrischen Offiziere, worin ihnen unsere Ankunft in Eger angezeigt wurde. Weiters, daß wir den strengsten Befehl vom Hofkriegsrat hätten, von dem bevorstehenden Duell keine Veröffentlichung zu machen, um alles Aufsehen hiebei zu vermeiden. Sie hätten aber durch ihre Voreiligkeit bereits die ganze Stadt alarmiert, daher wir wünschen müßten, obschon der Zweikampf erst für den übermorgigen Tag (19. März) festgesetzt sei, gleich morgen den 18. März, früh fünf Uhr, auf dem Kampfplatze an der Grenze, jedoch schon auf bayrischem Boden, zusammenzutreffen.

Ein Eilbote wurde mit diesem Billett sogleich abgesendet und Rückantwort verlangt.

Inzwischen kamen mehrere Offiziere des in Eger garnisonierenden Jägerbataillons zu uns auf das Zimmer, um über dieses Duell zu sprechen, darunter Major Steinlein, ein geborner Regensburger, der meine Familie in Bayern gut kannte.

Der Major fragte unter anderem auch, mit welchen Waffen wir uns schlagen würden. „Mit Pistolen," entgegneten meine Sekundanten und wiesen zwei Pistolen des Obersten Hammerstein vor, sogenannte Kuchenreuter mit Stecher, mit denen ich mich seit Monaten dergestalt eingeübt hatte, daß ich auf zehn Schritte jeden Zwanziger entzweischoß.

„Diese Pistolen werden nicht angenommen," sagte uns Steinlein, „weil bei Duellen Pistolen mit Stechern, des zu sicheren Schusses wegen, in der Regel ausgeschlossen sind. Ich werde euch zwei gute Pistolen, auch Kuchenreuter, aber ohne Stecher, mitgeben; wenn ihr den Bayern mit Ehrenwort

bürgt, daß Grueber noch keinen Schuß aus ihnen gemacht hat, müssen sie angenommen werden."

Der Eilbote kam in kurzer Zeit mit der schriftlichen Antwort zurück, daß man uns andern Tags, fünf Uhr früh, im Wäldchen links von der Chaussee, die von Eger nach Bayern führt, hart an der Grenze, auf bayrischem Boden, erwarte.

Hier muß ich vorerst noch eines besonderen Vorganges erwähnen, von dem mir zwar nichts bewußt war, worüber mir aber meine Sekundanten nach dem Duelle Mitteilung machten. Es mag dies zum Beweise dienen, wie unerklärlich die geistigen Wirkungen von heftigen äußeren Eindrücken geleitet werden, ohne daß man mit Bewußtsein daran Anteil nehmen könne.

Es ist natürlich ein großer Unterschied, ob man in flagranti, wo das Blut in den Wallungen des Zornes durch die Adern strömt, zum Zweikampfe geht, oder ob man monatelang bei kaltem Blute den Folgen des bevorstehenden Kampfes nachsinnen kann. — Ich war zwar keineswegs entmutigt, kannte überhaupt Furcht gar nicht, allein ein ungemein beengendes Gefühl bemächtigte sich immerhin meiner, ohne daß ich selbes jemandem mitteilen wollte, aus reiner Besorgnis, falsch beurteilt zu werden und mich des Mangels an Mut zeihen zu lassen. In dieser monatelang in mir verschlossenen Stimmung fand mein Geist stete Aufregung und der Gedanke, daß es vielleicht die letzte meiner irdischen Handlungen sein dürfte, mag in der Seele tiefe Wurzel geschlagen haben. — Mensch bleibt Mensch.

Wir bewohnten in Eger gemeinsam ein großes Zimmer, in der Mitte stand ein Tisch, worauf eine Nachtlampe brannte. Mit der Idee, daß ich mich heute vielleicht zum letzten Male zu Bett legen dürfte, mag ich eingeschlafen sein, kann mich aber keines schweren Traumes erinnern. In der Nacht soll

ich nun, wie mir später meine Sekundanten erzählten, aufgestanden, schluchzend um den Tisch geschlichen und dann wieder in mein Bett gestiegen sein.

Früh vier Uhr weckte uns der Oberkellner.

Ich bemerkte in der Physiognomie meiner Sekundanten eine gewisse Unruhe. Sie redeten mir auf einmal, während wir uns ankleideten, mit einer gewissen Beklommenheit zu, ihnen ja heute keine Schande zu machen, so daß ich mich sehr beleidigt fühlte und ihnen ziemlich aufgeregt erwiderte, ob sie mich für einen Feigling hielten und ob sie glauben könnten, daß ich als Mann von Ehre nicht auch zu sterben wissen würde. Dadurch wurden sie beruhigter.

Der Wagen stand vor der Tür; wir fuhren eine kleine Viertelstunde zum österreichischen Mauthause an der Grenze, dort stieg ich aus dem Wagen und verweilte beim österreichischen Einnehmer, Meixner mit Namen, auf dem Amtszimmer, während meine Herren zum Kampfplatze schritten, um sich dort mit den bayrischen Sekundanten zu besprechen und Vorkehrungen zum Duell zu treffen.

Der Einnehmer sagte mir, daß schon zeitlich früh ganze Prozessionen von Leuten aus Eger, mitunter auch viele Equipagen, über die Grenze passiert wären und daß sich eine große Menschenmenge auf dem Duellplatze einfinden würde.

Ein Wagen holte mich ab.

Als ich auf dem kaum dreihundert Schritt von der Grenze entfernten Wahlplatze ankam, staunte ich nicht wenig, dort beiläufig zweitausend Menschen aus allen Ständen zugegen zu finden.

Mein Wagen hielt an der Straße; ich mußte einige hundert Schritt zum Kampfplatze in ein Wäldchen gehen und bemerkte hiebei mehrere Equipagen aus Eger und Baireuth an der Chaussee stehen, deren Insassen, wie ich nachher hörte, sich ebenfalls in das Wäldchen begeben hatten.

Ich mußte mich durch einen Haufen Leute drängen, um auf das Plateau im Wald zu kommen, wo meine Sekundanten und die drei bayrischen Offiziere meiner harrten.

Dort traf ich den Oberstleutnant K., einen mir unbekannten bayrischen Hauptmann, dann meinen Gegner, Oberleutnant P. und meine zwei Sekundanten auf dem Rendezvousplatze. Ich begrüßte alle und reichte P., der früher bei meiner Eskadron als Oberleutnant eingeteilt war und mit dem ich immer auf gutem Fuße stand, meine Hand, die er aber ganz kalt annahm. Er war niedergeschlagen, sprach wenig und äußerte nur achselzuckend, daß es ihm leid sei, daß gerade ihn das Los getroffen habe.

Meine Sekundanten sagten mir, daß die Pistolen Hammersteins nicht angenommen wurden, daß man sich daher mit Steinleins Pistolen schießen müsse.

Oberleutnant Freislich nahm eine dieser Pistolen, Oberstleutnant K. die andere, um sie scharf zu laden. Unterdessen legten P. und ich unsere Säbel, Epaulettes, Gold- und Silbersorten ab; ein Feldarzt der Jäger, den wir von Eger aus zum Kampfplatz bestellt hatten, packte seine Instrumente auf dem Boden aus, um mit denselben gleich bei der Hand zu sein. Dies war um so nötiger, als der bayrische Arzt, den man wahrscheinlich von Baireuth mitnahm, kein Verbandzeug und keine Instrumente zu benötigen erklärte, weil P. im Namen des von mir quasi geforderten bayrischen Offizierskorps ohnehin den ersten Schuß habe. Beim Laden der Pistolen muß Freislich ein zu dickes Kugelpflaster genommen oder dasselbe zu wenig mit Unschlitt bestrichen haben, kurz, die von ihm zu ladende Kugel blieb in der Hälfte des Pistolenrohrs stecken; man brachte sie weder vor noch rückwärts, da zum Unglück der einzige Kugelzieher zerbrach und jeder andere Versuch scheiterte.

Die ungebetenen Zuseher drängten sich immer näher zu unseren Standpunkten, so daß wir von ihnen in mehrfacher

Beziehung gehindert wurden. Dies belästigte mich ungemein und da ich ohnehin gefaßt war, daß P. gut treffen würde, ersuchte ich meine Sekundanten, andere Pistolen zu laden, um die Sache einmal los zu werden. Der Oberstleutnant K. bemerkte, daß nur P...s Pistolen vorhanden wären, mit denen er sich aber lange eingeübt habe.

„Gleichviel," erwiderte ich, „sie sollen geladen werden, um zu einem Ende zu kommen." Dies geschah.

Freislich nahm dann beide Pistolen, eine in die rechte, die andere in die linke Hand, kehrte sich mit dem Rücken gegen uns und fragte den Oberstleutnant K.:

„Wem soll die Pistole in meiner rechten Hand gehören?"

K. rief laut: „Dem Herrn Leutnant Grueber."

Ich trat zu Freislich hin und nahm meine Waffe. Gleichwie als sagte mir eine geheime Stimme ins Ohr: „Es ist auch das Recht auf deiner Seite", fühlte ich mich ganz gestärkt und beruhigt.

K. und Freislich traten nun auf den Kampfplatz und stellten sich mit den Rücken gegeneinander; jeder machte fünf Schritte vorwärts, wo ihre zwei entblößten Säbel in die Erde gesteckt wurden, dann schritten sie fünf Schritte vorwärts und stießen dort die Säbel der beiden anderen Sekundanten in die Erde.

Zu diesen zwei letzten Säbelklingen stellten sich P. und ich.

K. nahm nun das Wort und sagte:

„Meine Herren Duellanten, sie können bis zu den vor ihnen steckenden Säbeln Schritt für Schritt avancieren. Herr Oberleutnant P. kann, wann es ihm beliebt, seine Pistole abfeuern, Herr Leutnant Grueber darf aber während des Avancierens nur dann feuern, wenn P...s Pistole losgebrannt ist, es wäre denn, daß sie beide mit geladenen Waffen auf die letzte Distanz von zehn Schritten zu den Säbeln gelangen, wo dann jeder nach Belieben losschießen kann. Oberleutnant

P. hat als Geforderter während des Avancierens den ersten Schuß."

Nun wurden die lästigen Zuseher ermahnt, sich aus der Schußlinie zu entfernen, um uns einesteils Platz zu machen und anderenteils nicht selbst verwundet zu werden, was denn auch mit Blitzesschnelle geschah, so daß eine förmliche Gasse gebildet wurde.

Ich avancierte in schräger Stellung, Schritt für Schritt gegen P., welcher seine Pistole gegen meinen Kopf richtete und, mich so auf das Korn fassend, ebenfalls Schritt für Schritt gegen mich anrückte.

Jeder von uns hatte bereits vier Schritte zurückgelegt. P. drückte, während wir den letzten Schritt zu machen begonnen, seine Pistole ab. Die Kugel flog an meinem Kopf vorüber; von der Luft berührt, fühlte ich, wie mein Kinn augenblicklich anschwoll.

Im nämlichen Moment vollendete ich meinen letzten Schritt. Wir standen nun bei den letzten Säbeln, zehn Schritt voneinander.

Ich wendete mich jetzt gegen die Sekundanten mit den Worten:

„Meine Herren! Wenn es ihnen recht ist, so feuere ich meine Kugel in die Luft und begnüge mich mit der Genugtuung."

Da schrie K.: „Nein, mein Herr! Se. Majestät, der König, haben befohlen, daß einer von Ihnen auf dem Platze bleiben oder schwer verwundet sein müsse. Wenn Sie auch fehlen, wird P. abermals feuern."

Ich war nicht willens, den Gegner noch einmal zum Schusse kommen zu lassen, wollte ihn aber nicht niederstrecken, sondern nur durch eine Verwundung unfähig machen, schlug demnach auf die Mitte des Schenkels an und drückte los.

Allein, da ich seine Pistolen nicht kannte, so drang die Kugel gerade ober dem Hüftbein in die Bauchhöhle ein.

P. stürzte rücklings zu Boden.

Ich warf meine entladene Pistole weg, sprang zu ihm und reichte ihm die Hand, die er konvulsivisch drückte, da er nicht mehr sprechen konnte.

Die Sekundanten und beide Ärzte eilten ebenfalls zu dem Gefallenen. Unser Arzt war der erste, der dem Verwundeten schnell das Kollett aufriß, um die Wunde zu sehen, welche leider wenig blutete.

Der bayrische Arzt spielte den stummen Zuseher, da er, wie gesagt, nicht einmal ein Heftpflaster bei sich hatte.

Oberstleutnant K. hatte vor dem Duelle zu meinen Sekundanten geäußert, daß auch er nach beendigtem Duelle, falls P. bleiben sollte, noch besonders mit mir zu tun haben würde. Hievon verständigte mich Freislich in Kürze, während die übrigen Herren bei dem Blessierten standen. Somit trat ich, so sehr ich selbst angegriffen war, schnell auf K. los: „Nun, Herr Oberstleutnant, stehe ich auch Ihnen zu Diensten.“

Er war ganz betroffen, umarmte mich und sagte mir mit wehmütigem Blick auf P.:

„Nein! Sie haben sich ritterlich gehalten, ich habe nichts mehr von Ihnen zu fordern. Gott gäbe nur, daß P..s Wunde nicht tödlich ist, denn Sie müssen wissen, daß er Bräutigam ist und seine Braut unsrer in Baireuth harrt.“

Ich war selbst über P..s Fall sehr ergriffen, weshalb ich mich nur schnell vom Kampfplatze entfernte und über die Grenze zum österreichischen Mauthause eilte.

Unter den Zusehern befand sich auch bayrischer und österreichischer Pöbel; der letztere ließ bei P..s Sturz laute Freudenausbrüche hören: „Es lebe Österreich!“

Die Gegenpartei antwortete: „Ihr österreichischen Zipfel! Wartet, wir werden euch lehren, unser Land zu betreten und unsere Leute zu morden ...“ u. s. w. So waren Stänkereien

unter diesem Gesindel zu befürchten, wodurch der Eklat noch größer werden konnte, als er ohnehin schon war.

Es ging jedoch ohne Störungen alles auseinander. P. wurde in meinen Wagen getragen und langsam weggeführt.

Als ich zum kaiserlichen Mauthause kam, stand der Einnehmer Meixner mit einer Bouteille Wein und einem gefüllten Glase vor der Tür und trank mir unter Glückwünschen über meine Rettung zu. Ich nahm zwar auch einen Schluck, begab mich aber gleich in sein Amtszimmer und erwartete traurig meine Sekundanten, welche mich bei ihrer Rückkehr in den Wagen aufnahmen, der nach Eger zurückwendete.

Im Herausfahren zum Rendezvousplatze passierten wir, unfern unseres Mauthauses, einen kleinen Friedhof mit einer Kirche. Ich hatte bemerkt, daß meine Sekundanten bedeutungsvolle Blicke miteinander wechselten, allein ich schwieg dazu.

Als wir aber jetzt an diesem Friedhof wieder vorüberkamen, befragte ich sie nach ihren früheren Mienen und Gebärden. Man gestand mir, daß sie willens waren, wenn ich tot auf dem Wahlplatze bleiben sollte, wie sie sicher wähnten, mich in diesem Friedhofe zu Grabe legen zu lassen. So hatte ich mir dies früher selbst gedeutet, und erhielt jetzt nur die Bestätigung meiner Vermutung.

Meine Kameraden erzählten mir nun auch, was ich die vorige Nacht im Gasthause getrieben; sie hätten es für eine Vorahnung meines Todes gehalten. Weiters teilten sie mir auch mit, daß man P. die Kugel aus dem Rücken geschnitten habe, und daß der Arzt die Wunde sehr gefährlich fand, weil eine große innere Verblutung stattgefunden hatte.

Ich war bis zu Tränen gerührt.

Späteren Nachrichten zufolge, die wir aber erst in Saaz erfuhren, hatte sich am dritten Tage eine leichte Besserung bei dem Verwundeten gezeigt.

Seine Sehnsucht nach der Braut veranlaßte die Sekundanten, ihn in einem Wagen nach Baireuth zu führen, was er aber nicht vertrug, sondern auf der Fahrt starb.

Während unserer Rückreise nach Eger strömten Haufen von Leuten mit uns zurück. In Eger selbst, war alles in den Gassen in lebhafter Bewegung, da einer dem andern den Vorfall erzählte; kurz gesagt, allerorten war besondere Aufregung bemerkbar.

Wir fuhren in unseren Gasthof zu den „zwei Prinzen", ließen uns, da es 1 Uhr war, ein Diner aufs Zimmer bringen und bestellten die Post, um gleich nach dem Mittagmahle nach Saaz zurückzufahren.

Während wir bei Tische saßen, klopfte es an unsere Zimmertür und ein Offizier des Platzkommandos trat mit den Worten herein:

„Meine Herren, auf Befehl des Herrn Obristen-Platzkommandanten sind Sie meine Arrestanten, ich ersuche Sie, mir Ihre Säbel zu übergeben."

Wir standen vom Tische auf und ersuchten den Offizier, uns zum Platzkommandanten zu führen, da wir eine geheime hofkriegsrätliche Order bei uns hätten.

Der Offizier versicherte uns, daß er dem Herrn Obristen hievon die Meldung machen werde, verlangte aber wiederholt unsere Säbel, die er dem ihn begleitenden Ordonnanzkorporal übergab. Er hieß uns Zimmerarrest halten, bis er zurückkommen würde.

Es währte kaum zehn Minuten, als er mit unseren Säbeln wieder da war und uns zum Obristen begleitete.

Nach unseren zufriedenstellenden Aufklärungen, hieß er uns eiligst nach Ellbogen abfahren, um auch den dortigen Kreishauptmann, an welchen von der Egerer Zivilbehörde bereits estaffaliter der Vorfall angezeigt worden sei, aufzuklären und ihn zu bewegen, daß keine weitere Anzeige an den Oberstburggrafen nach Prag gemacht werden möchte.

In Ellbogen kamen wir aber zu spät; die Anzeige war schon nach Prag abgesendet worden.

Wir setzten sonach unsere Reise bis Karlsbad fort, wo wir übernachteten und andern Tags früh nach Saaz abfuhren.

Ungefähr um 3 Uhr nachmittags, einige tausend Schritt vor den Toren von Saaz, begegnete uns Obrist Hammerstein, der mit seiner Gemahlin eine Spazierfahrt machte.

Während meine Sekundanten dem ausgestiegenen Obristen abseits Bericht erstatteten, begab ich mich zur Baronin, die im Wagen geblieben war.

Sie erschrak, als sie mein, von der Schußkontusion mächtig angeschwollenes und etwas aufgeritztes Kinn wahrnahm. Der Obrist, der dann wieder herzutrat, belobte mich ob meines mutvollen Benehmens, gab mir aber die Weisung, gleich bei meiner Ankunft in Saaz die Post zu nehmen und nach Prag zu reisen, um den Oberstburggrafen im Namen des Regiments zu bitten, keine weitere Anzeige bei Hof zu machen, oder wenigstens das Sachverhältnis der Wahrheit gemäß dahin zu berichten.

Ich vollzog diesen Auftrag so schnell als möglich; andern Tags früh 8 Uhr war ich in Prag.

Oberstburggraf, Graf Kolowrat, verfügte sich selbst mit mir in seine Expeditionskanzlei, um zu erfahren, ob die schon unterfertigte Anzeige des Vorfalls abgelaufen sei. Als der Expeditsdirektor versicherte, daß selbe schon vor mehreren Stunden an Se. Majestät expediert worden sei, versprach der Graf, daß er eiligst die von mir erhaltene Aufklärung des eigentlichen Sachverhaltes nachtragen würde.

Ob es geschehen, weiß ich nicht.

Ich kehrte nach Saaz zurück und trat wieder als Regimentsadjutant ein.

Mein Zweikampf machte auch in der Gegend von Saaz ungemein viel Aufsehen, umsomehr als einige Damen aus

Saaz in Eger auf Besuch und bei dem Duelle ebenfalls anwesend waren.

Einige Tage später kehrte der in Baireuth beurlaubt gewesene Rittmeister Graf Münster unseres Regiments von dort zurück und erzählte von dem prunkvollen Begräbnisse P...s., dem er beigewohnt hatte.

Das bayrische Offizierskorps setzte dem Gefallenen ein Monument, welches aus einer weißmarmornen Pyramide bestand, mit der Inschrift:

„Er fiel zur Ehre der bayrischen Armee, den 18. März 1819, im Zweikampfe vor Eger an Bayerns Grenze."

Wie ich leider später erfuhr, soll in Baireuth ein Schundblatt erschienen sein, in welchem neue Beleidigungen gegen mich ausgesprochen wurden. Es wurde jedoch eine sehr begründete Replik zu meinen Gunsten, unbekannt von wem, mittels Plakat in Baireuth angeschlagen.

Meine Ehre war aber gerettet und mehr bedurfte es nicht.

So verstrichen einige Wochen, als wir von Oberstleutnant Graf Tige unseres Regiments, der beim Kronprinzen Erzherzog Ferdinand als Obersthofmeister und Generaladjutant fungierte, aus Wien ein Schreiben erhielten, worin er die Mitteilung machte, daß Se. Majestät, der Kaiser Franz über den Eklat des Duelles sehr ungehalten sei und daß schlimme Folgen für das Offizierskorps und vorzüglich für mich zu erwarten seien, da man hierüber hohen Orts wahrscheinlich ein Kriegsgericht anordnen werde.

Diese Absicht muß jedoch vermutlich durch Feldmarschall Schwarzenberg, in eine günstigere Bahn geleitet worden sein, denn nach einigen Wochen, während welcher wir getrost tagtäglich dem Rufe vor ein Kriegstribunal entgegensahen, erhielten wir abermals vom Grafen Tige die Nachricht, Seine Majestät habe „einen Stein auf den Akt gelegt" und die Sache sei als abgetan zu betrachten.

Für mich war es aber immerhin von Folgen, daß P. starb, weil seine Schwester bei der Königin Therese von Bayern dame du palais war, wodurch ich eine neue Feindin erhielt, welche des Königs Vorsatz, mich wieder als Rittmeister-Eskadronschef in die bayrische Armee zurückzurufen, gänzlich zu hintertreiben wußte.

Meine militärische Karrière schien also für immer untergraben und ich diente noch bis zum 20. Mai 1820 als Regimentsadjutant bei Koburg-Ulanen fort. In der Nachbarschaft machte ich viele Bekanntschaften, da man allerorten den mutigen Duellanten, wie man mich zu nennen pflegte, kennen lernen wollte, wurde daher zu Grafen Czernin in Schönhof, Baronin Schluzius, Herrn von Schreiter zu Schwarzenfeld, Gräfin Klebelsberg u. s. w. zu Gast geladen, kurz, lebte diese Zeit hindurch sehr angenehm.

Hier enden die Aufzeichnungen.

Grueber trat später in den Zivilstaatsdienst; seine Wunden hatten seine Dienstfähigkeit erheblich verringert.

Noch während der Garnisonierung in Saaz lernte er auf dem benachbarten Gute Ribnian die Tochter des Prager Landesadvokaten Dr. Devecchi kennen, mit der er sich nach dem Austritt aus dem k. k. Heer vermählte.

Der energische Mann schlug nun, von der untersten Stufe beginnend, die Finanzlaufbahn ein. Mit seiner jungen Frau zog er in ein entlegenes Gebirgsdorf in Tirol, wo er, fern von allen Annehmlichkeiten des Lebens, seinen neuen Dienst antrat. Reicher Kindersegen war ihm bald erblüht, doch begleiteten Krankheit und Entbehrungen die nächsten Jahre. Widerwärtigkeiten, die sich der streng rechtliche Grueber im Kampfe gegen unlautere Gebarung auf den Hals lud, führten häufig zu lästiger Versetzung von einem auf den andern Posten.

Auch sein Lebensabend war durch den frühen Tod hoffnungsvoller Kinder verdüstert; immer wieder fand er aber Mut und Kraft, die Lebensbürde weiter zu tragen, seiner Umgebung ein leuchtendes Beispiel jener

Seelenstärke, die in nie verzagender Zuversicht auf den endlichen Ausgang wurzelt.

Grueber, als Kameralrat und Bezirksvorsteher in den Ruhestand getreten, beschloß sein bewegtes Leben in Innsbruck im Jahre 1865.

Das von dem bayrischen Offizierskorps dem im Zweikampf gefallenen Oberleutnant Baron P. errichtete Monument steht noch heute als verwitterte Pyramide in den Loimannschen Anlagen zwischen Franzensbad und Eger, und ist vielen Besuchern dieser beiden Orte wohlbekannt. Auf Befragen, was dieses Monument bedeute, erhält man die knappe Auskunft, daß hier ein Offizier im Duell geblieben sei.

